**Der jüdische Krieg**

Lion Feuchtwanger

Erstes Buch

ROM

Sechs Brücken führten über den Fluß Tiber. Blieb man auf der rechten Seite, dann war man gesichert; hier waren die Straßen voll von Männern, die man schon an ihren Bärten als Juden erkannte; überall sah man jüdische, aramäische Inschriften, und mit einem bißchen Griechisch kam man leicht durch. Aber sowie man eine der Brücken überschritt und sich auf die linke Seite des Tiber wagte, dann war man wirklich in der großen, wilden Stadt Rom, ein Fremder, hoffnungslos allein. Dennoch schickte Josef den Knaben Cornel, seinen beflissenen kleinen Führer, an der Emiliusbrücke zurück; er wollte endlich allein zurechtkommen, schon um sich seine Eignung und Geschicklichkeit zu beweisen. Der kleine Cornel hätte seinen Fremden gern noch weiter begleitet. Josef schaute ihm nach, wie er zögernd über die Brücke zurückschritt, und unvermittelt, mit scherzhaft liebenswürdigem Lächeln, streckte er, der Jude Josef, den Arm mit der geöffneten Hand aus, grüßte den Knaben auf römische Art, und der Judenknabe Cornel, lächelnd auch er, gab gegen das Verbot des Vaters den Gruß auf römische Art zurück. Dann bog er links ein hinter das hohe Haus, und jetzt war er fort, und jetzt war Josef allein, und jetzt wird sich zeigen, wieweit sein Latein stichhält. So viel weiß er: hier vor ihm ist der Rindermarkt, und rechts dort ist die Große Rennbahn, und dort irgendwo, auf dem Palatin und dahinter, wo die vielen kribbelnden Menschen sind, baut der Kaiser sein neues Haus, und links hier durch die Tuskerstraße geht es zum Forum, und Palatin und Forum sind das Herz der Welt. Er hat viel über Rom gelesen, aber es nützt ihm wenig. Der Brand vor drei Monaten hat die Stadt sehr verändert. Er hat gerade die vier Bezirke im Zentrum zerstört, über dreihundert öffentliche Gebäude, an sechshundert Paläste und Einfamilienhäuser, mehrere tausend Miethäuser. Es ist ein Wunder, wieviel diese Römer in der kurzen Zeit schon neu gebaut haben. Er mag sie nicht, die Römer, er haßt sie geradezu, aber das muß er ihnen lassen: Organisationstalent haben sie, sie haben ihre Technik: Technik, er denkt das fremde Wort, denkt es mehrmals, in der fremden Sprache. Er ist nicht dumm, er wird diesen Römern von ihrer Technik etwas abluchsen.

Er schreitet energisch los. Schnuppert neugierig und erregt die Luft dieser fremden Häuser und Menschen, in deren Belieben es steht, ihn hochzuheben oder unten zu halten. Bei ihm zu Hause, in Jerusalem, ist dieser Monat Tischri auch in seiner letzten Woche noch sehr heiß; aber hier in Rom heißt er September, und heute jedenfalls atmet es sich frisch und angenehm. Ein leichter Wind lockert ihm das Haar auf, er trägt es etwas lang für römische Verhältnisse. Eigentlich sollte er überhaupt einen Hut aufhaben; denn es gehört sich für einen Juden in seiner Stellung, im Gegensatz zu den Römern, nur mit bedecktem Kopf auszugehen. Ach was, hier in Rom laufen die meisten Juden genauso barhaupt wie die andern, zumindest wenn sie die Tiberbrücken hinter sich haben. Seine jüdische Gesinnung wird nicht lauer, auch wenn er keinen Hut trägt.

Jetzt steht er vor der Großen Rennbahn. Hier ist alles voll von Trümmerwerk, hier war der Ursprung des Brandes. Immerhin, die Steinteile der Grundform sind intakt. Eine Riesensache, diese Große Rennbahn. Man braucht an die zehn Minuten, um ihre Länge auszuschreiten. Das Stadion in Jerusalem und das in Cäsarea sind wahrhaftig nicht klein, aber vor diesem Bauwerk wirken sie wie Spielzeug.

Im Innern der Rennbahn schichtet es sich, Steine und Holz, es wird gearbeitet. Neugierige treiben sich herum, Kinder, Bummler. Josef hat seine Garderobe noch nicht ganz der Hauptstadt angepaßt; dennoch, wie er so einherschlendert, jung, schlank, stattlich, mit Augen, die nach allem greifen, wirkt er elegant, nicht knauserig, ein Herr. Man drängt sich an ihn, bietet ihm Amulette an, Reiseandenken, eine Nachahmung des Obelisk, der fremd und feierlich in der Mitte der Rennbahn steht. Ein autorisierter Fremdenführer will ihm alle Einzelheiten zeigen, die kaiserliche Loge, das Modell des Neubaus. Aber Josef winkt mit gespielter Lässigkeit ab. Er steigt allein herum zwischen den Steinbänken, als sei er hier bei den Rennen ständiger Zuschauer gewesen.

Das hier unten sind offenbar die Bänke der Hocharistokratie, des Senats. Niemand wehrt ihm, sich auf einen dieser vielbegehrten Sitze niederzulassen. Man sitzt gut hier in der Sonne. Er lockert seine Haltung, stützt den Kopf in die Hand, schaut blicklos nach dem Obelisk in der Mitte.

Eine bessere Zeit für sein Vorhaben als diese Monate jetzt nach dem großen Brand hätte er nicht erwischen können. Die Leute sind gut aufgelegt, empfänglich. Die Energie, mit der der Kaiser sich an den Wiederaufbau der Stadt gemacht hat, wirkt belebend auf alle. Überall regt es sich, ringsum ist Zuversicht und Geschäft, helle, frische Luft, sehr anders als die schwierige, stickige Atmosphäre Jerusalems, in der er nicht weiterkam.

In der Großen Rennbahn, auf der Bank des Senats, in der angenehmen Sonne dieses faulen Frühnachmittags, inmitten des Lärms des wieder aufzubauenden Rom überprüft Josef leidenschaftlich und doch kühl wägend seine Chancen. Er ist sechsundzwanzig Jahre alt, er hat alle Voraussetzungen einer großen Laufbahn, Herkunft aus adligem Haus, gründliche Bildung, staatsmännisches Geschick, rasenden Ehrgeiz. Nein, er will nicht in Jerusalem versauern. Er ist seinem Vater dankbar, daß der an ihn glaubt und ihm erwirkt hat, daß man ihn nach Rom schickte.

Seine Mission hier ist allerdings recht fragwürdig. Juristisch betrachtet, hat der Große Rat von Jerusalem weder Anlaß noch Legitimation, in dieser Sache einen Sondergesandten nach Rom abzuordnen. Josef hat auch aus allen Winkeln seines Hirns Argumente zusammenkratzen müssen, bis die Herren in Jerusalem zögernd nachgaben.

Also: die drei Mitglieder des Großen Rats, die der Gouverneur Anton Felix vor nunmehr zwei Jahren als Aufrührer an das Kaiserliche Tribunal nach Rom geschickt hat, sind zu Unrecht zu Zwangsarbeit verurteilt. Gewiß, die drei Herren waren in Cäsarea gewesen, als dort die Juden während der Wahlunruhen die kaiserlichen Insignien vor der Residenz des Gouverneurs herunterholten und zerbrachen: aber sie selber hatten sich an dem aufrührerischen Akt nicht beteiligt. Wenn der Gouverneur gerade diese drei hochgestellten Greise herausgegriffen hatte, so war das Willkür gegen Unschuldige, ein skandalöser Übergriff, eine Beleidigung des gesamten jüdischen Volkes. Josef sah hier die ersehnte, große Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Er hat neue Zeugen für die Unschuld der drei aufgetrieben, er hofft, am kaiserlichen Hof ihre Rehabilitierung oder wenigstens ihre Begnadigung durchzusetzen.

Die römischen Juden freilich, das hat er gemerkt, werden sich nicht übermäßig anstrengen, ihm bei seiner Mission zu helfen. Der Möbelfabrikant Cajus Barzaarone, Präsident der Agrippenser-Gemeinde, bei dem er wohnt und an den er gute Empfehlungen seines Vaters mitbringt, hat ihm in Andeutungen, schlau, wohlwollend und vorsichtig die Situation erklärt. Den hunderttausend Juden in Rom geht es nicht schlecht. Sie leben in Frieden mit der übrigen Bevölkerung. Sie sehen mit Unbehagen, wie in Jerusalem die nationale, Rom feindliche Partei der »Rächer Israels« zu immer größerem Einfluß kommt. Sie denken gar nicht daran, ihre angenehme Lage zu gefährden, indem sie sich einmengen in die ständigen Reibereien der Jerusalemer Herren mit Rom und der kaiserlichen Verwaltung. Nein, das Wesentliche wird Josef selber schaffen müssen.

Vor ihm schichtete es sich, Stein und Holz, Ziegel, Säulen, Marmor jeder Farbe. Das Bauwerk stieg empor, sichtbar fast. Wenn er nach einer halben Stunde oder einer Stunde hier weggeht, dann wird es gewachsen sein, nicht um viel, um ein Tausendstel vielleicht seines bestimmten Maßes, aber eben das genaue für diese Stunde bestimmte Maß wird erreicht sein. Aber auch er hat etwas erreicht in dieser Zeit. Sein Drang nach vorwärts ist heißer geworden, brennender, unwiderstehlich. Jeder Schlag, jedes Hämmern und Sägen, das von den Bauleuten herdringt, schlägt, hämmert, sägt an ihm, während er scheinbar gelassen, ein Bummler wie die vielen andern, in der Sonne hockt. Er wird viel zu schaffen haben, bis er seine drei Unschuldigen aus dem Kerker herausholt, aber er wird es schaffen.

Schon kommt er sich nicht mehr so klein und arm vor wie an seinem ersten Tag. Sein Respekt vor den fleischigen, zugesperrten Gesichtern der Leute hier hat sich gemindert. Er hat gesehen, diese Römer sind kleiner von Wuchs als er. Er geht schlank und groß unter ihnen herum, und die Frauen in Rom drehen den Kopf nicht weniger nach ihm als die in Jerusalem und Cäsarea. Irene, die Tochter des Gemeindepräsidenten Cajus, ist, ihren Vater störend, ins Zimmer zurückgekehrt, sicher nur, weil er da war. Er hat einen guten Körper, ein rasches, wendiges Gehirn. Mit einundzwanzig Jahren hat er sich den großen Doktortitel der Tempelhochschule in Jerusalem geholt, er beherrscht das ganze, verzweigte Gebiet der juristischen und theologischen Schriftdeutung. Und hat er nicht sogar zwei Jahre als Eremit gelebt, in der Wüste, bei dem Essäer Banus, um sich hier die reine Schau anzueignen, die Versenkung in sich, die Intuition? Nichts fehlt ihm als die unterste Sprosse der Leiter, der eine günstige Augenblick. Aber er wird kommen, er muß kommen.

Der junge Literat und Staatsmann Josef Ben Matthias kniff die Lippen zusammen. Warten Sie, meine Herren vom Großen Rat, meine hochmütigen Herren von der Quadernhalle des Tempels. Sie haben mich geduckt, Sie haben mich unten gehalten. Wenn mein Vater zu den Spesen, die mir Ihr Tempelfonds bewilligte, nicht noch einiges zugegeben hätte, dann hätte ich nicht hierher fahren können. Aber jetzt sitze ich hier in Rom als Ihr Delegierter. Und, seien Sie überzeugt, ich werde das ausnützen. Ich werde es Ihnen zeigen, meine Doktoren und Herren.

Die Leute im Innern der Großen Rennbahn riefen einander zu, standen auf, schauten alle nach *einer* Richtung. Vom Palatin kam es glitzernd herunter, ein großer Trupp, Vorläufer, Pagen, Gefolge, Sänften. Auch Josef erhob sich, wollte sehen. Gleich war auch der Führer von vorhin wieder an seiner Seite, und diesmal wies ihn Josef nicht zurück. Es war nicht der Kaiser, nicht einmal der Gardekommandant, es war ein Senator oder sonst ein großer Herr, der sich von dem Architekten Celer durch den Neubau der Rennbahn führen ließ.

Neugierige drängten näher, von Polizei und der Dienerschaft des Architekten und seiner Begleiter zurückgehalten. Es gelang dem geschickten Führer, mit Josef in die erste Reihe vorzustoßen. Ja, wie er schon an der Livree der Pagen, Läufer und Lakaien erkannt hatte, es war der Senator Marull, der sich die Rennbahn zeigen ließ. Ungefähr wußte selbst Josef, wer das war; denn wie in allen Provinzen, so erzählte man sich auch in Jerusalem wilde Geschichten über diesen Marull als über einen der ersten Lebemänner des Hofs, der den Kaiser in allen Fragen raffinierten Genusses unterwies. Übrigens sollten auch gewisse volkstümliche Possen, die frechen Revuen zum Beispiel, die der große Komiker Demetrius Liban aufführte, ihn zum Autor haben. Gierig beschaute Josef den vielgenannten Herrn, der lässig in seinem Tragstuhl den Erklärungen des Architekten zuhörte, manchmal den blickschärfenden Smaragd seines Lorgnons zum Auge führend.

Ein anderer Herr fiel Josef auf, den man mit der größten Achtung behandelte. Aber war das denn überhaupt ein Herr? Er war aus seiner Sänfte herausgestiegen; schlecht und lotterig angezogen, schlurfte er zwischen dem ringsum geschichteten Baumaterial, dicklich, mit unordentlich rasiertem, fleischigem Kopf, schwere, schläfrige Augen unter einer vorgebauten Stirn. Er hörte nur halb hin auf die Ausführungen des Architekten, hob ein Stück Marmor hoch, drehte es in seinen fetten Fingern, brachte es ganz nah an seine Augen, roch daran, warf es wieder weg, nahm einem Maurer sein Werkzeug aus der Hand, betastete es. Setzte sich schließlich auf einen Block, schnürte ächzend seine aufgegangenen Schuhe neu, die Hilfe eines herbeigeeilten Lakaien unwillig abweisend. Ja, der Führer kannte auch ihn; es war Claudius Regin. »Der Verleger?« fragte Josef. Möglich, daß er auch Bücher verkaufte, aber davon wußte der Führer nichts. Der kannte ihn als Hofjuwelier des Kaisers. Ein sehr einflußreicher Herr jedenfalls, ein großer Finanzmann, trotzdem er sich geradezu armselig in seiner Kleidung gab und so wenig Gewicht auf Zahl und Prunk seines Gefolges legte. Sehr merkwürdig; denn er war noch als Leibeigener geboren, Sohn eines sizilischen Vaters und einer jüdischen Mutter, und diese heraufgekommenen Herren beliebten sonst eine glänzende Aufmachung. Eine fabelhafte Karriere hatte dieser Claudius Regin hinter sich, das war gewiß, mit seinen zweiundvierzig Jahren. Es gab unter der unternehmungslustigen Regierung des jetzigen Kaisers viele Geschäfte, dicke Geschäfte, und Claudius Regin hatte seine Hand in allen. Ein großer Teil der ägyptischen und der libyschen Getreideflotte gehörte ihm, seine Silos in Puteoli und Ostia waren Sehenswürdigkeiten.

Der Senator Marull und der Hofjuwelier Claudius Regin unterhielten sich laut und ungeniert, so daß die erste Reihe der Neugierigen, in der Josef stand, jedes Wort hören konnte. Josef erwartete, die beiden Männer, deren Namen in den literarischen Zirkeln der ganzen Welt mit Achtung genannt wurden, denn Claudius Regin galt als der erste Verleger Roms, würden bedeutsame ästhetische Anschauungen austauschen über den Neubau der Rennbahn. Er lauschte gespannt. Er konnte dem hurtigen Latein der beiden nicht folgen, aber so viel merkte er, es ging nicht um Ästhetisches oder Weltanschauliches: man sprach von Preisen, Kursen, Geschäften. Deutlich hörte er die helle, nasale Stimme des Senators, der im Ton vergnügter Nekkerei aus seiner Sänfte her fragte, so laut, daß man es weithin vernahm: »Verdienen Sie eigentlich auch an der Großen Rennbahn, Claudius Regin?« Der Juwelier, er saß auf einem Steinblock in der Sonne, die Hände bequem auf den dicken Schenkeln, erwiderte, unbekümmert auch er: »Leider nein, Senator Marull. Ich dachte, bei den Lieferungen für die Rennbahn habe unser Architekt Sie in das Geschäft genommen.« Josef konnte noch mehr hören von dem Gespräch der beiden Herren, aber mangelnde Sprach- und Fachkenntnis hinderte ihn am Verstehen. Der Führer, selber nicht recht informiert, suchte zu helfen. Claudius Regin hatte offenbar ebenso wie der Senator Marull rechtzeitig in den wenig bebauten Vierteln der Außenbezirke riesige Terrains billig erworben; jetzt, nach dem großen Brand, schuf der Kaiser in der Innenstadt Raum für seine öffentlichen Bauten und drängte die Miethäuser in die Außenbezirke ab; man konnte gar nicht zu Ende rechnen, welchen Wert die Außenterrains gewonnen hatten.

»Ja, ist es denn nicht verboten, daß Mitglieder des Senats Geschäfte machen?« fragte plötzlich Josef den Führer. Der Führer schaute seinen Fremden verblüfft an. Einige ringsum hatten gehört, sie lachten, andere lachten mit, man gab die Frage des Mannes aus der Provinz weiter, und plötzlich war da ein schallendes Gelächter, sich über die ganze riesige Rennbahn fortpflanzend.

Der Senator Marull fragte nach dem Grund. Ein kleiner Raum wurde frei um Josef, unvermittelt stand er Aug in Aug mit den beiden großen Herren. »Paßt Ihnen was nicht, junger Mann?« fragte aggressiv, doch nicht ohne Spaß der Dicke; er saß auf seinem Steinblock, die Unterarme auf den massigen Schenkeln wie die Statue eines ägyptischen Königs. Eine helle Sonne schien nicht zu heiß, leichter Wind ging, ringsum war gute Laune. Das zahlreiche Gefolge hörte vergnügt der Unterhaltung der beiden Herren mit dem Mann aus der Provinz zu.

Josef stand bescheiden, keineswegs verlegen. »Ich bin erst seit drei Tagen in Rom«, sagte er in etwas mühsamem Griechisch. »Ist es ungewöhnlich dumm, wenn ich mich in den Mietverhältnissen dieser großen Stadt noch nicht zurechtfinde?« — »Woher sind Sie denn?« fragte aus seiner Sänfte der Senator. »Aus Ägypten?« fragte Claudius Regin. »Ich bin aus Jerusalem«, erwiderte Josef, und er nannte seinen ganzen Namen: Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe. »Das ist viel, für Jerusalem«, meinte der Senator, und es war nicht recht zu erkennen, ob es Ernst oder Spaß war. Der Architekt Celer zeigte sich ungeduldig, er wollte den Herren seine Projekte erklären, es waren große Projekte voll Einfall und Kühnheit, und er wollte sich durch den läppischen Provinzler nicht stören lassen. Allein der Finanzmann Claudius Regin war neugierig von Natur, und er saß bequem auf seinem warmen Steinblock und fragte seinen jungen Juden aus. Josef gab bereitwillig Auskunft. Er wollte möglichst Neues und Interessantes erzählen, sich und sein Volk wichtig machen. Ob es auch hier in Rom vorkomme, fragte er, daß ein Haus vom Aussatz befallen werde. Nein, sagte man ihm, das komme nicht vor. Aber in Judäa, berichtete Josef, ereigne es sich zuweilen. Es zeigten sich dann in den Mauern kleine rötliche oder grünliche Vertiefungen. Manchmal gehe das so weit, daß man das Haus abbrechen müsse. Manchmal könne der Priester helfen, aber die Zeremonie sei nicht einfach. Der Priester müsse die erkrankten Steine herausbrechen lassen, dann müsse er zwei Vögel nehmen, Zedernholz, scharlachfarbene Wolle und Ysop. Mit dem Blut des einen Vogels müsse er das Haus besprengen, siebenmal, den andern Vogel aber müsse er vor der Stadt auf offenem Feld freilassen. Dann sei das Haus versöhnt und rein. Die ringsum hörten den Bericht mit Interesse und die meisten ohne Spott; denn sie hatten Sinn für Absonderliches und liebten das Unheimliche.

Der Juwelier Claudius Regin beschaute aus seinen schläfrigen Augen ernsthaft den eifrigen, hageren jungen Mann. »Sind Sie in Geschäften hier, Doktor Josef«, fragte er, »oder wollen Sie sich einfach den Wiederaufbau unserer Stadt anschauen?« — »Ich bin in Geschäften hier«, antwortete Josef. »Ich habe drei Unschuldige zu befreien. Das gilt bei uns als dringliches Geschäft.« — »Ich fürchte nur«, meinte leicht gähnend der Senator, »wir sind im Augenblick mit dem Wiederaufbau so stark beschäftigt, daß wir wenig Zeit haben für die Details von drei Unschuldigen.«

Der Architekt sagte ungeduldig: »Für die Brüstung der kaiserlichen Loge verwende ich diesen grün und schwarz gesprenkelten Serpentin. Man hat mir ein besonders schönes Stück aus Sparta geschickt.« — »Ich habe die Neubauten in Alexandrien gesehen jetzt auf der Herreise«, sagte Josef, er wollte sich nicht aus der Unterredung drängen lassen. »Die Straßen dort sind breit, hell und gerade.« Der Architekt sagte abschätzig: »Alexandrien aufbauen kann jeder Steinklopfer. Dort haben sie Raum, ebene Fläche.« — »Beruhigen Sie sich, Meister«, sagte mit seiner hohen, fettigen Stimme Claudius Regin. »Daß Rom was anderes ist als Alexandrien, sieht auch ein Blinder.«

»Lassen Sie mich den jungen Herrn belehren«, sagte lächelnd der Senator Marull. Er war angeregt, er hatte Lust, sich zu produzieren, wie das auch der Kaiser Nero liebte und sehr viele große Herren des Hofs. Er ließ die Vorhänge seiner Sänfte weiter zurückschlagen, daß alle ihn sehen konnten, das magere, gepflegte Gesicht, den senatorischen Purpurstreif seines Kleides. Er beschaute den Mann aus der Provinz durch den Smaragd seines Lorgnons. »Ja, junger Herr«, sagte er mit seiner nasalen, ironischen Stimme, »wir sind zur Zeit noch im Aufbau und nicht ganz komplett. Immerhin können Sie auch ohne viel Phantasie jetzt schon erkennen, was wir für eine Stadt sein werden, noch bevor dieses Jahr zu Ende ist.« Er richtete sich etwas höher, streckte den Fuß vor, der in dem hochgesohlten, roten, dem Ersten Adel vorbehaltenen Schuh stak, nahm, leicht parodierend, den Ton eines Marktschreiers an. »Ohne Übertreibung darf ich behaupten: wer das goldne Rom nicht kennt, kann nicht sagen, daß er wahrhaft gelebt hat. Wo immer in Rom Sie sich befinden, Herr, Sie sind stets in der Mitte, denn wir haben keine Grenze, wir verschlingen immer mehr von den umliegenden Ortschaften. Sie hören hier hundert Sprachen. Sie können hier die Besonderheiten aller Völker studieren. Wir haben hier mehr Griechen als Athen, mehr Afrikaner als Karthago. Sie können hier auch ohne Weltreise alle Produkte der Welt antreffen. Sie finden Ladungen aus Indien und Arabien in solcher Quantität, daß Sie zu der Überzeugung gelangen müssen, in Zukunft sei dort das Land für immer entblößt, und wenn jene Völker den Bedarf an ihren eigenen Erzeugnissen decken wollen, müssen sie zu uns kommen. Was wünschen Sie, mein Herr, spanische Wolle, chinesische Seide, Alpenkäse, arabische Parfüms, medizinische Drogen aus dem Sudan? Sie bekommen eine Prämie, wenn Sie etwas nicht finden. Oder wünschen Sie die neuesten Nachrichten? Man ist auf dem Forum und dem Marsfeld genau informiert, wenn in Oberägypten die Getreidekurse sinken, wenn ein General am Rhein eine törichte Rede hielt, wenn unser Gesandter am Hof des Partherkönigs durch zu lautes Niesen unangenehmes Aufsehen erregte. Kein Gelehrter kann arbeiten ohne unsere Bibliotheken. Wir haben so viele Statuen wie Einwohner. Wir zahlen die höchsten Preise für Tugend und für Laster. Was Ihre Phantasie sich ausdenken kann, finden Sie bei uns; aber Sie finden viel mehr, was Ihre Phantasie sich nicht ausdenken kann.«

Der Senator hatte sich aus der Sänfte vorgeneigt; ringsum im weiten Umkreis hörte man zu. Er hatte die ironische Pose bis zum Schluß durchgehalten, die Imitation eines Advokaten oder Marktschreiers, aber es klang warm durch seine Worte, und alle spürten, daß diese große Lobrede auf die Stadt mehr war als Parodie. Hingerissen hörten sie zu, wie die Stadt gerühmt wurde, ihre Stadt, mit ihren gesegneten Tugenden und ihren gesegneten Lastern, Stadt der Reichsten und der Ärmsten, lebendigste Stadt der Welt. Wie im Theater dem gefeierten Schauspieler jubelten sie dem Senator Beifall, als er zu Ende war. Der Senator Marull aber hörte schon nicht mehr hin, hatte auch keinen Blick mehr für Josef. In seiner Sänfte verschwand er, winkte den Architekten heran, ließ sich das Modell des Neubaus erklären. Auch der Juwelier Claudius Regin richtete nicht mehr das Wort an Josef. Immerhin hatte er, als Josef vom Strudel der sich zerstreuenden Menge weggerissen wurde, für ihn ein Zwinkern ironischer Aufmunterung, das sein fleischiges Gesicht sonderbar schlau veränderte.

Nachdenklich, ohne Blick für die Umwelt, oft angerempelt, schob sich Josef durch das Gewimmel der Stadt. Er hatte die lateinische Rede des Senators nicht ganz verstanden, aber sie wärmte auch ihm das Herz und gab seinen Gedanken Flug. Er stieg hinauf auf das Capitol, sog ein den Anblick der Tempel, Straßen, Denkmäler, Paläste. In dem Goldenen Haus, das dort errichtet wurde, regierte der römische Kaiser die Welt, und vom Capitol erließen Senat und Volk von Rom Beschlüsse, die die Welt änderten, und dort in den Archiven, in Erz gegraben, lag die Ordnung der Welt, wie Rom sie ordnete. Rom hieß Kraft, er sprach das Wort vor sich hin: Rom, Rom, und dann übersetzte er es ins Hebräische, da hieß es: Gewurah und klang viel weniger furchtbar, und dann übersetzte er es ins Aramäische, da hieß es: Kochah und hatte alle seine Drohung verloren. Nein, er, Josef, Sohn des Matthias aus Jerusalem, Priester der Ersten Reihe, hatte keine Angst vor Rom.

Er schaute über die Stadt hin, sie belebte sich immer mehr, die Zeit des großen Nachmittagverkehrs war da. Geschrei, Gewimmel, Geschäftigkeit. Er trank in sich das Bild der Stadt, aber dahinter, wirklicher als dieses wirkliche Rom, sah er seine Heimatstadt, die Quadernhalle des Tempels, in der der Große Rat tagte, und wirklicher als den Lärm des Forums hörte er das gelle Getöse der Ungeheuern Schaufelpfeife, die bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang über Jerusalem hin und bis nach Jericho verkündete, daß jetzt das tägliche Brandopfer am Altar Jahves dargebracht werde. Josef lächelte. Nur wer in Rom geboren ist, kann Senator werden. Dieser Herr Marull sieht stolz und turmhoch aus seiner Sänfte und steckt seinen Fuß in den roten, hochgesohlten, schwarzgeriemten Schuh der vierhundert Senatoren. Aber er, Josef, zieht es vor, in Jerusalem geboren zu sein, trotzdem er nicht einmal den Ring des Zweiten Adels hat. Diese Römer lächelten über ihn: aber tiefer lächelte er über sie. Was sie geben konnten, die Männer des Westens, ihre Technik, ihre Logik, das konnte man lernen. Was man nicht lernen konnte, das war die Schaukraft des Ostens, seine Heiligkeit. Die Nation und Gott, Mensch und Gott waren dort eins. Aber es war ein unsichtbarer Gott, er konnte nicht geschaut werden und nicht gelernt. Man hatte ihn oder hatte ihn nicht. Er, Josef, hatte es, dieses Unlernbare. Und daß er das andere lernen werde, die Technik und die Logik des Westens, daran zweifelte er nicht.

Er ging das Capitol hinunter. Seine langen, heftigen Augen brannten aus dem blaßbraunen, knochigen Gesicht. Man wußte in Rom, daß unter den Leuten aus dem Osten viele von ihrem Gott Besessene waren. Man schaute ihm nach, manche ein wenig spöttisch, einige wohl auch mit Neid, aber den meisten, den Frauen vor allem, gefiel er, wie er einherging, voll von Träumen und Ehrgeiz.

Cajus Barzaarone, Präsident der Agrippenser-Gemeinde, bei dem Josef wohnte, war Inhaber der blühendsten Kunstmöbelfabrik in Rom. Seine Hauptmagazine lagen auf der andern Seite des Tiber, in der eigentlichen Stadt, ein Kleinbürgerladen in der Subura, die beiden großen Luxusgeschäfte in den Arkaden des Marsfelds; an Werktagen war auch sein geräumiges Privathaus im Judenviertel in der Nähe des Drei-Straßen-Tors vollgestopft mit Dingen seines Betriebs. Heute aber, am Vorabend des Sabbat, war keine Spur davon zu merken. Das ganze Haus, vor allem das geräumige Speisezimmer, schien Josef heute verwandelt. Sonst lag der Raum gegen den Hof offen; heute war er durch einen mächtigen Vorhang abgeschlossen, und Josef erkannte wohlig angerührt den Brauch der Heimat, die Sitte Jerusalems. Er wußte: solange dieser Vorhang geschlossen blieb, war ein jeder im Speisezimmer als Gast willkommen. Wurde er zurückgerafft, so daß die freie Luft hereinströmte, dann begann das Mahl, und wer dann kam, kam zu spät. Auch war der Raum heute nicht nach römischer Art, sondern nach dem Brauch Judäas erleuchtet: silberne, mit Veilchengirlanden geschmückte Lampen hingen von der Decke. Auf dem Büfett, auf dem Tafelgeschirr, auf Bechern, Salzfässern, Öl-, Essig- und Gewürzflaschen, glänzte das Emblem Israels, die Weintraube. Zwischen den vielen Geräten aber, und das rührte Josefs Herz wohliger als aller Glanz, standen strohumhüllte Wärmekisten; denn am Sabbat durfte nicht gekocht werden, deshalb waren die Speisen schon bereitet, und ihr Geruch erfüllte den Raum.

Trotz dieser anheimelnden Umwelt fühlte sich Josef unzufrieden. Er hatte im stillen damit gerechnet, man werde ihm, als einem Priester der Ersten Reihe und Träger des großen Doktortitels von Jerusalem, einen Platz auf einem der drei Speisesofas anbieten. Allein diesem eingebildeten Römer war es wohl zu Kopf gestiegen, daß jetzt nach dem großen Brand sein Möbelgeschäft so gut ging, und er dachte gar nicht daran, ihm einen von seinen Ehrenplätzen anzuweisen. Vielmehr sollte er offenbar mit den Frauen und den mindergeachteten Gästen an dem großen allgemeinen Tisch sitzen.

Warum steht man eigentlich herum und zieht nicht den Vorhang hoch und beginnt zu essen? Cajus hat seinen Kindern längst die Hand auf die Scheitel gelegt, sie segnend mit dem uralten Spruch, die Knaben: Gott lasse dich werden wie Ephraim und Menasse, das Mädchen: Gott mache dich wie Rahel und Lea. Alle sind ungeduldig und haben Appetit: worauf wartet man?

Da kommt vom Hof her hinter dem Vorhang eine bekannte Stimme, und jetzt schlurft aus dem Vorhang ein fetter Herr herein, den Josef schon gesehen hat: der Finanzmann Claudius Regin. Er begrüßt spaßhaft auf römische Art den Hausherrn und dessen uralten Vater Aaron, er wirft auch den Mindergeehrten ein paar wohlwollende Worte herüber, und siehe, Josef wird sehr stolz: er erkennt ihn, er blinzelt ihm aus seinen schweren, schläfrigen Augen zu, er sagt mit seiner hohen, fettigen Stimme, und alle hören es: »Guten Tag, Friede mit dir, Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe.« Dann sogleich rafft man den Vorhang hoch, Claudius Regin legt sich ohne weiteres auf das mittlere Speisesofa, auf den Ehrenplatz. Cajus nimmt das andere, der alte Aaron das dritte. Dann spricht Cajus über einem vollen Becher judäischen Weines, Weines von Eschkol, das Heiligungsgebet des Sabbatabends, er segnet den Wein, und der große Becher geht von Mund zu Mund, und dann segnet er das Brot, bricht es, verteilt es, und alle sagen amen, und dann endlich beginnt man zu essen.

Josef sitzt zwischen der dicklichen Hausfrau und der hübschen sechzehnjährigen Tochter des Hauses, Irene, die hemmungslos ihre sanften Augen an ihn hängt. Es sind noch viele Leute an der großen Tafel, der Knabe Cornel und der andere halbwüchsige Sohn des Cajus, auch zwei demütige, unscheinbare Theologiestudenten, die darauf warten, sich heute abend hier satt zu essen, und vor allem ein junger Herr mit einem braungelben, scharfen Gesicht, der ihm gegenübersitzt und ihn unverhohlen auf und ab schaut. Es stellt sich heraus, daß der Herr auch aus Judäa stammt, aus der halbgriechischen Stadt Tiberias allerdings, und daß er Justus heißt, ja, Justus von Tiberias, und daß seine innere und äußere Situation der des Josef bedenklich ähnelt. Wie dieser hat er Theologie studiert, Jurisprudenz und Literatur. Er beschäftigt sich vornehmlich mit Politik, lebt hier als Agent des Titularkönigs Agrippa, und wenn er an Familienadel hinter Josef zurücksteht, so hat er von Geburt an eine bessere Kenntnis des Griechischen und Lateinischen; auch ist er bereits drei Jahre hier. Die jungen Herren beriechen einander, neugierig beide, höflich und mit viel Mißtrauen.

Drüben auf den Speisesofas ist die Konversation laut, ungeniert. Die beiden prunkvollen Synagogen in der eigentlichen Stadt Rom sind niedergebrannt, während die drei großen Bethäuser hier auf dem rechten Tiberufer unversehrt geblieben sind. Es war natürlich schmerzlich und eine Heimsuchung, daß die beiden Gotteshäuser verbrannt waren, aber ein bißchen freute es die Gemeindevorsteher vom rechten Tiberufer trotzdem. Die fünf jüdischen Gemeinden Roms hatten jede ihren eigenen Präsidenten, es war ein scharfer Wettkampf zwischen ihnen, vor allem zwischen der sehr exklusiven Veliasynagoge von drüben und der vielköpfigen, doch gar nicht wählerischen Agrippenser-Gemeinde des Cajus. Des Cajus Vater vor allem, der uralte Aaron, keifte zahnlos gegen die hochfahrenden Dummköpfe vom andern Ufer. War es nicht Gesetz und altes Herkommen, die Synagogen jeweils auf den höchsten Platz ihrer Umgebung zu stellen, so wie der Tempel in Jerusalem die Stadt von der Höhe aus beherrschte? Aber natürlich, Julian Alf, der Präsident der Veliagemeinde, mußte seine Synagoge in unmittelbarer Nähe des Palatin haben, auch wenn er sie zu diesem Zweck tiefer stellen mußte. Es war Strafe Gottes, daß er seine Häuser hatte niederbrennen lassen. Strafe vor allem auch dafür, daß die Juden vom andern Ufer ihr Salz bei den Römern kauften, wo doch jeder wußte, daß dieses römische Salz des schönen Aussehens wegen mit Schweinefett bestrichen war. So schimpfte der Uralte über alles und auf alle. Soviel Josef seinem nicht ganz zusammenhängenden wilden Gemurmmel entnehmen konnte, war er jetzt bei denjenigen, die ihre heiligen hebräischen Namen aus Gründen der Mode und des Geschäfts in lateinische und griechische umwandelten. Sein Sohn Cajus, der selber ursprünglich Chajim hieß, lächelte gutmütig, verständnisvoll; eigentlich dürften das die Kinder nicht hören. Claudius Regin aber lachte, klopfte dem Uralten auf die Schulter, sagte, er habe von Geburt an Regin geheißen; denn er sei leibeigen geboren, und so habe sein Herr ihn genannt. Aber eigentlich müßte er Melek heißen, so habe seine Mutter ihn manchmal gerufen, und er habe durchaus nichts dagegen, wenn auch der Uralte ihn Melek nennen wolle.

Der braungelbe Justus von Tiberias hat sich mittlerweile an Josef herangetastet. Josef fühlte sich schon die ganze Zeit von ihm beobachtet. Er hat den Eindruck, daß dieser Justus sich innerlich über ihn lustig macht, über seine Konversation, über seine Aussprache, seine Jerusalemer Eßsitten, wie er zum Beispiel mit Daumen und drittem Finger den parfümierten *Zahnstocher* aus Sandelholz zum Mund führt. Jetzt, unvermittelt, fragt ihn dieser Justus, und es klingt schon wieder so verdammt überlegen weltstädtisch: »Sie sind wohl in politischen Geschäften hier, mein Doktor und Herr Josef Ben Matthias?« Und da kann sich Josef nicht halten, er muß diesem höhnischen jungen Römer zu schmecken geben, daß es wirklich etwas Großes und Wichtiges ist, dessenthalb man ihn hierher delegiert hat, und er legt dar den Fall seiner drei Unschuldigen. Er gerät in Feuer, er spricht etwas zu pathetisch für die Ohren dieser skeptischen römischen Gesellschaft; dennoch wird es still in beiden Teilen des Raumes, auf den Speisesofas und an dem großen Tisch, alle hören sie dem beredten, von sich und seiner Sache hingerissenen jungen Menschen zu. Josef merkt gut, wie schwärmerisch Irene zu ihm aufblickt, wie sein Kollege Justus sich ärgert, wie selbst Claudius Regin wohlgefällig schmunzelt. Das beflügelt ihn, seine Worte werden größer, sein Glaube an seine Sendung wärmer, seine Rede bekommt Atem. Bis unwillig der Uralte unterbricht: am Sabbat spreche man nicht von Geschäften. Josef schweigt sogleich, demütig erschrocken. Aber im Innern ist er zufrieden, er spürt, seine Rede hat Wirkung getan.

Endlich ist die Mahlzeit zu Ende, Cajus spricht das lange Tischgebet, alles verdrückt sich, zurück bleiben nur die ernsthaften Männer. Jetzt lädt Cajus auch Josef und Justus auf die Speisesofas. Der umständliche Mischapparat wird auf den Tisch gebracht. Man nimmt, nachdem der strenge Alte weg ist, die vom Gebrauch vorgeschriebenen Kopfbedeckungen ab, lüftet sich.

Da liegen und hocken also die vier Männer zusammen, bei Wein, Konfekt und Früchten, satt, vergnügt, aufgelegt zu Gespräch. In angenehm gelblichem Licht liegt der Raum, der Vorhang ist hochgezogen, von dem dunkeln Hof her weht willkommene Kühlung. Die beiden älteren Herren schwatzen mit Josef über Judäa, fragen ihn aus. Cajus ist leider nur einmal in Judäa gewesen, als junger Mann noch, es ist lange her; er hat mit den Hunderttausenden von Wallfahrern sein Opferlamm am Passahfest zum Tempel gebracht. Er hat viel gesehen in der Zwischenzeit, Triumphzüge, üppige Schauspiele in der Arena, in der Großen Rennbahn, aber der Anblick des weißgoldenen Tempels in Jerusalem und der enthusiastischen Hunderttausende, die den Ungeheuern Raum füllten, bleibt das Größte, was er in seinem Leben sah. Alle hier in Rom hängen sie an der alten Heimat. Haben sie nicht ihre eigene Pilgersynagoge in Jerusalem? Schicken sie nicht Abgaben und Tempelgeschenke? Sparen sie nicht ihr Geld, um ihre Leichen nach Judäa zu schicken, auf daß sie begraben seien in der alten Erde? Aber die Herren in Jerusalem tun das Ihre, einem diese alte Heimat zu verekeln. Warum, verdammt noch eins, vertragt ihr euch nicht mit der römischen Verwaltung? Man kann mit den kaiserlichen Beamten in Frieden auskommen, es sind tolerante Leute, wir haben das oft erfahren. Aber nein, ihr in Judäa müßt immer eure Querköpfe durchsetzen, die Rechthaberei liegt euch im Blut, eines schönen Tages wird der Topf zerschlagen sein. Aufs Johannisbrot werdet ihr kommen, übersetzte er sich ins Aramäische, lächelnd, doch im Grunde sehr ernst.

Der Juwelier Claudius Regin konstatiert schmunzelnd, daß Josef nach strenger Jerusalemer Etikette seinen Becher nicht auf einmal leert, sondern ihn dazwischen zweimal niedersetzt. Claudius Regin kennt die Verhältnisse in Judäa genau, er war erst vor zwei Jahren dort. Nicht die römischen Beamten sind schuld daran, daß Judäa nicht zur Ruhe kommt, auch nicht die großen Herren in Jerusalem: sondern einzig und allein die kleinen Agitatoren, die »Rächer Israels«. Nur weil sie keinen andern Weg sehen, politische Karriere zu machen, hetzen sie zu einem aussichtslosen bewaffneten Aufstand. Nie sei es den Juden besser gegangen als unter der Regierung dieses gesegneten Kaisers Nero. Sie hätten auf allen Gebieten Einfluß, und dieser Einfluß werde wachsen, wenn sie nur klug genug seien, ihn nicht allzu grell ins Licht zu stellen. Was sei wichtiger: Macht haben oder Macht zeigen? schloß er und spülte sich den Mund mit lauwarmem Wein.

Josef fand es an der Zeit, ein Wort für die »Rächer Israels« einzulegen. Die Herren in Rom, meinte er, sollten nicht vergessen, daß in Judäa nicht kühle Vernunft allein regiere, sondern notwendig auch das Herz mitspreche. Man stolpere dort bei jedem Schritt über die Insignien der römischen Souveränität. Herr Cajus Barzaarone habe sich mit warmem Herzen der Passahfeier im Tempel erinnert. Wenn man aber sehen müsse, wie brutal und zynisch zum Beispiel die römische Polizei sich in diesem Tempel aufführe, die am Passahfest dorthin zur Wahrung der Ordnung befohlen sei, dann laufe auch einem ruhigen Mann der Kopf rot. Es sei nicht leicht, die Befreiung aus Ägypten zu feiern, wenn man bei jedem Wort die Faust der Römer im Nacken spürt. Sich hier in Rom ruhig zu halten ist keine Kunst, hier würde es wahrscheinlich auch mir nicht schwerfallen; aber unerträglich schwer ist es in dem Land, das Gott auserwählt hat, in dem Gott seinen Wohnsitz hat, im Lande Israel.

»Gott ist nicht mehr im Lande Israel, Gott ist jetzt in Italien«, sagte eine scharfe Stimme. Alle sahen den Gelbgesichtigen an, der diese Worte gesprochen hatte. Er hielt seinen Becher in der Hand, er hatte den Blick auf keinem, sein Satz war nur für ihn selber bestimmt. Es war auch nicht Abfertigung oder Hohn darin, er hatte eine Tatsache festgestellt, und nun schwieg er.

Alle schwiegen. Es war auf diese Worte nichts zu sagen. Selbst Josef spürte widerwillig, daß Wahrheit darin war. »Gott ist jetzt in Italien«, er übersetzte sich den Satz ins Aramäische. Das Wort traf ihn tief.

»Da haben Sie wahrscheinlich recht, junger Herr«, sagte nach einer Weile der Finanzmann Claudius Regin. »Sie müssen wissen«, wandte er sich an Josef, »ich bin nicht etwa Jude, ich bin der Sohn eines sizilischen Leibeigenen und einer jüdischen Mutter, mein Herr hat sich seinerzeit gehütet, mich beschneiden zu lassen, wofür ich ihm offen gestanden heute noch dankbar bin. Ich bin Geschäftsmann, ich vermeide die Nachteile einer Sache, wo ich kann; andernteils nehme ich die Vorteile einer Sache, wo ich sie finde. Ihr Gott Jahve leuchtet mir besser ein als die Konkurrenz. Ich sympathisiere mit den Juden.«

Der große Finanzmann lag behaglich da, den Becher mit dem lauwarmen Wein in der Hand, die schlauen, verschlafenen Augen in den dunklen Hof gerichtet. Am dritten Finger trug er eine mächtige, matte Perle, von der Josef den Blick nicht losbrachte. »Ja, Doktor Josef«, sagte Cajus Barzaarone, »das ist die schönste Perle der vier Meere.« — »Ich trage sie nur am Sabbat«, sagte Claudius Regin.

Wenn er diesen Abend nicht nützte, überlegte Josef, wenn er jetzt aus dem Sattheitswohlwollen, der NachtischSentimentalität des mächtigen Mannes keinen Vorteil zog, dann war er ein Trottel und nie imstand, die Sache seiner drei Unschuldigen zu einem glücklichen Ende zu führen. »Da Sie zu den Sympathisierenden gehören, Herr Claudius Regin«, wandte er sich bescheiden und doch dringlich an den Finanzmann, »wollen Sie sich nicht der drei Unschuldigen von Cäsarea annehmen?«

Der Juwelier setzte den Becher heftig nieder. »Cäsarea«, sagte er, und seine sonst so schläfrigen Augen wurden scharf und seine hohe Stimme bedrohlich. »Das ist eine gute Stadt mit einem herrlichen Hafen, die Ausfuhr ist beträchtlich, der Fischmarkt ausgezeichnet. Großartige Möglichkeiten. Ihr seid selber schuld, wenn man sie euch aus der Hand dreht. Mit euern blödsinnigen Aspirationen. Der Wein wird mir sauer, wenn ich von euern ›Rächern Israels‹ höre.«

Josef, erschreckt durch die plötzliche Heftigkeit des sonst so ruhigen Herrn, erwiderte doppelt bescheiden, die Befreiung der drei Unschuldigen sei eine rein ethische Angelegenheit, die mit Humanität zu tun habe, nicht mit Politik. »Wir wollen nicht mit politischen Argumenten wirken«, sagte er, »auch nicht mit juristischen. Wir wissen, nur durch persönliche Beziehungen bei Hof ist etwas auszurichten«, und er schaute demütig bittend auf Claudius Regin. »Sind denn Ihre drei Unschuldigen wenigstens wirklich unschuldig?« fragte der schließlich zwinkernd. Josef kam sogleich mit leidenschaftlichen Beteuerungen, die drei seien, als die Unruhen ausbrachen, an einem andern Ende der Stadt gewesen. Doch Claudius unterbrach, das wollte er nicht wissen. Wissen wollte er, welcher politischen Partei die drei angehört hatten. »Haben sie in der Blauen Halle gesprochen?« fragte er. Die Blaue Halle war der Versammlungsraum der »Rächer Israels«. »Das wohl«, mußte Josef zugeben. »Sehen Sie«, sagte Claudius Regin, und damit war für ihn die Sache augenscheinlich abgetan.

Justus von Tiberias schaute auf das schöne, heftige, begehrliche Gesicht Josefs. Der hatte eine offenbare Niederlage erlitten, und Justus gönnte sie ihm. Abgestoßen und angezogen betrachtete er seinen jungen Kollegen. Der wollte das gleiche sein wie er, ein großer Schriftsteller und von politischem Einfluß. Er hatte die gleichen Mittel, den gleichen Weg, die gleichen Ziele. Das hochfahrende Rom war reif für die ältere Kultur des Ostens, wie es hundertfünfzig Jahre zuvor reif gewesen war für die Kultur der Griechen. Daß es von innen her durch diese Kultur des Ostens aufgelockert werde, daran mitzuarbeiten, das reizte, das war ein herrlicher Beruf. Dies witternd, war er vor drei Jahren nach Rom gekommen, wie jetzt dieser Josef. Aber er, Justus, hatte es leichter und schwerer. Er hatte das reinere Wollen, die schärfere Begabung. Allein er war zu anspruchsvoll in seinen Mitteln, zu heikel. Er hatte tief hineingeschaut in den politischen und literarischen Betrieb der Hauptstadt, ihn ekelte vor den Kompromissen, den billigen Effekten. Dieser Josef war offenbar weniger wählerisch. Er scheute nicht vor den plumpsten Mitteln zurück, er wollte hinauf unter allen Umständen, er schauspielerte, schmeichelte, paktierte, daß es für den Kenner eine Lust war, solche Hemmungslosigkeit mit anzusehen. Sein eigenes Judentum ist geistiger als das des Josef, es wird Zusammenstöße geben. Es wird ein harter Wettlauf sein, es wird nicht immer leicht sein, fair zu bleiben: aber er wird fair bleiben. Er wird dem andern jede Chance geben, die ihm zukommt.

»Ich würde Ihnen raten, Josef Ben Matthias«, sagte er, sich an den Schauspieler Demetrius Liban zu wenden.« Und wieder schauten alle auf den gelbgesichtigen jungen Herrn. Wieso waren die andern nicht auf diese Idee gekommen? Demetrius Liban, der populärste Komiker der Hauptstadt, verhätschelter Liebling des Hofs, ein Jude, der sein Judentum bei jedem Anlaß betonte, ja, das war der rechte Mann für Josefs Sache. Die Kaiserin sah ihn gern, lud ihn allwöchentlich ein zu ihren Gesellschaften. Beide stimmten zu: Demetrius Liban war die richtige Adresse für Josef.

Eine kleine Weile später trennte man sich. Josef ging hinauf in sein Zimmer. Er schlief bald ein, sehr befriedigt. Justus von Tiberias ging allein nach Haus, beschwerlich durch die dunkle Nacht. Er lächelte; der Gemeindepräsident Cajus Barzaarone hatte es nicht einmal für der Mühe wert gehalten, ihm einen Fackelträger mitzugeben.

Sehr bald nach Tagesanbruch stellte sich Josef, begleitet von einem Leibeigenen des Gemeindepräsidenten Cajus Barzaarone, am Tibur-Tor ein, wo ihn ein Fuhrknecht der Handels gesellschaft für Überlandverkehr erwartete. Der Wagen war klein, zweirädrig, ziemlich eng und unbequem. Es regnete. Der mürrische Fuhrknecht veranschlagte die Dauer der Fahrt auf etwa drei Stunden. Josef fröstelte. Der Leibeigene, den ihm Cajus vor allem als Dolmetscher mitgegeben hatte, zeigte sich wenig redselig, döste bald ein. Josef hüllte sich fester in seinen Mantel. In Judäa könnte er es jetzt noch schön warm haben. Trotzdem, es ist besser, daß er hier ist. Diesmal muß es gut hinausgehen, er glaubt an sein Glück.

Die Juden hier in Rom bringen seine drei Unschuldigen immer in Zusammenhang mit der Politik der »Rächer Israels«, mit der Sache Cäsarea. Gewiß, es ist von Bedeutung für das ganze Land, ob man die Juden durch Schiebung ihrer Herrschaft in der Stadt Cäsarea berauben wird; aber er will nicht, daß man diese Frage mit seinen drei Unschuldigen verquickt. Er findet das zynisch. Ihm geht es nur um das ethische Prinzip. Den Gefangenen helfen, das ist eine der ersten sittlichen Forderungen jüdischer Lehre.

Wenn man ehrlich sein will, so ganz von ungefähr sind die drei Unschuldigen wahrscheinlich nicht in Cäsarea gewesen gerade zur Zeit der Wahlen. Von seinem Standpunkt aus hatte der damalige Gouverneur Anton Felix schon seine Gründe gehabt, die drei zu packen. Immerhin, er, Josef, hat keine Ursache, sich mit den Gründen des jetzt glücklicherweise abberufenen Gouverneurs zu befassen. Für ihn sind die drei unschuldig. Den Gefangenen helfen.

Der Wagen stößt. Die Straße ist verdammt schlecht. Sieh da, man ist bereits im Bereich der Ziegelei. Es ist eine graugelbliche Ödnis, ringsum Pfähle und Palisaden und dahinter nochmals Pfähle und Palisaden. Vor dem Tor schauen ihnen lungernde Wachsoldaten entgegen, mißtrauisch, neugierig, froh der Abwechslung. Der Leibeigene parlamentiert mit ihnen, zeigt die Ausweise vor. Josef steht unbehaglich daneben.

Sie werden zum Verwalter geführt, einen trüben, drückenden Weg. Ringsum ist dumpfer, monotoner Singsang; bei der Arbeit muß gesungen werden, das ist Vorschrift. Die Aufseher haben Knüppel und Knuten, sie schauen verwundert auf die Fremden.

Der Verwalter ist unangenehm erstaunt. Sonst wenn Besucher kommen, pflegt man ihn rechtzeitig zu benachrichtigen. Er wittert Kontrolle, Unannehmlichkeiten, versteht Josefs Latein nicht oder will es nicht verstehen, sein eigenes Griechisch ist schwach. Man muß, um sich zu verständigen, immerzu die Hilfe des Leibeigenen anrufen. Dann kommt ein Unterbeamter, flüstert mit dem Verwalter, und sofort ändert sich das Benehmen des Mannes. Er erklärt auch offen, warum. Um die Gesundheit der drei steht es nicht zum besten, er hat gefürchtet, man habe sie gleichwohl zur Arbeit geschickt, jetzt hat er erfahren, daß man sie humanerweise in der Zelle gelassen hat. Er freut sich, daß das so gut ging, taut auf, er versteht jetzt das Latein des Josef viel besser, auch sein eigenes Griechisch wird besser, er wird gesprächig.

Da sind die Akten der drei. Sie waren ursprünglich in Sardinien verwendet worden, in den Bergwerken, aber das hielten sie nicht aus. Sonst werden die zu Zwangsarbeit Verurteilten noch verwendet zum Straßenbau, zur Kloakenreinigung, zur Arbeit an den Tretmühlen und an den Pumpen der öffentlichen Bäder. Die Beschäftigung in den Ziegeleien ist die leichteste. Jüdische Zwangsarbeiter sehen die Verwalter der Fabriken nicht gern. Sie machen Schwierigkeiten wegen der Kost, weigern sich, an ihrem Sabbat zu arbeiten. Der Verwalter war, dies Zeugnis darf er sich selber ausstellen, zu den drei Sträflingen besonders human. Aber auch die Humanität muß leider ihre Grenzen haben. Infolge des Wiederaufbaus der Stadt werden gerade an die staatlichen Ziegeleien ungeheure Anforderungen gestellt. Da muß jeder heran. Das verlangte Quantum muß unter allen Umständen geliefert werden, und Sie können sich vorstellen, Herr, die römischen Baumeister sind nicht bescheiden. Fünfzehn Arbeitsstunden ist jetzt das offizielle Minimum. Von seinen achthundert bis tausend Leuten verrecken in der Woche durchschnittlich vier. Es freut ihn, daß die drei bisher nicht darunter sind.

Dann gibt der Verwalter Josef an einen Unterbeamten weiter. Wieder geht es durch die Ziegelei, vorbei an Aufsehern mit Knüppeln und Knuten, durch den dumpfen, eintönigen Singsang, durch Lehm und Hitze, durch geduckte Arbeiter, kniende, unter Lasten keuchende. Schriftverse steigen Josef auf von dem Pharao, der Israel drückte im Lande Ägypten. »Und die Ägypter zwangen die Kinder Israels zum Dienst mit Unbarmherzigkeit. Und machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit in Ton und Ziegelei. Und man setzte Fronvögte über sie, sie zu drücken mit schweren Diensten, und sie bauten dem Pharao die Städte Piton und Ramses.« Wozu feiert man das Passahfest mit Jubel und großem Glanz, wenn hier noch immer die Kinder Israels die Ziegel schleppen, auf daß ihre Feinde Städte bauen? Der Lehm klebte schwer an seinen Schuhen, drang zwischen die Zehen. Und immer ringsum der eintönige, dumpfe Singsang.

Endlich ist man vor den Gelassen der Strafarbeiter. Der Soldat holt den Kerkermeister. Josef wartet im Vorraum, liest die Inschrift an der Tür, einen Spruch des gefeierten zeitgenössischen Schriftstellers Seneca: »Sklaven sind es? Aber auch Menschen. Sklaven sind es? Aber auch Hausgenossen. Sklaven sind es? Aber auch niedere Freunde.« Ein kleines Buch liegt auf, Richtlinien des Schriftstellers Columella, Sachverständigen für Großbetriebe. Josef liest: »Es muß täglich ein Appell der Zwangsarbeiter abgehalten werden. Auch muß täglich untersucht werden, ob die Fesseln halten und die Zellen fest sind. Die Zellen sind am zweckmäßigsten für je fünfzehn Sträflinge einzurichten.«

Er wird zu den dreien geführt. Die Zelle ist unterirdisch, die schmalen Fenster liegen sehr hoch, daß sie nicht mit den Händen erreicht werden können. Eng aneinandergereiht stehen die fünfzehn strohbedeckten Pritschen, aber der Raum ist schon jetzt, wo sie nur zu fünfen da sind, er, der Wärter und die drei Sträflinge, unerträglich eng.

Die drei hocken nebeneinander. Sie sind halbnackt, die Kleider hängen fetzig an ihnen herunter, ihre Haut ist bleifahl. Über den Knöcheln der Füße tragen sie Ringe für die Ketten, auf der Stirn das Brandmal, eingebrannt den Buchstaben E. Ihre Köpfe sind bis zum Scheitel kahl geschoren, grotesk dazu stehen die riesigen Bärte, verfilzt, strähnig, gelblichweiß. Josef kennt die Namen der drei: Natan, Gadja, Jehuda. Gadja und Jehuda hat er selten und flüchtig gesehen, es ist kein Wunder, wenn er sie nicht wiedererkennt; aber Natan Ben Baruch, Doktor und Herr, Mitglied des Großen Rats, ist sein Lehrer gewesen, vier Jahre lang war er täglich viele Stunden mit ihm zusammen, den aus den dreien müßte er herauskennen. Allein er erkennt ihn nicht heraus. Natan ist ein etwas dicklicher Mann gewesen, von Mittelgröße; was da hockt, sind zwei Gerippe von Mittelgröße und ein sehr großes. Und er kann nicht herausfinden, welches von den beiden mittelgroßen Gerippen sein Lehrer Natan sein könnte.

Er grüßt die drei. Sonderbar durch den elenden Raum klingt seine gesunde, mühsam gedämpfte Stimme: »Friede mit euch, meine Doktoren und Herren.« Die drei schauen auf, und jetzt, an den dicken Augenbrauen, erkennt er seinen alten Lehrer. Er erinnert sich, wie er Angst und Zorn hatte vor den wilden Augen unter diesen dicken Brauen; denn dieser Mann hat ihn sehr geschunden, hat den Neun- oder Zehnjährigen, wenn er seinen verzwickten Auslegungsmethoden nicht folgen konnte, mit Hohn gedemütigt, hat sein Selbstbewußtsein mit bitterem Bedacht niedergetreten. Er hat damals, wie oft!, dem finstern, mürrischen Mann alles Schlechte gewünscht: jetzt, wie der abgelebte Blick der eingetrockneten Augen auf ihn zukommt, fällt es ihm aufs Herz wie ein Stein, und das Mitleid schnürt ihm den Atem.

Er muß lang und behutsam reden, bis er durch die stumpfe Müdigkeit der drei zu ihrem Verständnis vordringt. Endlich antworten sie, hüstelnd, stammelnd. Es ist aus mit ihnen. Denn wenn man sie auch nicht hat zwingen können, Jahves Verbote zu übertreten, so hat man sie doch gehindert, seine Gebote zu erfüllen. Sie haben also dies und das andre Leben verloren. Ob man sie knüttelt, bis sie auf die lehmige Erde fallen, ob man sie ans Kreuz nagelt nach der verruchten Art, wie dieses Gezücht von Römern Menschen zum Tode zu bringen pflegt: der Herr gibt es, der Herr nimmt es, je rascher das Ende, um so willkommener, der Name des Herrn sei gelobt.

Es ist eine drückende Luft in dem engen, halbdunkeln Raum, feuchtkalt, durch die schmalen Fensteröffnungen dringt der Regen, der dicke Gestank zieht nicht ab, von außen, fernher kommt der dumpfe Singsang. Josef schämt sich, daß er ganze Kleider am heilen Leib trägt, daß er jung und voll Tatkraft ist, daß er in einer Stunde hier hinaus kann, fort von dieser Stätte des Lehms und des Grauens. Die drei können nichts denken, was über den kleinen Umkreis ihres schauerlichen Alltags hinausgeht. Es hat keinen Sinn, ihnen von seiner Sendung zu sprechen, von den Schritten, die man für sie tun will, von Politik, von der günstigeren Konstellation bei Hofe. Für sie bleibt das Bitterste, daß sie die Reinigungsgesetze nicht halten können, die strengen Gebote der rituellen Waschungen. Sie haben mancherlei Aufseher und Wärter gehabt, einige waren härter, die nahmen ihnen ihre Gebetriemen, auf daß sie sich nicht daran erhängten, einige waren milder, die ließen sie ihnen: aber Unbeschnittene, Frevler und Verdammte waren sie alle. Für sie war es gleich, ob man die Zwangsarbeiter besser nährte oder nicht; denn sie aßen nicht das Fleisch von Tieren, die nicht nach dem Gesetz geschlachtet waren. Also blieb, wovon sie sich nähren mußten, Abfall von Obst und Gemüsen. Sie hatten unter sich beraten, ob sie die Fleischportionen annehmen und an die andern Gefangenen gegen Brot und Früchte austauschen dürften. Sie hatten darüber heftig diskutiert, Doktor Gadja hatte zunächst mit vielen Argumenten bewiesen, es sei erlaubt. Aber schließlich hatte auch er den beiden andern zugestimmt, es sei erlaubt nur als Rettung unmittelbar vor dem Tode. Wer aber kann wissen, ob der Herr, sein Name sei gelobt, ihren Tod für diesen oder erst für den nächsten Monat bestimmt hat? Somit ist es also trotzdem nicht erlaubt. Wenn sie nicht zu stumpf und müde sind, immer dann debattieren sie mit theologischen Argumenten, was erlaubt ist und was nicht, und dann erinnern sie sich an die Quadernhalle des Tempels. Josef hatte den Eindruck, daß diese Debatten oft heftig seien und in wüste Zänkereien ausarteten, aber offenbar waren sie das einzige, was die drei noch am Leben hielt. Nein, es war nicht möglich, mit ihnen halbwegs Vernünftiges zu reden. Wenn er von der Judenfreundschaft der Kaiserin sprach, dann erwiderten sie, es sei fraglich, ob es überhaupt erlaubt sei, an diesem Ort der Tiefe und des Schmutzes zu beten; auch wüßten sie nie den Kalender, so daß sie vielleicht den Sabbat verletzten durch Anlegung der Gebetriemen und

den Werktag durch Nichtanlegung.

Josef gab es auf. Er hörte sie an, und als einer eine Stelle der Schrift zitierte, ging er darauf ein und zitierte eine Gegenstelle, und siehe, da belebten sie sich und begannen zu streiten und holten Argumente aus ihren kraftlosen Kehlen, und er stritt mit, und es war ein großer Tag für sie. Aber sie hielten nicht durch, und sehr bald sanken sie zurück in ihre Stumpfheit.

Josef sah sie hocken im trüben Licht ihres Kerkers. Diese drei, jämmerlich an Leib, in Schmutz und letzter Tiefe, waren Große gewesen in Israel, ihre Namen hatten geglänzt unter den Gesetzgebern der Quadernhalle. Den Gefangenen helfen. Nein, es kam nicht darauf an, es war lächerlich und eitel, ob in der Stadt Cäsarea die Juden die Herrschaft hatten oder nicht. Diesen drei zu helfen, darauf kam es an. Der Anblick der drei schüttelte ihn, entzündete alle Feuer in ihm. Er war angefüllt von einem frommen Mitleid, das ihn fast zerriß. Es packte ihn und hob ihn, wie sie starr in ihrer Not am Gesetz festhielten, wie sie sich krallten ans Gesetz, wie nur das Gesetz ihnen Atem einblies, daß sie am Leben blieben. Er dachte an die Zeit, da er selber in der Wüste war, in heiliger Entbehrung, bei den Essäern, bei seinem Lehrer Banus, und wie damals in seinen besten Augenblicken Erkenntnis über ihn gekommen war nicht durch Verstand, sondern durch Versenkung, durch Schau, durch Gott.

Die Gefangenen befreien. Er preßte die Lippen zusammen in dem festen Vorsatz, jeden Gedanken an sich auszulöschen um dieser drei Elenden willen. Über dem jämmerlichen Singsang der Zwangsarbeiter hörte er die großen, hebräischen Worte des Gebotes. Nein, er ist nicht hier aus eitler Selbstsucht, Jahve hat ihn hergeschickt. Er schritt zurück durch den grauen Regen, er spürte nicht den Regen, nicht den Lehm, der an seinen Schuhen klebte. Die Gefangenen befreien.

In Judäa konnte ein Mann von Josefs politischen Anschauungen unmöglich zu den Rennen oder ins Theater gehen. Ein einziges Mal hatte er eine Aufführung besucht, heimlich und mit schlechtem Gewissen, in Cäsarea. Aber was war das für eine nichtige Sache gewesen, verglich er es mit dem, was er heute im Marcell-Theater sah. Ihm rauchte der Kopf von den Tänzen, den kleinen Rüpelspielen, dem Ballett, der großen pathetischen Pantomime, dem Prunk und dem ständigen Wechsel auf der mächtigen Bühne, die die langen Stunden hindurch nie leer gestanden hatte. Justus, der neben ihm saß, tat das alles mit einer Handbewegung ab. Er ließ auf der Bühne nur die burleske Revue gelten, wie das Volk mit Recht sie liebte, und hatte sich all das Zeug bisher nur gefallen lassen, um sich den Platz für die Revue des Komikers Demetrius Liban zu ersitzen.

Ja, dieser Komiker Demetrius Liban, so unangenehm vieles an ihm war, blieb ein Künstler mit einem Menschengesicht. Noch als Leibeigener des kaiserlichen Haushalts geboren, von Kaiser Claudius freigelassen, hatte er sich ein unerhörtes Vermögen und den Titel »Erster Schauspieler der Epoche« zusammengespielt. Kaiser Nero, den er in der Rede- und Schauspielkunst unterwies, liebte ihn. Ein schwieriger Herr, dieser Liban, gehoben und gedrückt von seinem Judentum. Auch Bitten und Befehle des Kaisers konnten ihn nicht bewegen, am Sabbat oder an hohen jüdischen Festen aufzutreten. Immer wieder debattierte er mit den Doktoren der jüdischen Universitäten, ob er wirklich von Gott verworfen sei, weil er Theater spiele. Er bekam hysterische Anfälle, wenn er in Weiberkleidung aufzutreten und also das Gebot der Schrift zu verletzen hatte: ein Mann soll nicht Weibskleidung tragen.

Die elftausend Zuschauer des Marcell-Theaters, ermüdet von den mehrstündigen Darbietungen des ersten Teils, verlangten jetzt tobend und brüllend den Anfang der Burleske. Die Theaterleitung zögerte, offenbar, weil man den Kaiser oder die Kaiserin erwartete, in deren Loge alle Vorbereitungen getroffen waren. Allein das Publikum hatte nun fünf Stunden gewartet, es war gewöhnt, sich im Theater auch dem Hof gegenüber seine Rechte zu nehmen, es drohte, es schrie, man mußte anfangen.

Der Vorhang drehte sich in die Versenkung, die Komödie des Demetrius Liban begann. Sie war betitelt »Der Brand«, es hieß, der Senator Marull sei ihr Verfasser. Ihr Held, dargestellt von Liban, war Isidor, ein Leibeigener aus der ägyptischen Stadt Ptolemais, seinem Herrn und seiner ganzen Umgebung überlegen. Er spielte fast ohne allen Behelf, trug keine Maske, keine kostbaren Kleider, keinen überhöhten Schuh; er war einfach der Leibeigene Isidor aus der Provinz Ägypten, ein schläfriger, trauriger, pfiffiger Bursche, dem nichts geschehen kann, der in jeder Situation recht behält. Er hilft seinem schwerfälligen Unglücksmenschen von Herrn aus seinen zahllosen Verlegenheiten, er schafft ihm Geld und Stellung, er schläft mit der Frau seines Herrn. Einmal, wie der ihm eine Ohrfeige versetzt, erklärt er ihm traurig und bestimmt, nun müsse er ihn leider verlassen, und er werde nicht zurückkehren, ehe der Herr an allen öffentlichen Plätzen eine Bitte um Entschuldigung plakatiert habe. Der Herr legt den Leibeigenen Isidor in Ketten, benachrichtigt die Polizei, aber es gelingt Isidor natürlich dennoch, zu entwischen, und unter ungeheurem Jubel des Publikums nasführt er die Polizei wieder und wieder. Leider mußte an der spannendsten Stelle, als es unausbleiblich schien, daß man den Isidor nun endlich doch ergriff, das Spiel abgebrochen werden; denn hier erschien die Kaiserin. Das ganze Publikum erhob sich, grüßte elftausendstimmig die zierliche, blonde Dame, die mit ausgestrecktem Arm, die Handfläche dem Publikum zugekehrt, dankte. Übrigens war ihr Erscheinen eine doppelte Sensation, denn in ihrer Begleitung befand sich die Äbtissin der Vestalinnen, und bisher war es nicht üblich gewesen, daß die aristokratischen Nonnen sich die volkstümlichen Burlesken im Marcell-Theater anschauten.

Das Spiel mußte von neuem begonnen werden. Josef war das willkommen, die unerhörte, freche Realität des Spiels war ihm überwältigend neu, und er verstand es das zweitemal viel besser. Seine brennenden Augen hingen an dem Schauspieler Liban, an seinem dreisten und traurigen Mund, an seinen beredten Händen, an seinem ganzen bewegten, beredten Körper. Nun kam das Couplet, das berühmte Couplet aus dem Singspiel »Der Brand«, das Josef in der kurzen Zeit seines römischen Aufenthalts schon hundertmal hatte singen, johlen, grunzen, pfeifen hören. Der Schauspieler stand an der Rampe, umgeben von elf Clowns, Schlagzeug gellte, Trompeten brummten, Flöten quiekten, und er sang das Couplet: »Wer ist der Herr hier? Wer zahlt die Butter? Wer zahlt die Mädchen? Und wer, wer zahlt das syrische Parfüm?« Das Publikum war aufgesprungen, sie sangen mit, selbst die bernsteingelbe Kaiserin in der Loge bewegte die Lippen, und die feierliche Äbtissin lachte über das ganze Gesicht. Jetzt aber, endlich, war der Leibeigene Isidor umstellt, es gab kein Entrinnen mehr, dicht um ihn waren die Polizisten, er beteuerte, er sei nicht der Leibeigene Isidor, aber wie das den Polizisten beweisen? Durch einen Tanz. Ja. Und nun kam der Tanz. Isidor trug noch die Kette am Fuß. Es galt, zu tanzen und die Kette dabei zu verbergen, das war furchtbar schwer, das war komisch und erschütternd zugleich, dieser Mensch, der um seine Freiheit und um sein Leben tanzte. Josef war mitgerissen, das Publikum war mitgerissen. Wie sein Fuß die Kette, zog jede Bewegung des Schauspielers Liban die Köpfe der Zuschauer mit. Josef fühlte sich als Aristokrat durch und durch, er trug kein Bedenken, sich von Leibeigenen die niedrigsten Dienste erweisen zu lassen; die meisten Leute hier im Theater trugen keine Bedenken, sie hatten am Beispiel von mehreren zehntausend hingerichteten Leibeigenen einige Male sehr deutlich bewiesen, daß sie den Unterschied zwischen Herren und Leibeigenen nicht verwischt haben wollten. Jetzt aber, wie sie den Mann mit seiner Kette tanzen sahen, der sich für den Herrn ausgab, waren sie alle für ihn und gegen seinen Herrn, und alle jubelten sie, die Römer und ihre Kaiserin, dem frechen Burschen da zu, wie er wieder einmal seine Polizisten drangekriegt hatte und nun leise und pfiffig zu summen anhub: »Wer ist der Herr hier? Wer zahlt die Butter?«

Und nun wurde das Spiel ganz frech. Der Herr des Isidor hatte richtig seine Entschuldigung plakatiert, er hatte zu seinem Leibeigenen zurückgefunden. Aber er hatte in der Zwischenzeit Dummheiten gemacht, er hatte sich mit seinen Mietern verkracht, so daß sie nicht zahlten. Exmittieren durfte er sie aus gewissen Gründen trotzdem nicht, seine teuren Häuser waren entwertet. Da konnte niemand helfen als der schlaue Isidor, und er half. Er half, wie sich nach der Meinung des Volks der Kaiser und einige große Herren in einem ähnlichen Fall geholfen hatten: er zündete das Stadtviertel mit den entwerte ten Häusern an. Wie Demetrius Liban das darstellte, das war frech und großartig, jeder Satz war eine Anspielung auf die Terrainspekulanten, auf die großen Verdiener an dem Wiederaufbau der Stadt. Niemand wurde geschont, nicht die Architekten Celer und Sever, nicht der berühmte alte Politiker und Literat Seneca mit seinem theoretischen Lob der Armut und seinem praktischen Leben des Reichtums, nicht der Finanzmann Claudius Regin, der eine mächtige Perle am dritten Finger trägt, aber leider nicht das Geld hat, sich passende Schuhriemen zu kaufen, nicht der Kaiser selber. Jedes Wort saß, das Theater jubelte, atemlos vor Lachen, und als am Schluß der Schauspieler Liban das Publikum aufforderte, das brennende Haus auf der Bühne zu plündern, entstand ein Aufruhr, wie Josef ihn nie gesehen hatte. Das verlockende Innere des brennenden Hauses war durch eine kunstvolle Maschinerie den Zuschauern zugedreht worden. Die Tausende wälzten sich zur Bühne, stürzten sich auf die Möbel, das Geschirr, die Speisen. Schrien. Zertrampelten sich, zerdrückten sich. Und durch das Theater über den Platz davor, durch die riesigen, eleganten Kolonnaden, über das ganze, weite Marsfeld hin sang es, johlte es: »Wer ist der Herr hier? Wer zahlt die Butter?«

Als Josef von Demetrius Liban auf Betreiben des Justus zum Abendessen eingeladen wurde, machte ihn das bang. Er war dreist von Natur. Als er dem Erzpriester, dem König Agrippa, dem römischen Gouverneur vorgestellt wurde, war er nicht befangen gewesen. Allein vor dem Schauspieler spürte er tieferen Respekt. Seine Komödie hatte ihn hingerissen. Es füllte ihn mit Bewunderung, wie ein einzelner Mann, dieser Jude Demetrius Liban, die vielen Tausende, Hohe und Niedere, Römer und Fremde, hatte zwingen können, so zu denken, so zu fühlen wie er.

Josef fand den Schauspieler auf dem Sofa liegend, in einem bequemen, grünen Schlafrock; er streckte ihm lässig die vielberingte Hand hin. Josef sah betreten und mit Bewunderung, wie klein von Statur der Mann war, der das ganze riesige Marcell-Theater ausgefüllt hatte.

Es war eine Mahlzeit im engen Kreis. Der junge Anton Marull war da, ein Sohn des Senators, ein anderer, kaum flügger Aristokrat, dann ein jüdischer Herr, vom Vorstand der Veliasynagoge, ein gewisser Doktor Licin, recht affektiert und Josef sogleich unsympathisch.

Josef, das erstemal in einem groß geführten römischen Haus, fand sich überraschend gut ab mit der Fülle des Ungewohnten. Der Gebrauch des Geschirrs, der Fischsaucen, der Gewürze war verwirrend. Aber er hatte dem unsympathischen Doktor Licin, der auf dem Speisesofa ihm gegenüber lag, bald das Wichtigste abgesehen; nach einer halben Stunde schon schickte er, was ihm nicht behagte, mit der gleichen hochfahrend eleganten Kopfbewegung zurück und befahl mit einem Wink des kleinen Fingers herbei, was ihm ins Auge stach.

Der Schauspieler Liban aß wenig. Er beklagte die Diät, die sein verdammter Beruf ihm auflege, ach, auch in bezug auf Frauen, und er machte ein paar obszöne Anmerkungen über die Art, wie bestimmte Schauspielunternehmer ihre leibeigenen Künstler durch eine sinnvoll am Körper angebrachte Maschinerie verhinderten, über die Stränge zu schlagen. Gegen gutes Geld aber ließen sie sich von gewissen hochgestellten Damen erweichen, ihren armen Schauspielern den Mechanismus für einzelne Nächte abzunehmen. Dann, unvermittelt, machte er sich lustig über einige Kollegen, Anhänger eines andern Stils, über die Lächerlichkeit der Tradition, der Maske, des Stelzschuhs. Er sprang auf, er karikierte den Schauspieler Strathokles, schritt durch das Zimmer, daß der grüne Schlafrock sich bauschte, er trug Sandalen ohne Absatz, aber siehe, man spürte leibhaft den überhöhten Schuh und das ganze gespreizte Wesen.

Josef nahm einen Anlauf, rühmte bescheiden, wie diskret und dennoch deutlich die Anspielungen Demetrius Libans auf den Finanzmann Regin gewesen seien. Der Schauspieler schaute auf: »Also diese Stelle hat Ihnen gefallen? Das freut mich; denn sie hat nicht so eingeschlagen, wie ich hoffte.« Josef, glühend und doch immer bescheiden, schilderte, wie die ganze Aufführung ihn aufgewühlt habe. Millionen von Leibeigenen habe er gesehen, aber jetzt zum erstenmal habe er erfahren und gespürt, was ein Leibeigener ist. Der Schauspieler streckte Josef die beringte Hand hin. Es sei ihm eine große Bestätigung, sagte er, daß jemand, der gerade aus Judäa komme, von seiner Sache so ergriffen werde. Josef mußte ihm eingehend schildern, wie jedes einzelne auf ihn gewirkt habe. Der Schauspieler hörte nachdenklich zu, langsam einen gewissen, die Gesundheit fördernden Salat essend.

»Sie kommen aus Judäa, Doktor Josef«, wechselte schließlich Demetrius Liban das Thema. »O meine lieben Juden«, sagte er voll Anklage und Resignation. »Sie tun mir alles Bitterste auf der Welt. In der Hebräer-Synagoge verfluchen sie meinen Namen, bloß weil ich die Gaben verwerte, die Gott der Herr mir gegeben hat, und stellen mich den Kindern als Schreckbild hin. Manchmal sehe ich rot, so ärgert mich ihre Beschränktheit. Wenn sie aber ein Anliegen in der kaiserlichen Residenz haben, dann können sie laufen und mir die Ohren vollschwätzen. Dann ist Demetrius Liban gut genug.«

»Mein Gott«, sagte der junge Anton Marull, »die Juden ha- ben immer zu quengeln, das weiß man.«

»Ich verbitte mir das«, schrie auf einmal der Schauspieler und stand aufgereckt, zürnend. »Ich verbitte mir, daß man in meinem Haus die Juden beschimpft. Ich bin Jude.«

Anton Marull war rot angelaufen, versuchte zu lächeln, aber es gelang nicht, er stammelte Entschuldigungen. Demetrius Liban hörte gar nicht auf ihn. »Judäa«, sagte er, »Land Israel, Jerusalem. Ich bin nie dort gewesen, ich habe den Tempel nie gesehen. Aber einmal werde ich doch hinfahren und mein Lamm zum Altar bringen.« Sehnsüchtig und besessen schauten seine graublauen, traurigen Augen aus dem blassen, leicht gedunsenen Gesicht.

»Ich kann mehr als das, was Sie gesehen haben«, wandte er sich unvermittelt an Josef, wichtig und geheimnisvoll. »Ich habe da eine Idee. Wenn die mir glückt, dann, ja, werde ich meinen Titel wirklich verdienen und der Erste Schauspieler der Epoche sein. Ich weiß genau, wie ich es machen müßte. Es ist nur eine Frage des Mutes. Beten Sie, mein Doktor und Herr Josef Ben Matthias, daß ich den Mut aufbringe.« Anton Marull legte vertraulich und anmutig den Arm um den Hals des Schauspielers. »Sag uns doch deine Idee, lieber Demetrius«, bat er. »Jetzt sprichst du uns schon das drittemal davon.« Aber Demetrius Liban blieb zugesperrt. »Auch die Kaiserin drängt mich«, sagte er, »ich möge mit meiner Idee herausrücken. Ich glaube, sie würde mir viel dafür geben, wenn ich die Idee ausführte«, und er hatte ein abgründig freches Lächeln. »Aber ich denke nicht daran«, schloß er.

»Erzählen Sie mir von Judäa«, wandte er sich wieder an Josef. Josef erzählte vom Passahfest, vom Fest des Holztragens, von dem Dienst am Versöhnungstag, wie da der Erzpriester ein einziges Mal im Jahr Jahve bei seinem wirklichen Namen anruft und wie alles Volk, hörend den großen und schrecklichen Namen, sich niederwirft vor dem unsichtbaren Gott, und fünfzigtausend Stirnen rühren die Fliesen des Tempels. Der Schauspieler hörte zu, die Augen geschlossen. »Ja, einmal werde ich auch den Namen hören«, sagte er. »Jahr um Jahr verschiebe ich die Reise nach Jerusalem, die Jahre der Kraft sind nicht viele für einen Schauspieler, er muß haushalten mit seinen Jahren. Aber einmal werde ich doch ins Schiff steigen. Und wenn ich alt geworden bin, werde ich mir ein Haus kaufen und ein kleines Gut bei Jerusalem.«

Josef, während der Schauspieler sprach, überlegte scharf und schnell: jetzt war man noch aufnahmefähig und in der rechten Stimmung. »Darf ich Ihnen noch etwas von Judäa erzählen, Herr Demetrius?« bat er. Und er erzählte von seinen drei Unschuldigen. Er dachte an die Ziegelei und das feuchtkalte, unterirdische Gelaß und die Skelette der drei, und wie er seinen alten Lehrer Natan nicht erkannt hatte. Der Schauspieler schmiegte die Stirn in die Hand, hielt die Augen geschlossen. Josef sprach, und seine Rede hatte Farbe und guten Flug.

Alle schwiegen, als er zu Ende war. Dann sagte Doktor Licin von der Veliasynagoge: »Sehr interessant.« Aber der Schauspieler fuhr ihn heftig an; er wollte gepackt sein und glauben. Licin verteidigte sich. Wo denn sei ein Beweis, daß die drei wirklich unschuldig seien? Gewiß spreche dieser Doktor und Herr Josef Ben Matthias aus bester Überzeugung, aber warum sollen seine Zeugenaussagen besser sein als die von dem Gouverneur Anton Felix beigebrachten, von einem kaiserlich römischen Gericht als wahr befundenen? Josef aber blickte auf den Schauspieler, vertrauensvoll, ernst, und erwiderte schlicht: »Sehen Sie sich diese drei Männer an. Sie sind in der Ziegelei von Tibur. Reden Sie mit ihnen. Wenn Sie dann noch an ihre Schuld glauben, soll kein Wort mehr aus meinen Lippen kommen.«

Der Schauspieler ging hin und her, seine Augen waren nicht mehr trüb, alle Flauheit war weg. »Das ist ein guter Vorschlag«, rief er. »Ich freue mich, Doktor Josef, daß Sie zu mir gekommen sind. Wir fahren nach Tibur. Ich will diese drei Unschuldigen sehen. Ich werde Ihnen helfen, mein Doktor und Herr Josef Ben Matthias.« Er stand vor Josef, er war kleiner als Josef, aber er schien viel größer. »Wissen Sie«, sagte er dunkel, »daß diese Fahrt in der Richtung meiner Idee liegt?«

Er war angeregt, lebendig, besorgte selber den Mischkrug, sagte jedem Angenehmes. Man trank viel. Als es später wurde, schlug jemand vor zu spielen. Man würfelte mit vier Elfenbeinknöcheln. Demetrius Liban hatte einen Einfall. Irgendwo mußte er noch aus seiner Kinderzeit hebräische Würfel verwahrt haben, sonderbare, mit einer Achse, deren oberer Teil als Griff diente, so daß sie sich wie Kreisel drehen ließen. Ja, Josef kannte diese Art Würfel. Man suchte, fand. Die Würfel waren klobig, primitiv, sie ließen sich auf eine komische, belustigende Art drehen. Man spielte mit Vergnügen. Nicht hoch, doch für Josef waren die Einsätze ungeheuer. Er atmete auf, als er die drei ersten Würfe gewann.

Es waren vier Würfel. Jeder trug die Buchstaben Gamel, He, Nun, Schin. Schin war der schlechteste, Nun der beste Wurf. Die strenggläubigen Juden verpönten dieses Spiel, sie wollten wissen, daß der Buchstabe Schin ein altes Bild des Gottes Saturn vertrat, der Buchstabe Nun ein Bild der Göttin NogaIstar, bei den Römern Venus genannt. Die Würfel wurden nach der Drehung wieder in die Mitte zusammengeworfen, jeder Spieler konnte für seinen Wurf einen beliebigen Kreisel aus den vieren herausholen. Josef warf im Lauf des Spieles sehr oft den Glücksbuchstaben Nun. Scharfäugig erkannte er bald, daß es ein bestimmter Würfel war, der bei jeder Kreiseldrehung den Buchstaben Nun ergab; es lag wohl daran, daß dieser Würfel an der einen Ecke unmerklich abgestoßen war. Als Josef dies bemerkte, wurde ihm kalt. Wenn die andern daraufkamen, daß es der Würfel mit dem abgestoßenen Eck war, der seine vielen Nun geworfen hatte, war dann nicht das ganze Ergebnis des heutigen Abends, die Gunst des großen Mannes, gefährdet? Er wurde sehr vorsichtig, verminderte seinen Gewinn. Was ihm blieb, genügte, daß er fortan in Rom ohne Knauserei leben konnte.

»Bin ich sehr unbescheiden, Herr Demetrius«, fragte er, als das Spiel zu Ende war, »wenn ich Sie bitte, mir diese Würfel zum Andenken zu schenken?« Der Schauspieler lachte. Ungefüg kratzte er in einen der Würfel den Anfangsbuchstaben seines Namens.

»Wann fahren wir zu den drei Unschuldigen?« fragte er Josef. »In fünf Tagen«, schlug Josef zögernd vor. »Übermorgen«, sagte der Schauspieler.

In der Ziegelei wurde Demetrius Liban großartig empfangen. Klirrend erwies das Detachement der Wachsoldaten dem Ersten Schauspieler der Epoche die Ehrenbezeigung, die den Männern der höchsten Rangstufen vorbehalten war. Die Aufseher, die Wächter drängten sich an den Toren, grüßend streckten sie ihm den rechten Arm mit der geöffneten Hand entgegen. Von allen Seiten rief es: »Gegrüßt, Demetrius Liban.«

Strahlender Himmel war, der Lehm, die geduckten Zwangsarbeiter sahen weniger trostlos aus, überall zwischen ihrem monotonen Singsang klang das berühmte Couplet: »Wer ist der Herr hier? Wer zahlt die Butter?« Benommen an der Seite des Schauspielers ging Josef; mehr fast als der Jubel der Tausende im Theater packte ihn der Anblick der Verehrung, die Demetrius Liban auch an dieser Stätte letzten Elends genoß.

In dem unterirdischen, feuchtkalten Gelaß aber war die festliche Tünche sogleich weg, mit der die Ziegelei heute angestrichen war. Die hohen, schmalen Fenster, der Gestank, der monotone Singsang. Die drei hockten wie damals ausgedörrt, den vorgeschriebenen Eisenring am Fuß, das eingebrannte E auf dem Schädel, die filzigen Bärte grotesk abstehend von den halbgeschorenen Köpfen.

Josef versuchte, sie zum Sprechen zu bringen. Mit der gleichen liebevollen Mühe wie das letztemal holte er aus ihnen Sätze des Elends, der hoffnungslosen Ergebung.

Der Schauspieler, leicht erregt, schluckte. Seine Augen hingen an den Greisen, wie sie ausgemergelt, zerbrochen, mit schwer arbeitenden Adamsäpfeln ihre kümmerlichen Worte gurgelten. Gierig nahmen seine Ohren ihr rauhes, abgehacktes Gestammel auf. Er wäre gern hin und her gegangen, doch das war schwer in dem engen, niedrigen Raum, so stand er starr an seinem Platz, aufgewühlt. Seine rasche Phantasie sah, wie diese Männer hoch hergeschritten waren, weißgewandet, feierlich in der Quadernhalle des Tempels, Gesetzesverkünder in Israel. Tränen kamen ihm, er wischte sie nicht weg, sie rannen über seine leicht gedunsenen Wangen. Er stand sonderbar gezwungen, ohne Regung, dann, mit verbissenen Zähnen, ganz langsam, hob er die Hand mit den beringten Fingern und riß sein Kleid weit durch, wie es die Juden taten zum Zeichen großer Trauer. Dann hockte er nieder bei den drei Elenden, ganz nahe schmiegte er sich an ihre stinkenden Fetzen, daß ihm ihr übler Atem mitten ins Gesicht schlug und ihre schmutzigen Bärte seine Haut kitzelten. Und er begann mit ihnen aramäisch zu sprechen; es war ein stockendes, weithergeholtes Aramäisch, er hatte wenig Übung. Aber es waren Worte, die sie verstanden, besser passend zu ihrem Gemüt und ihrer Lage als die Worte Josefs, Worte der Teilnahme an ihrem kleinen, jämmerlichen Alltag, sehr menschlich, und sie weinten, und sie segneten ihn, als er ging.

Einen langen Teil der Rückfahrt blieb Demetrius Liban schweigsam, dann ließ er seine Überlegungen laut werden. Was ist das große Pathos eines einmaligen Unglücks, des brennenden Herakles, des gefällten Agamemnon gegen die schleichende, Haut und Herz langsam fressende Not dieser drei? Was für ein endloser, böser Weg, bis diese Großen in Zion, die die Fackel der Lehre weitergetragen hatten, so stumpf und zerstört wurden zu drei Bündeln Nichts.

In der Stadt angelangt, am Tibur-Tor, als er sich von Josef verabschiedete, sagte er noch: »Wissen Sie, was das Schauerlichste war? Nicht das, was sie sagten, sondern die sonderbare Art, wie sie die Oberkörper hin und her schaukelten, immer gleichmäßig. So können das nur Leute machen, die stets am Boden hocken und viel im Dunkeln gehalten werden. Worte können lügen, aber diese Bewegungen sind schrecklich echt. Ich muß darüber nachdenken. Hier ist eine Möglichkeit für starke Wirkungen.«

In dieser Nacht legte sich Josef nicht schlafen, sondern er saß in seinem Zimmer und schrieb an einem Memorandum über die drei Unschuldigen. Das Öl seiner Lampe ging aus, und der Docht wurde zu kurz, er erneuerte Öl und Docht und schrieb. Er schrieb sehr wenig von der Sache Cäsarea, mehr von dem Elend der drei Greise, sehr viel von Gerechtigkeit. Gerechtigkeit, schrieb er, gilt den Juden von den ältesten Zeiten her als die erste Tugend. Sie können Not und Bedrückung ertragen, aber kein Unrecht, sie feiern jeden, selbst ihren Bedrücker, wenn er Recht wiederherstellt. »Das Recht flute dahin wie strömendes Wasser«, sagt einer ihrer Propheten, »und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach.« — »Dann wird die Zeit golden sein«, sagt ein anderer, »wenn auch in der Wüste das Recht wohnt.« Josef glühte. Die Weisheit der Alten glühte er in seinem eigenen Feuer. Er saß und schrieb. Der Docht seiner Lampe blakte: er schrieb. Von den Toren her donnerten die Lastwagen herein, denen tagsüber die Straßen verboten waren: er achtete es nicht, er schrieb und feilte an seinem Essay.

Drei Tage darauf überbrachte ein Läufer des Demetrius Liban dem Josef einen Brief, in welchem der Schauspieler ihn kurz und trocken aufforderte, er möge sich bereit halten, übermorgen um zehn Uhr der Kaiserin in Gesellschaft des Schauspielers seine Aufwartung zu machen.

Die Kaiserin. Josef stockte der Atem. Ringsum an allen Straßen stand ihre Büste, göttlich verehrt. Was soll er ihr sagen? Wie soll er für diese fremde Frau, deren Leben und Denken so überhöht ist über das aller andern Menschen, Worte finden, die ihr ins Innere dringen? Während er dies dachte, wußte er bereits, daß er die rechten Worte finden werde; denn sie war eine Frau, und er hatte eine kleine, leise Verachtung für alle Frauen, und gerade dadurch, wußte er, wird er sie gewinnen. Er überlas sein Manuskript. Las es sich vor mit lauter Stimme und unbeherrschten Gesten, so wie er es in Jerusalem lesen würde. Er hat es aramäisch geschrieben, jetzt, mühsam, übersetzt er es ins Griechische. Es ist ein Griechisch, durchsprenkelt mit Plumpheiten, mit Fehlern, das weiß er. Ist es nicht unschicklich, der Kaiserin mit einem schlechtpräparierten, fehlerhaften Manuskript zu kommen? Oder werden vielleicht gerade seine Fehler naiv wirken, liebenswürdig?

Er vermeidet es, mit irgend jemandem über die bevorstehende Audienz zu sprechen. Er läuft in den Straßen herum. Er dreht um, wenn er Bekannte sieht, rennt zum Friseur, kauft sich ein neues Parfüm, fällt aus höchster Zuversicht in tiefste Depression.

Auf den Büsten hat die Kaiserin eine niedrige, klare und zierliche Stirn, lange Augen, einen nicht zu kleinen Mund. Auch ihre Feinde geben zu, daß sie schön ist, und viele sagen, sie wirke verwirrend auf jeden, der sie das erstemal sieht. Wie soll er, der kleine Mann aus der Provinz, vor ihr bestehen? Er muß einen Menschen haben, mit dem er alles bereden kann. Er läuft nach Haus. Spricht mit dem Mädchen Irene, legt der Strahlenden, Hochgeehrten Heimlichkeit auf, er müsse ihr sehr Wichtiges mitteilen, und dann bricht alles aus ihm heraus: wie er sich die Zusammenkunft mit der Kaiserin denkt, was er ihr sagen wird. Er probiert es vor Irene aus, die Worte, die Bewegungen.

Wieder den Tag darauf, großartig, in der Prunksänfte des Demetrius Liban, trägt man ihn in den kaiserlichen Palast. Platzmacher voran, Läufer, großes Gefolge. Wo die Sänfte vorbeikommt, bleiben die Leute stehen, akklamieren den Schauspieler. Josef sieht die Büsten der Kaiserin an den Straßen, weiße und bemalte. Die bernsteingelben Haare, das blasse, zierliche Gesicht, die sehr roten Lippen. Poppäa, denkt er. Poppäa heißt Püppchen, Poppäa heißt Baby. Er denkt das judäische Wort: Janiki. So hat man auch ihn einmal gerufen. Es kann nicht schwer sein, mit der Kaiserin fertig zu werden.

Nach den Schilderungen, die man ihm von der Kaiserin gemacht hat, erwartet Josef, er werde sie nach Art orienta lischer Fürstinnen auf üppigen Polstern und Kissen finden, umgeben von Fächerträgern, Zofen mit Parfüms, in raffinierten Gewändern. Statt dessen saß sie ganz einfach in einem bequemen Stuhl, war überaus schlicht angezogen, matronenhaft fast, in langer Stola; freilich war die Stola aus einem in Judäa berüchtigten Stoff, aus hauchdünnem koischem Flor. Auch geschminkt war die Kaiserin kaum, und die Frisur war glatt, gescheitelt und in einen Haarknoten auslaufend, nichts von den getürmten, juwelenbesetzten Haarbauten, wie man sie sonst an den Damen der herrschenden Schicht sah. Zierlich wie ein ganz junges Mädchen saß die Kaiserin, mit roten, langen Lippen lächelte sie den Herren entgegen, streckte ihnen die weiße Kinderhand hin. Ja, sie hieß mit Recht Poppäa, Baby, Janiki; aber sie war auch in Wahrheit verwirrend, und Josef wußte nicht mehr, was er ihr sagen sollte.

Sie sagte: »Bitte, meine Herren«, und da der Schauspieler sich setzte, setzte sich Josef auch, und nun war ein kleines Schweigen. Das Haar der Kaiserin war wirklich bernsteingelb, wie die Verse des Kaisers es nannten, aber die Wimpern und die Brauen ihrer grünen Augen waren dunkel. Josef dachte in rasender Eile: Sie ist ja ganz anders als die Büsten, sie ist ein Kind, aber ein Kind, das einen ohne weiteres umbringen lassen kann. Was soll man mit einem solchen Kind sprechen? Außerdem soll sie verflucht gescheit sein.

Die Kaiserin schaute ihn unverwandt und ungeniert an, er hielt mit großer Mühe, leicht schwitzend, einen demütigen und beflissenen Ausdruck fest. Ganz leise, um ein geringstes nur, verzog sich ihr Mund, und nun sah sie auf einmal gar nicht mehr kindlich aus, sondern überaus erfahren und spöttisch. »Sie kommen frisch aus Judäa?« fragte sie Josef, sie sprach griechisch, ihre Stimme klang ein bißchen spröd, überaus hell. »Erzählen Sie mir«, bat sie, »wie denkt man in Jerusalem über Armenien?« Das war nun wirklich eine überraschende Frage; denn wenn auch der Schlüssel der römischen Orientpolitik in der Entscheidung über Armenien lag, so hatte Josef sein Judäa für viel zu wichtig gehalten, als daß man es nicht selbständig, sondern im Zusammenhang mit etwas so Barbarischem wie Armenien betrachten könnte. Eigentlich also dachte man in Jerusalem oder dachte wenigstens er überhaupt nicht über Armenien, und es fiel ihm nichts ein, was er auf eine solche Frage erwidern konnte. »Den Juden in Armenien geht es gut«, sagte er nach längerem Schweigen, ein wenig tölpisch. »Wirklich?« meinte die Kaiserin, und jetzt lächelte sie breit, unverhohlen amüsiert. Sie fragte weiter in der gleichen Art, sie hatte ihren Spaß an dem jungen Herrn mit den langen, heftigen Augen, der offenbar keine Ahnung hatte, was um sein Land gespielt wurde. »Danke«, sagte sie schließlich, nachdem Josef einen umständlichen Satz über die strategischen Verhältnisse an der parthischen Grenze mühsam zu Ende gebracht hatte, »jetzt bin ich viel informierter«, sagte sie. Sie lächelte hinüber zu Demetrius Liban, befriedigt; was hatte er ihr da für ein komisches Gewächs aus dem Orient zugeführt? »Ich glaube fast«, warf sie dem Schauspieler hin, erstaunt und anerkennend, »er tritt wirklich aus purem gutem Herzen für seine drei Unschuldigen ein.« Und wohlwollend und sehr höflich wendete sie sich an Josef: »Bitte, erzählen Sie mir von Ihren Schützlingen.« Sie saß bequem in ihrem Stuhl; der Hals war mattweiß, Beine und Arme schimmerten durch den dünnen Flor des ernstgeschnittenen Kleides.

Josef zog sein Memorandum hervor. Allein, wie er anfing, griechisch zu lesen, sagte sie gleich: »Aber was fällt Ihnen ein? Sprechen Sie doch aramäisch.« — »Ja, werden Sie mich denn dann ganz verstehen?« fragte töricht Josef. »Wer sagt Ihnen denn, daß ich Sie ganz verstehen möchte?« erwiderte die Kaiserin. Josef zuckte die Schultern, mehr hochmütig als gekränkt, und dann legte er los, aramäisch, wie er seine Rede ursprünglich entworfen hatte, ja, die Zitate aus den alten Schriften sprach er unbekümmert hebräisch. Doch er konnte sich nicht konzentrieren, er merkte, daß er ohne Schwung sprach, er schaute die Kaiserin unverwandt an, erst demütig, dann ein bißchen blöd, dann interessiert, schließlich geradezu frech. Er wußte nicht, ob sie zuhörte, und schon gar nicht, ob sie verstand. Als er fertig war, fast unmittelbar nach seinem letzten Wort, fragte sie: »Kennen Sie Cleo, die Frau meines Gouverneurs in Judäa?« Josef hörte das »meines«. Wie das klang: mein Gouverneur in Judäa. Er hatte sich vorgestellt, solche Worte müßten kommen wie in Stein gehauen, statuarisch, und nun saß da ein Kind und sagte lächelnd: mein Gouverneur in Judäa, und es klang selbstverständlich, man wußte, es stimmt: Gessius Flor war ihr Gouverneur in Judäa. Aber trotzdem war Josef durchaus nicht gewillt, sich davon imponieren zu lassen. »Ich kenne die Frau des Gouverneurs nicht«, sagte er, und, dreist: »Darf ich eine Antwort auf meinen Vortrag erwarten?« — »Ich habe Ihren Vortrag zur Kenntnis genommen«, sagte die Kaiserin. Konnte ein Mensch wissen, was das bedeuten sollte?

Der Schauspieler fand es an der Zeit, einzugreifen. »Doktor Josef hat wenig Zeit für gesellschaftliche Dinge«, half er seinem Schützling. »Er beschäftigt sich mit Literatur.« — »Oh«, sagte Poppäa und wurde ganz ernst und nachdenklich, »hebräische Literatur. Ich kenne wenig. Was ich kenne, ist schön, aber sehr schwer.« Josef spannte sich, sammelte sich. Es mußte, mußte! ihm gelingen, diese Dame, die so glatt und spöttisch dasaß, zu erwärmen. Er erzählte, wie es sein einziges Bestreben sei, die gewaltige jüdische Literatur den Römern aufzuschließen. »Ihr schleppt aus dem Osten Perlen und Gewürze und Gold und seltene Tiere«, verkündete er. »Aber seine besten Schätze, seine Bücher, laßt ihr liegen.«

Poppäa fragte, wie er sich das denke, die jüdische Literatur den Römern aufzuschließen. »Schließen Sie mir einmal ein Stück davon auf«, sagte sie und schaute ihn aufmerksam aus ihren grünen Augen an.

Josef machte die Lider zu, wie er es wohl an Märchenerzählern seiner Heimat gesehen hatte, und begann zu erzählen. Er nahm das erste, was ihm beifiel, und erzählte von Salomo, einem König in Israel, von seiner Weisheit, seiner Macht, seinen Bauten, seinem Tempel, seinen Weibern und seiner Abgötterei, und wie ihn die Königin aus Äthiopien besuchte, und wie klug er einen Weiberstreit um ein Kind schlichtete, und wie er zwei überaus tiefe Bücher schrieb, eines von der Weisheit, genannt der Prediger, und eines von der Liebe, genannt das Hohelied. Josef versuchte, einige Strophen aus diesem Hohenlied wiederzugeben in einem Gemisch von Griechisch und Aramäisch. Das war nicht leicht. Jetzt hielt er die Augen nicht mehr geschlossen, er übersetzte auch nicht nur mit dem Mund, vielmehr mühte er sich, die heißen Verse deutlich zu machen mit Gesten und Atemzügen und dem ganzen Leib. Die Kaiserin rutschte leicht vor auf ihrem Sessel. Die Arme hielt sie auf der Lehne, den Mund hatte sie halb offen. »Das sind schöne Lieder«, sagte sie, als Josef innehielt, stark atmend vor Anstrengung. Sie wandte sich gegen den Schauspieler. »Ihr Freund ist ein netter Junge«, sagte sie.

Demetrius Liban, der sich ein wenig im Hintergrund fühlte, benützte die Gelegenheit, sich wieder vorzuspielen. Der Schatz jüdischen Schrifttums sei unausschöpfbar, bemerkte er. Auch er verwerte ihn oft, um seine Kunst aufzufrischen.

»Sie waren großartig gemein, Demetrius«, sagte voll Anerkennung die Kaiserin, »letzthin als Leibeigener Isidor. Ich habe so gelacht«, sagte sie. Demetrius Liban saß da mit leicht verzerrtem Gesicht. Die Kaiserin mußte gut wissen, daß das Anmerkungen waren, die er gerade von ihr bestimmt nicht hören wollte. Dieser junge, freche und tölpische Mensch aus Jerusalem brachte ihm kein Glück. Die ganze Audienz war ein Mißgriff, er hätte das nicht machen sollen. »Sie sind mir übrigens noch eine Antwort schuldig, Demetrius«, fuhr die Kaiserin fort. »Sie erzählen da immer von einer großen revolutionären Idee, die Sie in Ihrem Kopf wälzen. Wollen Sie nicht endlich herausrücken mit dieser Idee? Offen gestanden, ich glaube nicht mehr recht daran.«

Der Schauspieler saß finster und gereizt. »Ich habe keinen Anlaß mehr, mit der Idee zurückzuhalten«, sagte er schließlich streitbar. »Sie hängt zusammen mit dem, wovon wir die ganze Zeit reden.« Er machte eine kleine, wirkungsvolle Pause und warf dann ganz leicht hin: »Ich möchte den Juden Apella spielen.«

Josef erschrak. Der Jude Apella, das war die Figur des Juden, wie der bösartige römische Volkswitz ihn sah, ein sehr widerwärtiger Typ, abergläubisch, stinkend, voll ekelhafter Skurrilität; der große Dichter Horaz hatte ein halbes Jahrhundert zuvor die Figur in die Literatur eingeführt. Und jetzt wollte Demetrius Liban ...? Josef erschrak.

Fast noch mehr erschrak er über die Kaiserin. Ihr mattweißes Gesicht hatte sich gerötet. Es war zum Bewundern und zum Fürchten, wie vielfältig lebendig sie war.

Der Schauspieler genoß seine Wirkung. »Man hat«, erläuterte er, »auf unsern Bühnen Griechen und Römer und Ägypter und Barbaren dargestellt, aber einen Juden hat man nicht dargestellt.«

»Ja«, sagte leise und angestrengt die Kaiserin, »das ist eine gute und gefährliche Idee.« Alle drei saßen schweigsam, nachdenklich.

»Eine zu gefährliche Idee«, sagte schließlich der Schauspieler, trauervoll, schon bereuend. »Ich fürchte, ich werde sie nicht ausführen können. Ich hätte sie nicht aus meinem Mund herauslassen dürfen. Es wäre schön, den Juden Apella zu spielen, nicht den albernen Narren, den das Volk aus ihm macht, sondern den wirklichen mit seiner ganzen Trauer und Komik, mit seinem Fasten und seinem unsichtbaren Gott. Ich bin wahrscheinlich der einzige auf der Welt, der das könnte. Es wäre großartig. Aber es ist zu gefährlich. Sie, Majestät, verstehen etwas von uns Juden: aber wie wenige sonst in diesem Rom. Man wird lachen, und nur lachen, und mein Bestes würde zu einem bösartigen Gelächter werden. Es wäre schlecht für alle Juden.« Und, nach einer Pause, schloß er: »Und dann wäre es gefährlich für mich selber vor meinem unsichtbaren Gott.«

Josef saß erstarrt. Das waren wilde und überaus bedenkliche Dinge, in die er da hineingeraten war. Er hatte am eigenen Leib gespürt, wie ungeheuer eine solche Theateraufführung wirken konnte. Seine rasche Phantasie stellte sich vor, wie der Schauspieler Demetrius Liban auf der Bühne stand und sein unheimliches Leben hineingoß in den Juden Apella, tanzend, springend, betend, redend mit den tausend Zungen seines beredten Körpers. Der ganze Erdkreis wußte, wie willkürlich die Launen eines römischen Theaterpublikums waren. Niemand konnte voraussehen, was für eine Nachwirkung bis an die parthischen Grenzen solch eine Aufführung haben mochte.

Die Kaiserin hatte sich erhoben. Mit einer merkwürdigen Gebärde verschränkte sie die Hände unter dem Haarknoten, daß die Ärmel zurückfielen, sie ging auf und ab durch den ganzen Raum, die Schleppe ihres ernsthaften Kleides fegte nach. Die beiden Männer waren aufgesprungen, als die Kaiserin sich erhob. »Schweigen Sie, schweigen Sie«, sagte sie zu dem Schauspieler, sie war Feuer und Flamme. »Seien Sie nicht feig, wenn Sie einmal eine wirklich gute Idee gehabt haben.« Sie blieb bei dem Schauspieler stehen, legte ihm, zärtlich fast, die Hand auf die Schulter. »Das römische Theater ist langweilig«, klagte sie. »Entweder derb und simpel oder verkommen in lauter dürrer Tradition. Spielen Sie mir den Juden Apella, lieber Demetrius«, bat sie. »Reden Sie ihm zu, junger Herr«, wandte sie sich an Josef. »Glauben Sie mir, ihr alle könnt mancherlei lernen, wenn er den Juden Apella spielt.«

Josef stand schweigend, in peinvoller Ungewißheit. Röte kam, ging auf seinem blaßbraunen Gesicht. Sollte er Demetrius zureden? Er wußte, das ganze Wesen des Schauspielers dürstete danach, sein Judentum nackt vor die Augen dieses großen Rom zu stellen. Es bedurfte nur eines Wortes von ihm, und der Stein begann zu rollen. Wohin er rollen werde, wußte niemand.

»Ihr seid langweilig«, konstatierte mißmutig die Kaiserin. Sie hatte sich wieder gesetzt. Die beiden Männer standen noch, der Schauspieler, gewohnt, seinen Körper zu kontrollieren, stand jetzt unschön und unbeholfen. »Reden Sie doch, reden Sie doch«, drängte die Kaiserin auf Josef ein.

»Gott ist jetzt in Italien«, sagte Josef. Der Schauspieler blickte hoch, man sah, wie ihn das vieldeutige Wort traf, wie es einen dicken Ballen Zweifel von ihm wegfegte. Auch die Kaiserin war angetan von diesem Satz. »Ein ausgezeichnetes Wort«, sagte sie und klatschte in die Hände. »Sie sind ein gescheiter Mann«, sagte sie, und sie notierte sich Josefs Namen.

Josef war bedrängt und beglückt. Er wußte nicht, was da aus ihm herausgesprochen hatte. Hat er eigentlich selbst diesen Satz gefunden? Hat er ihn früher schon einmal gesagt? Jedenfalls war es der rechte Satz im rechten Augenblick. Und es ist ganz gleichgültig, ob er ihn gefunden hat oder ein anderer: es kommt darauf an, bei welcher Gelegenheit ein Satz gesagt wird. Der Satz: Gott ist in Italien, hat sein Leben jetzt erst gewonnen, in diesem Augenblick seiner großen Wirkung.

Aber wirkte er denn überhaupt? Der Schauspieler stand immer noch unschlüssig oder spielte wenigstens den Unschlüssigen. »Sagen Sie schon ja, Demetrius«, sagte die Kaiserin. »Wenn Sie ihn dahin bringen, daß er ja sagt«, wandte sie sich an Josef, »dann sollen Sie Ihre drei Unschuldigen frei haben.«

Ein großes Feuer glomm auf in den heftigen Augen Josefs. Er beugte sich tief nieder, löste mit Zartheit die weiße Hand der Kaiserin von der Stuhllehne, küßte sie lange.

»Wann werden Sie mir den Juden spielen?« fragte währenddes die Kaiserin den Schauspieler. »Ich habe nichts versprochen«, wehrte schnell und ängstlich Demetrius ab.

»Geben Sie ihm eine schriftliche Zusage für unsere Schützlinge«, bettelte Josef. Die Kaiserin lächelte anerkennend über dieses »ihm« und »unsere«. Sie ließ ihren Sekretär kommen. »Wenn der Schauspieler Demetrius Liban«, diktierte sie, »den Juden Apella spielt, dann werde ich erwirken, daß die drei jüdischen Zwangsarbeiter in der Ziegelei von Tibur freigelassen werden.« Sie ließ sich das Täfelchen geben. Setzte ihr P darunter. Überreichte es Josef. Schaute ihn an mit grünen, klaren, spöttischen Augen. Und er gab den Blick zurück, demütig, doch so dringlich und andauernd, daß langsam der Spott aus ihren Augen schwand und ihre Klarheit sich trübte.

Josef, nach der Audienz, schwebte auf Wolken. Die andern verehrten die Büsten der Kaiserin, einer großen, göttlichen Frau, die lächelnd ihre gewaltige Gegnerin, die Kaiserin-Mutter, hatte töten lassen, die lächelnd Senat und Volk von Rom in die Knie gezwungen hatte. Er selber aber sprach zu dieser ersten Dame der Welt wie zu einem beliebigen Mädchen am gewöhnlichen Alltag. Jildi, Janiki. Er hatte ihr nur lange in die Augen schauen müssen, und schon hatte sie ihm die Freilassung jener drei Männer versprochen, die der Große Rat von Jerusalem mit all seiner Weisheit und Staatskunst nicht hatte erlangen können.

Beschwingt ging er herum in den Vierteln des rechten Tiberufers, unter den Juden. Achtungsvoll starrte man ihm nach. Hinter ihm tuschelte es: das ist der Doktor Josef Ben Matthias aus Jerusalem, Priester der Ersten Reihe, Günstling der Kai serin. Das Mädchen Irene legte ihm ihre Verehrung wie einen Teppich unter die Füße. Die Zeit war vorbei, da Josef an den Vorabenden des Sabbats unter den Mindergeachteten sitzen mußte. Jetzt fühlte sich Cajus Barzaarone geehrt, wenn Josef den Ehrenplatz auf seinem Speisesofa einnahm. Mehr als das. Er lockerte, der alte schlaue Herr, seine vorsichtige Zurückhaltung, gab Josef Einblick in gewisse Schwierigkeiten, die er vor andern sorglich verbarg.

Seine große Möbelfabrik ging nach wie vor ausgezeichnet. Aber immer bösartiger jetzt drohte eine Gefahr, die er schon seit Jahren spürte. Immer mehr wurde es unter den Römern Mode, am Hausrat Tierfiguren als Ornamente anzubringen, als Tischfüße, als Reliefs, in hundertfältiger Verwendung. Nun hieß es aber in der Schrift »Du sollst dir kein Bild machen«, und es war den Juden verboten, Figuren von Lebendigem herzustellen. Cajus Barzaarone hatte denn auch die Herstellung von Tierornamenten bis jetzt vermieden. Allein seine Konkurrenten nützten diesen Verzicht immer rücksichtsloser aus, sie erklärten seine Fabrikate für veraltet, es war schmerzlich, wie viele seiner Kunden abwanderten. Der Verzicht auf die Herstellung von Tierornamenten kostete jetzt nach dem großen Brand den Cajus Barzaarone Hunderttausende. Er suchte Ausflüchte, Auswege. Machte geltend, er benütze die Möbel seines Magazins ja nicht selber, sondern verkaufe sie weiter. Er holte Gutachten ein bei einer Reihe von Theologen; angesehene Doktoren in Jerusalem, Alexandrien und Babylon erklärten die Herstellung der fraglichen Ornamente in seinem Fall für eine läßliche Sünde oder gar für erlaubt. Dennoch zögerte Cajus Barzaarone. Er sprach keinem Menschen von diesen Gutachten. Er wußte genau: wenn er sich, darauf gestützt, über die Bedenken der Orthodoxen wegsetzt, wird das seine Stellung in der Agrippenser-Gemeinde ernstlich gefährden. Sein Vater gar, der uralte Aaron, könnte von dem Gram über solchen Liberalismus, Gott behüte, den Tod haben. Der nach außen so sichere Mann war voll von Zweifeln und Sorgen.

Josef nahm es nicht genau mit der Befolgung der orthodoxen Riten. Aber »Du sollst dir kein Bild machen«, das war mehr als ein Gesetz, es war eine der Grundwahrheiten des Judentums. Wort und Bild schlossen einander aus. Josef war Literat bis in alle Poren. Er hing an dem unsichtbaren Wort. Es war das Wunderbarste, was es auf der Welt gab, es wirkte gestaltlos stärker als jede Gestalt. Nur der konnte Gottes Wort, das heilige, unsichtbare, in Wahrheit besitzen, der es nicht durch sinnliche Vorstellungen befleckte, der aus innerstem Herzen auf den eitlen Tand des Bildwerks verzichtete. Er hörte die Darlegungen des Cajus Barzaarone verschlossenen Gesichtes an, ablehnend. Gerade das aber lockte den Alten. Ja, Josef hatte den Eindruck, man hätte ihn nicht ungern als Schwiegersohn gesehen.

Unterdes sickerte langsam durch, daß die Freilassung der drei Unschuldigen an, eine Bedingung geknüpft war. Die Freude der Juden, als sie diese Bedingung hörten, schlug jäh um. Was? Der Schauspieler Demetrius Liban soll den Juden Apella spielen, im Pompejus-Theater womöglich, vor vierzigtausend Menschen? Der Jude Apella. Die Juden überfröstelte es, wenn sie den bösartigen Spitznamen hörten, in den Rom seinen Widerwillen gegen die Zugewanderten am rechten Tiberufer gepreßt hatte. Das Spottwort hatte eine üble Rolle gespielt bei den Pogromen unter den Kaisern Tiber und Claudius, es bedeutete Gemetzel und Plünderung. Konnte der Haß, der jetzt schlief, nicht jeden Augenblick wieder aufwachen? War es nicht ebenso dumm wie frevelhaft, an das Ruhende zu rühren? Man hatte schlimme Beispiele, wozu ein römisches Theaterpublikum sich im Affekt hinreißen ließ. Es war ungeheuerlicher Übermut, wenn Demetrius Liban den Juden Apella auf die Bühne beschwor.

Von neuem, mit gesteigerter Wildheit, erhoben sich die strengeren unter den jüdischen Doktoren gegen den Schauspieler. War es nicht schon Sünde, sich auf eine Bühne zu stellen, in die Haut und Kleider eines andern Menschen zu schlüpfen? Hatte nicht Gott, gelobt sei sein Name, einem jeden sein Gesicht und seine Haut gegeben? War es also nicht Auflehnung, sie vertauschen zu wollen? Aber gar einen Juden darstellen, einen aus dem Samen Abrahams, einen Auserwählten, zum Spaß der Unbeschnittenen, das war Todsünde, das war Überhebung, das mußte Unheil heraufbeschwören auf die Häupter aller. Und sie

forderten Bann und Ächtung des Demetrius Liban.

Die Liberalen unter den Doktoren verteidigten den Schauspieler mit Wärme. Geschah, was er plante, nicht zum Heil der drei Unschuldigen? War es nicht das einzige Mittel, diese drei zu erretten? War nicht, den Gefangenen zu helfen, eines der obersten Gebote der Schrift? Durfte man dem Schauspieler sagen: Tu es nicht, laß die drei verfaulen, wie Tausende von den Vorvätern verkommen waren in den Ziegeleien Ägyptens?

Heftig diskutierte man. Scharfsinnig in den Seminaren der Theologiestudenten setzte man Bibelzitat gegen Bibelzitat. Allen jüdischen Hochschulen legte man das interessante Problem vor, stritt sich darüber in Jerusalem, in Alexandrien, unter den großen Doktoren Babylons, im fernen Osten. Es war eine Angelegenheit, so recht geschaffen für Theologen und Juristen, ihren Witz daran zu üben.

Der Schauspieler selber ging herum und zeigte jedem den tragischen Konflikt zwischen seinem religiösen und seinem künstlerischen Gewissen. Innerlich war er längst entschlossen, den Juden Apella zu spielen, koste es, was es wolle. Er wußte auch genau, wie er es machen werde. Bereits hatten ihm seine Librettisten, vor allem der feine, spitze Senator Marull, eine wirksame Handlung komponiert, fruchtbare Situationen. Besonders auch dem merkwürdigen mechanischen und resignierten Schaukeln, das die Leiber der drei Unschuldigen in ihren Kerkern angenommen hatten, verdankte er manchen grotesk schauerlichen Einfall. Was er zeigen wollte, war ein kühnes Gemisch von Tragik und Komik. Vorsichtig, in den volkstümlichen Kneipen des Geschäftsviertels, des Speicherviertels, der Baracken gab er einzelne Szenen zum besten, ihre Wirkung zu prüfen. Aber dann wieder versank er in Trauer, daß er wahrscheinlich das Spiel doch nicht werde zeigen können, sein Gewissen verbiete es ihm. Mit Befriedigung nahm er wahr, wie allmählich ganz Rom davon sprach: wird der Schauspieler Demetrius Liban den Juden Apella spielen? Wo sich seine Sänfte zeigte, entstand vergnügtes Geschrei, das Volk applaudierte und rief: Sei gegrüßt, Demetrius Liban, spiel uns den Juden Apella.

Er sprach auch der Kaiserin davon,» in welch trübes, gewag tes Unternehmen er sich da einlassen solle, und wie schwer seine Skrupel seien. Die Kaiserin lachte, lachend schaute die Kaiserin dem Schwankenden zu. Es war Weisung an die Ziegelei von Tibur gegangen, die drei jüdischen Zwangsarbeiter gut zu halten, daß sie ja nicht inzwischen verstürben. Im übrigen erwartete Poppäa ein Gutachten des Ministeriums für Bitten und Beschwerden. Die Freilassung der drei war keine große Sache; immerhin, die Orientpolitik Roms war verwickelt, und Poppäa war Römerin genug, um die Amnestierung der drei sogleich fallenzulassen, wenn die leisesten politischen Bedenken dagegen sprachen. Sie wird lächelnd, wenn es nötig sein sollte, ihr Versprechen kassieren.

Vorläufig jedenfalls hatte sie ihren Spaß daran, den Schauspieler immer wieder in sein Vorhaben hineinzujagen. Sie erzählte ihm, schon arbeite die hocharistokratische Opposition im Senat gegen die Amnestierung. Er solle sich also entscheiden, es sei unrecht, die Leiden der drei armen Kerle unnötig zu verlängern. Sie lächelte: »Wann werden Sie uns den Juden Apella spielen, Demetrius?«

Der Minister Philipp Talaß, Chef der Orientabteilung der kaiserlichen Kanzlei, läßt zum zweitenmal den Masseur kommen, daß er ihm Hände und Füße reibe. Es ist noch früh im Herbst, die Sonne ist kaum hinunter, niemand sonst friert; aber der Minister kann nicht warm werden. Er liegt, der kleine, geiernäsige Herr, auf dem Ruhebett, dick in Polster und Decken eingepackt, vor sich ein Kohlenbecken für die Hände, eines für die Füße. Auf der andern Seite des Ruhebettes reibt der leibeigene Masseur ängstlich bemüht die uralte, verschrumpfte Haut, aus der blau und trocken die Adern hervorstehen. Der Minister schimpft, droht. Der Masseur strengt sich an, über die vernarbten Stellen auf den Schultern des Greises wegzugleiten; diese Stellen, das weiß er, rühren von Peitschenhieben her, die der Minister Talaß bekommen hat, als er noch in Smyrna Leibeigener war. Die Ärzte haben tausend Mittel versucht, diese Narben zu entfernen, sie haben operiert, der große Spezialist Scribon Larg hat alle seine Salben angewandt, aber die alten Narben wollen nicht weggehen.

Es ist ein schlechter Tag heute, ein schwarzer Tag, die ganze Dienerschaft im Haus des Ministers Talaß hat das schon zu spüren bekommen. Der Sekretär weiß, was an dieser schlechten Laune schuld ist. Sie flog den Minister an, als er ihm einen Brief aus dem Ministerium für Bitten und Beschwerden vorlegte, eine kleine, formelle Anfrage. Die Herren in diesem Ministerium, vor allem der dicke, schlaue Junius Thrax, würden den Minister Talaß gern übergehen, sie lieben ihn nicht; aber unter diesem Kaiser ist die Orientabteilung zum Mittelpunkt der gesamten Reichspolitik geworden, und sie wissen, was für wüsten Stank Philipp Talaß zu machen pflegt, wenn er in irgendeiner Angelegenheit nicht gehört wird, die von fernher in sein Ressort reicht. Und so haben die Herren eine gewisse Anfrage aus dem Kabinett der Kaiserin nicht endgültig verabschiedet, bevor sie nicht auch von ihm begutachtet ist.

An sich ist es keine große Sache. Es handelt sich um ein paar alte Juden, vor Jahren im Zusammenhang mit Unruhen in Cäsarea zu Zwangsarbeit verurteilt. Die Kaiserin hat offenbar wieder eine ihrer Launen, die wievielte?, sie will die Verbrecher amnestieren, Ihre Majestät hat eine bedenkliche Schwäche für jüdisches Gesindel. Hure, verdammte! denkt der Minister und gibt dem Masseur einen unwilligen Stoß mit dem Ellbogen. Wahrscheinlich stammt sie selbst aus irgendeiner Hurerei mit Juden trotz ihres altadeligen Namens. Diese hochmütigen römischen Aristokraten sind ja seit Urväterzeiten verseucht mit allen Lastern und verderbt bis in die Knochen.

Immerhin, viel kann man gegen die Laune der Kaiserin nicht vorbringen. Nur sehr allgemeine Gesichtspunkte: die Lage im Orient verlange äußerste Energie auch in scheinbar geringfügigen Dingen und dergleichen.

Der kleine, geiernäsige Herr ärgert sich. Er schickt den Masseur fort, der Idiot kann ihm doch nicht helfen. Er legt sich auf die Seite, zieht die spitzen Knie hoch bis zur Brust, denkt scharf nach, übellaunig.

Immer diese Juden, überall kommen sie einem in die Quer.

Die Orientpolitik ist seit den Erfolgen des Feldmarschalls Corbulo an der parthischen Grenze erfreulich aktiv. Den Kaiser stachelt der Ehrgeiz, ein neuer Alexander zu werden, die Einflußsphäre des Reichs bis an den Indus auszudehnen. Die großen, geheimnisvollen Feldzüge nach dem fernen Osten, von denen Rom seit einem Jahrhundert träumt, vor einer Generation noch läppische Knabenphantasien, sind in das Stadium ernsthafter Erwägung getreten. Die autoritativen Militärs haben Pläne ausgearbeitet, das Finanzministerium hat nach sorglicher Prüfung die Bereitstellung der Mittel für möglich erklärt.

Nur einen wunden Punkt hat das kühne Projekt dieses neuen Alexanderzugs: eben die Provinz Judäa. Sie liegt mitten im Aufmarschgebiet, man kann das große Werk nicht beginnen, solange man diese unsichere Stelle nicht dicht und fest gemacht hat. Die andern Herren des kaiserlichen Kabinetts lächeln, wenn der Minister Talaß darauf zu sprechen kommt, sie halten seinen Judenhaß für eine fixe Idee. Aber er, Philipp Talaß, kennt die Juden aus seiner asiatischen Vergangenheit. Er weiß, man kann mit ihnen keinen Frieden halten, sie sind ein fanatisches, abergläubisches, irrsinnig hochmütiges Volk, und sie werden nicht ruhen, ehe sie endgültig gezüchtigt sind, ehe ihre freche Hauptstadt dem Erdboden gleichgemacht ist. Immer wieder fallen die Gouverneure auf ihre versöhnlichen Versprechungen herein, aber immer wieder erweist sich hinterher, daß diese Beteuerungen Lügen waren. Niemals hat sich die läppische, kleine Provinz loyal in die Herrschaft des Reichs gefügt wie so viele andere größere und mächtigere Gebiete. Ihr Gott verträgt sich nicht mit den andern Göttern. Eigentlich ist Krieg in Judäa seit dem Tod des letzten in Jerusalem residierenden Königs, und Judäa wird unruhig bleiben, es wird dort Krieg sein, der Alexanderzug wird nicht möglich sein, solange nicht Jerusalem zerstört ist.

Der Minister Talaß weiß, diese Erwägungen stimmen. Aber er weiß auch, nicht sie allein sind schuld, daß, sooft er von Juden hört, ihm der Magen brennt und ihn das Zwerchfell sticht. Er denkt an seine Vergangenheit: wie er als Zugabe zu einem kostbaren Kandelaber in den Besitz eines kultivierten griechischen Herrn geriet; wie er mit äußerster Zähigkeit durch sein Gedächtnis und sein Sprachentalent hochkam, so daß sein Herr ihn ausbilden ließ; wie er in die engere Konkur renz derer kam, die in den kaiserlichen Dienst übernommen werden sollten; wie dann, als der Personalchef des Kaisers Cajus ihn examinierte, der jüdische Dolmetsch Theodor Zachäus sich über sein Aramäisch lustig machte, so daß die kaiserliche Kanzlei ihn um ein Haar abgelehnt hätte. Dabei war es ein winziger Fehler gewesen, man konnte streiten, ob es überhaupt ein Fehler war. Der Stinkjud stritt aber nicht, er verbesserte bloß. »Nablion«, hatte er gesagt, aber der Jud verbesserte: »Nabla« oder vielleicht »Nebel«, aber bestimmt nicht »Nablion«, und dabei hatte er ein so gemeines, niederträchtiges Lächeln. Und was dann, wenn nach soviel Jahren des Schweißes und der Kosten die Übernahme nach Rom nicht erfolgt wäre, was dann hätte sein Herr mit ihm angefangen? Totpeitschen hätte er ihn lassen. Der Minister, wenn er daran dachte, wie der Jud gelächelt hatte, wurde kalt vor Angst und Wut.

Aber es war wirklich nicht allein persönliches Ressentiment, es war guter politischer Instinkt, der ihn gegen die Juden scharfmachte. Die Welt war römisch, die Welt war befriedet durch das einheitliche, römisch-griechische System. Nur die Juden muckten auf, wollten die Segnungen dieser gewaltigen völkerverbindenden Organisation nicht erkennen. Die große Handelsstraße nach Indien, bestimmt, griechische Kultur nach dem fernsten Osten zu tragen, konnte nicht erschlossen werden, solange das hochfahrende, hartnäckige Volk nicht endgültig niedergetreten war.

Leider hatte man bei Hof kein Aug für die Gefahr Judäa. Es wehte durch das kaiserliche Palais ein verdammt freundlicher Wind für die Juden. Sein dicker Kollege Junius Thrax von der Justiz begönnerte sie. Auch in der Finanzverwaltung saßen sie. Allein in den letzten drei Jahren waren ihrer zweiundzwanzig in die Liste des Adels eingetragen worden. Sie drängten auf die Bühne, in die Literatur. Spürte man nicht geradezu körperlich, wie sie mit ihren läppischen, abergläubischen Büchern das Reich zersetzten? Dieser Claudius Regin wirft das Zeug jetzt in Schiffsladungen auf den Markt. Der alte Minister, wie er den Namen Regin denkt, zieht die Beine noch höher. Vor der Schlauheit dieses Mannes, so zuwider er ihm ist, hat er Respekt. Und dann hat dieser Regin eine Perle in seiner Truhe, ein mächtiges, fehlerloses, zartrosiges Stück. Er möchte ihm diese Perle gern abkaufen. Er glaubt, wenn er sie an seinem Finger trägt, dann wird seine Haut weniger trocken. Wahrscheinlich würde die Perle auch auf die vernarbten Stellen an der Schulter günstig einwirken; aber der Stinkjud ist reich, Geld lockt ihn nicht, er gibt die Perle nicht.

Der Minister Talaß überlegt hin und her. Die Unruhen in Cäsarea. Regin und sein Ring. Soll man den Senat mobil machen? Man kann auf den Partherkrieg hinweisen. Und es heißt doch Nablion.

Plötzlich wirft er sich auf den Rücken, streckt sich gerade, starrt aus seinen geröteten, trockenen Augen zur Decke. Seine Magenschmerzen sind weg, auch sein Frostgefühl ist verschwunden. Er hat eine Idee, eine ausgezeichnete Idee. Nein, er gibt sich nicht mit Kleinlichem ab. Was hat er schon erreicht, wenn die drei Hunde in der Ziegelei von Tibur verrecken? Sollen sich die Herren Juden ihre Lieblinge herausholen. Sollen sie sich die drei in Knoblauch einmachen oder in ihren Sabbatkochkisten. Er weiß was Besseres. Er wird den Juden für die Freilassung dieser drei eine Rechnung schreiben, gesalzener, als irgendein Herr vom Finanzministerium sie auskalkulieren könnte. Das Edikt, das Edikt über Cäsarea. Er wird die Sache Cäsarea verquicken mit der Amnestierung der drei. Er wird das Edikt über Cäsarea dem Kaiser morgen von neuem vorlegen. Seit sieben Monaten wartet er auf die Unterschrift: bei dieser Gelegenheit wird er sie bekommen. Man kann den Juden nicht alles konzedieren. Man kann ihnen nicht ihre drei Verbrecher herausgeben und die Stadt Cäsarea dazu. Entweder das eine oder das andere. Da die Kaiserin es wünscht, wird man ihre geschätzten Märtyrer freilassen. Aber auf ihre Forderungen für Cäsarea müssen sie dann endgültig verzichten.

Er läßt sich den Sekretär kommen, verlangt seine Denkschrift über Cäsarea. Wie er sie in Erinnerung hat, ist sie kurz und schlagend. So liebt es der Kaiser; denn er will sich nicht lang mit Politik abplagen, ihn interessieren andere Dinge. Übrigens kapiert er gut, der Kaiser, er hat einen raschen, scharfen Verstand. Wenn man ihn nur dahin bringt, daß er die Denkschrift einmal richtig überliest, dann hat man auch seine Unterschrift für das Edikt. Und diese Sache mit den drei Zwangsarbeitern kann gar nicht erledigt werden, ohne daß endlich die ganze Angelegenheit Cäsarea entschieden wird. Ja, diesmal muß der Kaiser sich entschließen. Es war ein gesegneter Einfall Poppäas, die Freilassung der drei zu verlangen.

Der Sekretär kommt, überbringt ihm die Denkschrift. Talaß überfliegt sie. Ja, er hat die Sache klar und überzeugend dargestellt.

Die nicht leibeigene Einwohnerschaft von Cäsarea setzt sich zusammen aus vierzig Prozent Juden und sechzig Prozent Griechen und Römern. Im Stadtmagistrat haben aber die Juden die Majorität. Sie sind reich, und das Wahlstatut staffelt das Stimmrecht nach ökonomischen Prinzipien. Das auf solchen Prinzipien basierende Wahlrecht hat sich im allgemeinen in den Provinzen Syrien und Judäa bewährt. Warum sollen diejenigen, die den größeren Teil der Gemeindeumlagen aufbringen, nicht auch über die Verwendung dieser Umlagen bestimmen? In Cäsarea aber bringt dieses Wahlrecht für die Majorität der Bevölkerung außerordentliche Härten mit sich. Denn die Juden nützen ihre Macht im Stadtmagistrat mit unerhörter Willkür aus. Sie verwenden die öffentlichen Gelder nicht für die Bedürfnisse der Bevölkerung, sondern schicken unverhältnismäßig große Beträge nach Jerusalem für den Tempel und für religiöse Zwecke. Es ist kein Wunder, daß es bei den Wahlen immer wieder zu blutigen Zusammenstößen kommt. Mit Erbitterung denken die Griechen und Römer Cäsareas daran, daß sie, als die Stadt unter Herodes gegründet wurde, die ersten Einwohner stellten, daß sie den Hafen bauten, von dessen Erträgnissen die Stadt lebt. Schließlich auch residiert der römische Gouverneur in Cäsarea, und die Vergewaltigung der Griechen und Römer durch die Juden wirkt in der offiziellen Hauptstadt der Provinz doppelt unerträglich. Man hat wirklich auf die Empfindlichkeit der Juden genügend Rücksicht genommen, indem man ihnen in Jerusalem absolute Autonomie konzediert hat. Es ist nicht angängig, daß man diesem nie zufriedenen Volk noch weiter entgegenkommt. Die Geschichte Cäsareas, die Herkunft und die Religion des Großteils der Bevölkerung, ihr Stamm und ihre Kraft sind nichtjüdisch. Die Stadt Cäsarea, auf der die Ruhe und Sicherheit der ganzen Provinz steht, wird es nicht begreifen, wenn man dem loyalsten, reichstreuesten Teil ihrer Einwohnerschaft auf die Dauer sein wohlverdientes Wahlrecht vorenthält.

Der Minister Philipp Talaß hat in seinem gescheiten und hinterhältigen Gutachten die Argumente der Juden keineswegs verschwiegen. Er hat darauf hingewiesen, daß im Fall einer Änderung des Wahlstatuts die griechisch-römische Bevölkerung Verfügungsrecht über die gesamten jüdischen Steuern der Stadt erhielte, was praktisch einer weitgehenden Enteignung der jüdischen Kapitalisten gleichkäme. Aber sehr geschickt bewies er, was das für ein kleines Übel sei, gemessen an der ungeheuren Ungerechtigkeit, daß man die offizielle Hauptstadt einer für die gesamte Orientpolitik so wichtigen Provinz wie Judäa faktisch durch das bestehende Wahlrecht vom Willen einer kleinen Anzahl reicher Juden abhängig mache.

Er las nochmals. Überprüfte sorgfältig das Manuskript: seine Argumente waren durchschlagend. Er war fest entschlossen, lächelte. Ja, er wird das Kleinere, die drei Zwangsarbeiter, preisgeben, um den Juden dafür das Große zu entreißen, die schöne Hafenstadt Cäsarea.

Er rief Dienerschaft herbei, schimpfte. Ließ die Kohlenbecken hinausbringen, die Polster, die Kissen. Was fiel den Dummköpfen ein, wollten sie ihn in Hitze ersticken? Er lief auf seinen dürren Beinen hin und her, seine Knochenhände belebten sich. Er verlangte dringlich für den andern Morgen eine Audienz beim Kaiser. Er sah jetzt seinen Weg, es konnte gar nicht mißglücken.

Denn er hatte keine Eile, er konnte seine Rache auch kalt genießen. Es waren einige Jahrzehnte vergangen, seitdem der jüdische Dolmetsch Theodor Zachäus gelächelt hatte. Nablion, nun gerade und für immer: Nablion. Er kann warten. Ist das Edikt, das die Juden in Cäsarea aus ihrer angemaßten Machtstellung hinauswirft, erst unterzeichnet, dann braucht es keineswegs sogleich verkündet zu werden. Es mag dann ruhig noch Monate oder selbst ein Jahr liegenbleiben, bis man über den Beginn des großen Alexanderzuges klarsieht.

Ja, in dieser Form wird er dem Kaiser morgen die Regelung der Sache Cäsarea vorschlagen. Er ist sicher, in dieser Form wird er sie durchdrücken. Er lächelt. Er diktiert noch vor dem Abendessen die Antwort auf die Anfrage des Ministeriums für Bitten und Beschwerden, betreffend das Gutachten an das Kabinett der Kaiserin über die Amnestierung von drei jüdischen Zwangsarbeitern in der Ziegelei von Tibur. Der dicke Junius Thrax wird sich wundern, wenn er sieht, daß der Minister Talaß gegen die Freilassung der drei nichts, aber auch gar nichts einzuwenden hat.

Beim Abendessen nehmen die Gäste des Ministers nachdenklich wahr, wie geradezu aufgeräumt der alte, verdrießliche Herr sein kann.

Dem Demetrius Liban gefiel Josef immer besser. Der Schauspieler war nicht mehr ganz jung, sein Leben und seine Kunst kosteten ihn viel Kraft, es war ihm, als könne er sich an der Heftigkeit dieses Jünglings aus Jerusalem neu entzünden. War nicht auch Josef der Anlaß gewesen, daß er endlich seine große und gefährliche Idee, die Darstellung des Juden Apella, ans Licht ließ? Er zog den Josef immer häufiger in sein Haus. Der legte seine Provinzmanieren ab, erlernte mit hellem Verstand die rasche, wendige Lebensklugheit der Hauptstadt, wurde weltläufig. Den vielen Literaten, die er durch den Schauspieler kennenlernte, schaute er ihre Technik, sogar den Jargon des Metiers ab. Er hatte politische und weltanschauliche Gespräche mit Männern von Bedeutung, Liebschaften mit Frauen, die ihm gefielen, mit leibeigenen Mädchen wie mit Damen der Aristokratie.

Josef lebte also angesehen und angenehm. Dennoch packte ihn oft, wenn er allein war, prickelndes Unbehagen. Er wußte natürlich, daß die Freilassung der drei Unschuldigen nicht über Nacht erfolgen konnte. Aber nun vergingen Wochen, Monate, er wartete und wartete, wie er in Judäa gewartet hatte. Es fraß an ihm, er mußte sich Gewalt antun, um nicht aus der Rolle des Zuversichtlichen zu fallen.

Claudius Regin hatte ihn aufgefordert, er möge ihm das Memorandum schicken, dessen Vortrag solchen Eindruck auf die Kaiserin gemacht hatte. Josef schickte das Manuskript, wartete gespannt auf eine Äußerung des großen Verlegers. Aber der schwieg. Josef wartete vier lange Wochen; Regin schwieg. Hatte er das Manuskript dem Justus zu lesen gegeben? Josef wurde es unbehaglich, wenn er an den kühlen, scharfen Kollegen dachte.

Endlich bat ihn Regin zum Essen. Einziger Gast außer Josef war Justus von Tiberias. Josef spannte sich, witterte Auseinandersetzung. Er brauchte nicht lange zu warten. Schon nach dem Vorgericht sagte der Hausherr, er habe Josefs Memorandum gelesen. Beachtliches Formtalent, aber der Inhalt, die Argumente seien schwach. Justus habe sich ja auch seinesteils, im Auftrag des Königs Agrippa, zu dem Fall der drei Verurteilten geäußert. Es wäre freundlich, wenn er ihnen seine Meinung mitteilen wollte. Dem Josef zitterten die Knie. Die Meinung ganz Roms erschien ihm mit einemmal unwichtig vor der Meinung dieses seines Kollegen Justus von Tiberias.

Justus ließ sich nicht bitten. Der Fall der drei könne nicht anders behandelt werden als im Zusammenhang mit der Angelegenheit Cäsarea. Die Angelegenheit Cäsarea könne nicht anders behandelt werden als im Zusammenhang mit der gesamten Orientpolitik Roms. Seitdem im Osten der Generalfeldmarschall Corbulo kommandiere, habe Rom in der Form manchmal, in der Sache nie Konzessionen gemacht. Bei allem Respekt vor dem Formtalent des Josef glaube er nicht, daß in der kaiserlichen Kanzlei seine Denkschrift den Ausschlag geben werde, sondern vielmehr Berichte und Aufstellungen des Finanzamts, des Generalstabs. Er, Justus, habe in der Denkschrift, die er der Orientabteilung der Kanzlei im Auftrag seines Königs Agrippa überreichte, vor allem die juristische Seite der Angelegenheit Cäsarea ins Licht gehoben. Habe hingewiesen auf das Beispiel der Stadt Alexandrien, wo Rom die Schiebungen der Judenfeinde nicht hatte durchgehen lassen. Aber er fürchte, der Minister Talaß, ohnedies Antisemit und wahrscheinlich von den Griechen Cäsareas geschmiert, werde hier trotz aller juristischen Argumente die Schiebungen der nichtjüdischen Bevölkerung begünstigen. Vom Gesichtspunkt der gesamten römischen Orientpolitik aus gesehen leider mit gutem Grund. Justus hatte sich auf seinem Speisesofa hochgesetzt; er dozierte scharf, logisch, eindringlich. Josef hörte zu, liegend, die Hände hinterm Kopf verschränkt. Plötzlich richtete er sich hoch, beugte sich über den Tisch gegen Justus, sagte feindselig: »Es ist nicht wahr, daß es bei den Märtyrern von Tibur um Politik geht. Es geht um Gerechtigkeit, um Menschlichkeit. Nur um der Gerechtigkeit willen bin ich hier. Gerechtigkeit! Das schreie ich, seitdem ich in Italien bin, den Leuten ins Gesicht. Mit meinem Willen zur Gerechtigkeit habe ich die Kaiserin überzeugt.«

Regin wandte den fleischigen Kopf von einem zum andern. Sah das blaßbraune hagere Gesicht Josefs, das gelbbraune hagere des Justus. »Wissen Sie, meine Herren«, sagte er, und seine hohe, fettige Stimme war bewegt, »daß Sie sich ähnlich sehen?«

Beide waren sie betroffen. Sie musterten sich: der Juwelier hatte recht. Sie haßten sich.

»Ich kann Ihnen übrigens im Vertrauen sagen, meine Herren«, fuhr Regin fort, »daß Sie sich über einen Fall streiten, der erledigt ist. Ja«, sagte er ihnen in ihre verblüfften Gesichter, »die Angelegenheit Cäsarea ist entschieden. Es kann eine Weile dauern, bis das Edikt veröffentlicht wird; aber es ist unterschrieben und an den Generalgouverneur von Syrien abgegangen. Sie haben recht, Doktor Justus. Die Angelegenheit Cäsarea ist gegen die Juden entschieden.«

Die beiden jungen Leute schauten mit starren Augen auf Claudius Regin, der schläfrig vor sich hin sah. Sie waren so bestürzt, daß sie einander und ihren Streit vergaßen. »Das ist der schlimmste Schlag gegen Judäa seit mehr als hundert Jahren«, sagte Josef. »Ich fürchte, wegen dieses Edikts wird noch manches Mannes Blut fließen«, sagte Justus. Sie schwiegen, sie tranken. »Sehen Sie zu, Doktor Josef«, sagte Regin, »daß Ihre Juden vernünftig bleiben.« — »Hier in Rom läßt sich das leicht raten«, sagte Josef, und seine Stimme war voll ehrlicher Bitterkeit. Er saß zusammengeduckt, müde, wie ausgeronnen. Die Mitteilung dieses widerwärtigen, fetten Mannes füllte ihn so mit Trauer, daß sein Herz nicht einmal mehr Raum hatte für das erniedrigende Gefühl, wie lächerlich er und seine Sendung jetzt war. Natürlich, sein Nebenbuhler hatte recht gehabt, er hatte alles vorausgesehen, und was er, Josef, sich zusammengereimt hatte, war Dunst gewesen, und sein Erfolg leeres Stroh.

Claudius Regin sprach. »Ich werde übrigens jetzt gerade«, sagte er, »bevor das Edikt bekannt ist, Ihr Memorandum veröffentlichen, Doktor Justus. Sie müssen diese Denkschrift hören«, wandte er sich ungewohnt eifrig an Josef, »sie ist ein kleines Meisterwerk.« Und er bat Justus, ein Kapitel vorzulesen. Josef, in all seiner Bedrücktheit, merkte auf, war gefesselt. Ja, gegen diese hellen, guten Sätze konnte sein armseliges, pathetisches Gerede nicht aufkommen.

Er gab es auf. Er verzichtete. Er beschloß, nach Jerusalem zurückzukehren, eine bescheidene Stellung im Dienst des Tempels anzunehmen. Er schlief schlecht in dieser Nacht, und auch den andern Tag ging er bedrückt herum. Er aß wenig und ohne Genuß, er besuchte nicht das Mädchen Lucilla, mit dem er sich für diesen Tag verabredet hatte. Er wünschte, er wäre nie nach Rom gekommen, sondern säße noch in Jerusalem, nichts wissend von den üblen und bedrohlichen Dingen, die hier gegen Judäa gesponnen wurden. Er kannte gut die Stadt Cäsarea, ihren Hafen, ihre großen Speicherviertel, ihre Reedereien, Synagogen, Geschäftsläden, Bordelle. Selbst die Bauten, die die Römer dort aufgeführt hatten, so verpönt sie waren, die Residenz des Gouverneurs, die Kolossalstatuen der Göttin Rom und des ersten Kaisers, mehrten den Ruhm Judäas, solange die Stadt von Juden verwaltet wurde. Fiel sie aber der Verwaltung durch die Griechen und Römer anheim, wurde die Hauptstadt römisch, dann war alles ins Gegenteil gekehrt, dann waren die Juden ganz Judäas, auch Jerusalems, nur mehr Geduldete in ihrem eigenen Land. Josef, wenn er dies dachte, fühlte den Boden unter seinen Füßen weggleiten. Trauer und Zorn füllte ihn vom Herzen bis an die Poren seiner Haut, daß er beinahe am Leibe krank wurde.

Als aber Demetrius Liban ihm feierlich entschlossen mitteilte, er werde also jetzt den Juden Apella spielen, auf daß die drei Märtyrer von Tibur erlöst würden, strahlte Josef wieder im ersten unverdunkelten Glanz seines Erfolgs. Die römischen Juden nahmen den Entschluß des Schauspielers ruhiger hin, als man nach ihrer ersten Erregung hätte erwarten sollen; denn es war Winter, und die Aufführung sollte vorläufig nicht öffentlich, sondern in dem kleinen Privattheater in den kaiserlichen Gärten stattfinden. Es blieb eigentlich ein einziger, der schimpfte, der uralte Aaron; der freilich mummelte unentwegt Verwünschungen gegen das gottlose Vorhaben des Schauspielers und gegen die ganze frevelhafte neumodische Generation.

»Der Jude Apella« war das erste volkstümliche Singspiel, das im kaiserlichen Privattheater aufgeführt wurde. Das Theater faßte nur etwa tausend Menschen, die große Gesellschaft Roms beneidete diejenigen, die zu dieser Premiere Einladungen erhielten. Alle Minister waren da, der dürre Talaß, der dicke, wohlwollende Junius Thrax, Minister für Bitten und Beschwerden, auch der Gardekommandant Tigellin. Dann die neugierige, lebensfrohe Äbtissin der Vestalinnen. Claudius Regin hatte man selbstverständlich nicht vergessen. Von Juden waren nicht viele da: der elegante Julian Alf, der Präsident der Veliagemeinde, und sein Sohn; mit Mühe hatte Josef auch dem Cajus Barzaarone und dem Mädchen Irene eine Einladung verschafft.

Der Vorhang dreht sich in die Versenkung. Auf der Bühne steht der Jude Apella, ein Mann in mittleren Jahren mit einem langen, spitzen Bart, der sich zu verfärben beginnt. Er lebt in einer Landstadt in Judäa, sein Haus ist klein, er, seine Frau, seine vielen Kinder wohnen in *einem* Raum. Die Hälfte von seinem spärlichen Verdienst nehmen ihm die großen Herren in Jerusalem ab; von dem Rest nehmen die Römer in Cäsarea die Hälfte. Als sein Weib stirbt, wandert er aus. Er nimmt mit sich die kleine Rolle mit dem Glaubensbekenntnis, sie am Türpfosten seines Hauses zu befestigen, er nimmt weiter mit seine Gebetriemen, seine Wärmekiste für die Sabbatspeisen, seinen Sabbatleuchter, seine vielen Kinder und seinen unsichtbaren Gott. Er zieht nach Osten, ins Land der Parther. Er baut sich ein Häuslein, befestigt am Türpfosten die kleine Rolle mit dem Glaubensbekenntnis, schlingt die Gebetriemen um den Kopf und um den Arm, stellt sich hin, das Gesicht gegen Westen, gegen Jerusalem, wo der Tempel liegt, und betet. Er nährt sich kärglich, es reicht nicht recht, aber er ist genügsam, ja, er schickt noch einiges nach Jerusalem für den Tempel. Doch da kommen die andern, die elf Clowns, sie sind die Parther, sie verhöhnen ihn. Sie nehmen die kleine Rolle von dem Türpfosten und seine Gebetriemen, sie schauen nach, was darin ist, sie finden beschriebenes Pergament, und sie lachen über die komischen Götter dieses Mannes. Sie wollen ihn zwingen, ihre Götter zu verehren, den hellen Ormuzd und den dunklen Ariman, und wie er sich weigert, zupfen sie ihn an seinem Bart und seinem Haar und reißen ihn so lang, bis er kniet, und das ist sehr komisch. Er erkennt nicht ihre sichtbaren Götter, und die andern erkennen nicht seinen unsichtbaren Gott. Aber für alle Fälle nehmen sie ihm das bißchen Geld weg, das er sich zusammengespart hat, für die Altäre ihrer Götter, und sie schlagen drei von seinen sieben Kindern tot. Er begräbt die drei Kinder, er geht herum zwischen den drei kleinen Gräbern, er setzt sich nieder und singt ein altes Lied: An den Strömen Babels saßen wir und weinten, und seine Bewegungen haben etwas sonderbar Schaukelndes, Groteskes und Trauriges. Dann wäscht er sich die Hände und wandert wieder weg, nach Süden diesmal, nach Ägypten. Das kleine Haus, das er sich gebaut hat, läßt er stehen, aber mit nimmt er die Rolle mit den Bekenntnissen, die Gebetriemen, die Kochkiste, den Leuchter, den Rest der Kinder und seinen unsichtbaren Gott. Er baut sich ein neues Häuslein, er nimmt sich eine neue Frau, Jahre kommen und gehen, er erwirbt neues Geld, und statt der drei erschlagenen Kinder macht er vier neue. Jetzt, wenn er betet, stellt er sich mit dem Gesicht gegen Norden, wo Jerusalem liegt und der Tempel, und er vergißt nicht, jährlich seine Abgabe nach dem Lande Israel zu schicken. Aber auch im Süden lassen ihn seine Feinde nicht. Wieder kommen die elf Clowns, diesmal sind sie Ägypter, und verlangen, daß er ihre Götter anbetet, Isis und Osiris, Stier, Widder und Sperber. Aber da kommt der römische Gouverneur und befiehlt, sie sollen von ihm ablassen. Die elf Clowns sind sehr komisch, wie sie enttäuscht abziehen. Aber er selber, der Jude Apella, in seiner Siegesfreude ist noch komischer. Wieder schaukelt er auf merkwürdige Art mit seinem hagern Leib; aber diesmal tanzt er vor Gott, er tanzt vor der Lade mit den heiligen Büchern. Grotesk hebt er die Beine bis zu dem verfärbten Bart, sein zerlumptes Gewand flattert, mit dürrer, schmutziger Hand schlägt er ein Tamburin. Er schaukelt, alle seine Knochen loben seinen unsichtbaren Gott. So tanzt er vor der Bücherlade, wie einst der König David tanzte vor der Bundeslade. Die großen römischen Herren im Zuschauerraum lachen sehr, deutlich durch das allgemeine Gelächter hört man das scheppernde Lachen des Ministers Talaß. Aber die meisten sind etwas angefremdet, und die paar Juden starren betreten, erschrocken geradezu, auf den hüpfenden, tanzenden, schaukelnden Mann auf der Bühne. Sie denken an die Leviten, wie sie heilig mit silbernen Trompeten auf den hohen Stufen des Tempels stehen, und an den Erzpriester, wie er groß und würdevoll im Schmuck der erhabenen Gewänder und der Tempeljuwelen vor Gott hintritt, und ist das nicht Sakrileg, was der Mann da auf der Bühne macht? Aber schließlich kann auch der römische Gouverneur den Juden nicht mehr schützen. Denn der Ägypter sind zu viele, aus den elf Clowns sind elf mal elf geworden, und sie träufeln vergiftete Anschuldigungen in das Ohr des Kaisers, und sie tanzen possierlich, und sie stechen und zwicken und schießen mit kleinen, tödlichen Pfeilen, und wieder erlegen sie drei von den Kindern und seine Frau dazu. Und zuletzt zieht der Jude Apella abermals weg, mit Rolle und Riemen und Kiste und Leuchter und Kindern und seinem unsichtbaren Gott, und diesmal kommt er nach Rom. Jetzt aber wird das Spiel ganz gewagt und frech. Die Clowns trauen sich nicht, ihn leibhaft zu bedrängen, sie halten sich am Rand der Bühne. Immerhin erklettern sie, wie die Affen hüpfend, das Dach seines Hauses, sie dringen auch ins Innere, sie schauen nach, was in der Rolle ist und was in der Kochkiste. Sie parodieren ihn, wie er sich zum Gebet hinstellt, nach Osten diesmal, wo Jerusalem liegt und der Tempel. Die elf führenden Clowns tragen sehr kühne Masken jetzt, Porträtmasken, man erkennt ohne viel Mühe den Minister Talaß, den großen Juristen des Senats Cassius Longin, den Philosophen Seneca und andere sehr hochmögende Judenfeinde. Doch diesmal können sie nicht an gegen den Juden Apella, er wird geschützt von dem Kaiser und der Kaiserin. Allein sie spähen, bis er sich eine Blöße gibt. Und siehe, er gibt sich eine Blöße. Er heiratet eine Eingeborene, eine Freigelassene. Da stecken sie sich hinter diese seine Frau und gießen ihr all ihren Hohn ins Herz. Einige außerordentlich bösartige Couplets werden gesungen über den Beschnittenen, seinen Knoblauch, seinen Gestank, den Atem seines Fastens, seine Kochkiste. Es kommt dahin, daß seine Frau ihn in Gegenwart seiner Kinder verhöhnt, weil er beschnitten ist. Da jagt er sie fort und bleibt allein mit seinen Kindern und mit seinem unsichtbaren Gott, im Schutz des römischen Kaisers. Resigniert und in wilder Sehnsucht schaukelnd singt er sein altes Lied: An den Wassern Babels saßen wir und weinten; fernher, ganz leise parodieren ihn die elf Clowns.

Die Zuschauer sehen sich an und wissen nicht recht, ob sie heitere oder traurige Gesichter machen sollen. Alle schielen nach der kaiserlichen Loge. Die Kaiserin sagt vernehmlich mit ihrer hellen Kinderstimme, so daß man es weithin hören kann, kaum ein zweites Stück aus der zeitgenössischen Produktion habe sie so interessiert wie dieses. Sie macht dem Senator Marull Komplimente, der mit falscher Bescheidenheit die Urheberschaft der Texte ablehnt. Der Kaiser ist zurückhaltend; sein Literaturlehrer Seneca hat ihm so viel von Tradition gepredigt, daß er vorläufig mit der neuartigen Technik dieses Spiels nichts Rechtes anfangen kann. Der Kaiser ist jung, blond, sein intelligentes Gesicht ist leicht aufgedunsen; seine Augen mustern beschäftigt, etwas abwesend die Zuschauer, die das Theater nicht verlassen dürfen, bevor er aufbricht. Die jüdischen Herren im Zuschauerraum stehen betreten umher. Claudius Regin bindet ächzend seinen Schnürriemen und quäkt, wenn man ihn fragt, Unverständliches. Josef ist hin- und hergeworfen zwischen Ärger und Anerkennung. Die grelle Lebenswahrheit, mit der dieser Jude Apella auf der Bühne stand, hat seinen Augen weh getan. Daß jemand alles Lächerliche dieses Juden so rücksichtslos seinem ernsthaften Schicksal beimischt, erfüllt ihn mit ebensoviel Unbehagen wie Bewunderung. Eigentlich geht es den meisten so. Sie sind beschäftigt und unzufrieden, die jüdischen Herren geradezu bekümmert. Wirklich vergnügt ist nur der Minister Talaß.

Der Kaiser befiehlt ihn und den Justizminister Junius Thrax in die Loge und sagt nachdenklich, er sei gespannt darauf, wie die Juden eine *gewisse* Entscheidung aufnehmen werden. Die Kaiserin, unmittelbar bevor sie aufbricht, teilt Josef mit, noch am andern Tag werde die Freilassung seiner drei Unschuldigen erfolgen.

Am andern Tag, gleich nach Sonnenaufgang, wurden die drei Märtyrer entlassen. Im Villenort Tibur, im Landhaus des Julian Alf, des Präsidenten der Veliagemeinde, wurden sie unter der Aufsicht von Ärzten gebadet, gespeist, mit kostbaren Kleidern versehen. Dann setzte man sie in den schönen Reisewagen des Julian Alf. Überall am Wege, der von Tibur nach Rom führte, standen Gruppen von Juden, und wenn der Wagen vorüberkam, Läufer voran, großer Troß hinterher, sprachen sie den Segensspruch, der vorgeschrieben ist nach der Errettung aus großer Gefahr, und sie riefen den drei entgegen: »Gesegnet, die da kommen. Friede mit euch, meine Doktoren und Herren.«

Am Tibur-Tor aber war ungeheures Gedränge. Hier erwarteten, inmitten des von Polizei und Militär abgesperrten Raums, die Präsidenten der fünf jüdischen Gemeinden die Märtyrer, dann der Staatssekretär Polyb vom Ministerium für Bitten und Beschwerden, ein Zeremonienmeister der Kaiserin, vor allem aber der Schriftsteller Josef Ben Matthias, Delegierter des Großen Rats von Jerusalem, und der Schauspieler Demetrius Liban. Natürlich erregte auch hier der Schauspieler die meiste Aufmerksamkeit; aber alle ohne Ausnahme, die römischen Herren und die Juden, zeigten sich den schlanken jungen Mann mit dem hagern, fanatischen Gesicht, der kühnen Nase und den heftigen Augen: das war der Doktor Josef Ben Matthias, der die Amnestierung der drei erwirkt hatte. Es war eine große Stunde für Josef. Er sah jung, ernst, erregt und würdig aus, er machte gute Figur selbst neben dem Schauspieler.

Endlich kam der Wagen mit den dreien. Sie wurden herausgeholt. Sie waren sehr schwach, ihre Leiber schaukelten merkwürdig mechanisch hin und her. Blicklos schauten sie in die vielen Gesichter, auf die vielen feierlichen weißen Kleider, stumpf hörten sie die Ansprachen, die sie rühmten. Ergriffen machte man sich aufmerksam auf die halbgeschorenen Schädel mit dem eingebrannten E, auf die Spuren der Kette über den Knöcheln. Viele weinten. Der Schauspieler Demetrius Liban aber kniete nieder, den Kopf neigte er in den Staub der Straße, und er küßte die Füße der Männer, die gelitten hatten für Jahve und das Land Israel. Man war gewohnt, ihn als Komiker zu sehen, das Volk lachte, wo immer er sich zeigte, aber niemand fand ihn komisch, wie er im Staub lag vor den dreien und ihre Füße küßte und weinte.

Am Sabbat darauf fand der große Gottesdienst statt in der Agrippenser-Synagoge. Der älteste von den dreien las die ersten Verse des für diesen Sabbat bestimmten Abschnittes aus der Schrift; mühsam, tief aus der Kehle holte er die Worte, das weite Bethaus war erfüllt von Menschen bis in den letzten Winkel, dicht, lautlos und gepackt standen sie die ganze Straße entlang. Josef aber wurde aufgerufen, nach Schluß der Verlesung die Thorarolle hochzuheben. Schlank und ernst stand er auf dem erhöhten Platz, hoch mit beiden Händen hob er die Rolle, drehte sich, auf daß alle sie sehen könnten, schaute mit seinen heftigen Augen über die zahllose Versammlung. Und die Blicke der Juden Roms hingen an dem jungen, glühenden Menschen, wie er die heilige Rolle der Schrift vor ihnen hochhob.

In diesem Winter wurden die drei Märtyrer sehr gefeiert. Allmählich erholten sie sich, ihre abgezehrten Leiber gewannen neuen Saft, ihre kahlgeschorenen Schädel bedeckten sich mit spärlichem neuem Haar, nach den Rezepten Scribon Largs wurden die Kettennarben über ihren Fußknöcheln getilgt. Man reichte sie von einer Gemeinde zur andern, von einem der einflußreichen jüdischen Herren zum andern. Sie nahmen die Ehrungen ziemlich stumpf hin, als gebührenden Tribut.

Langsam, mit zunehmenden Kräften, begannen sie, mehr zu reden. Es erwies sich, daß die Märtyrer zänkische, eifernde, keifende alte Herren waren. Nichts war ihnen fromm genug und den Vorschriften entsprechend. Sie stritten unter sich und mit jedem andern, sie gingen unter den Juden Roms umher, als wäre es Jerusalem und diese Juden alle ihrer Herrschgewalt unterstellt, sie ordneten an und verboten. Bis endlich Julian Alf sie verbindlich, aber bestimmt darauf aufmerksam machte, seine Veliasynagoge liege nicht in ihrem Tempelbereich. Darauf verfluchten sie ihn und wollten ihn in den Großen Bann tun und den allgemeinen Boykott gegen ihn erklären. Alle waren schließlich froh, als die Schiffahrt wieder begann und man die drei nach Puteoli auf das Schiff nach Judäa bringen konnte.

Josefs Aufgabe in Rom war erledigt. Dennoch blieb er. Klar stand ihm wieder das Ziel vor Augen, um dessentwillen er nach Rom gekommen war: diese Stadt zu erobern. Immer deutlicher wurde ihm, daß es für ihn einen einzigen Weg gab: die Literatur. Ein großer Stoff aus der Geschichte seines Landes lockte ihn. Von jeher hatte ihn in den alten Büchern seines Volkes dieser Bericht am meisten gepackt: der Freiheitskampf der Makkabäer gegen die Griechen. Jetzt erst erkannte er, was ihn hierhergezogen hatte. Rom war reif, die Weisheit und das Geheimnis des Ostens zu empfangen. Seine Aufgabe war, der Welt jenen pathetisch heroischen Abschnitt aus der Vorzeit Israels darzustellen, so daß alle erkannten: dieses Land Israel war ausersehen, in ihm wohnte Gott.

Er sprach niemandem von seinem Vorhaben. Nach außen hin führte er das Leben eines jungen Herrn der guten Gesellschaft. Aber alles, was er sah, hörte, lebte, bezog er auf sein Werk. Es mußte möglich sein, beides zu begreifen, den Osten und den Westen. Es mußte möglich sein, die Geschichte der Makkabäer mit ihrem Glauben und ihren Wundern in die harte, klare Form zu bringen, die die Theorie der jüngeren Prosaisten verlangte. In den alten Büchern lebte er mit die Martern jener Früheren, die sie auf sich genommen hatten, um die Gebote Jahves nicht zu verletzen, und auf dem Forum, in den Kolonnaden der Livia, des Marsfelds, in den öffentlichen Bädern, im Theater lebte er mit die Schärfe und die »Technik« dieser Stadt Rom, die ihre Bewohner bezauberte, so daß alle sie beschimpften und alle sie liebten.

Ganz aus kostete er die große Versuchung der Stadt, als die Gelegenheit kam, für immer zu bleiben. Es war an dem, daß Cajus Barzaarone seine Tochter Irene verheiraten wollte. Er hatte auf Wunsch der Mutter als Schwiegersohn den jungen Doktor Licin von der Veliasynagoge in Aussicht genommen, aber es war nicht sein Herz, das diese Verbindung wünschte, und die Augen des Mädchens Irene hingen mit der gleichen schwärmerischen Begeisterung wie am ersten Tag an Josefs hagerem, fanatischem Gesicht. Man zögerte mit der Heirat, es hätte Josef nur ein Wort gekostet, und er hätte sich für alle Zeiten als Schwiegersohn des reichen Mannes in Rom hinsetzen können. Das war verlockend, das bedeutete ruhiges, breites Leben, Ansehen und Fülle. Aber es bedeutete auch Stillstand und Sichbescheiden. War es nicht ein zu kleines Ziel?

Er warf sich mit doppelter Inbrunst auf die Bücher. Bereitete mit unendlicher Gewissenhaftigkeit seine »Geschichte der Makkabäer« vor. Verschmähte es nicht, wie ein Schuljunge lateinische und griechische Grammatik zu treiben. Übte seine Handfertigkeit an schwierigen Details. So, auf kleine und mühselige Art, arbeitete er das ganze Frühjahr hindurch, bis er sich endlich reif fühlte, das Werk selbst zu beginnen.

Da trat ein Ereignis ein, das seine Fundamente erschütterte.

In diesem Frühsommer nämlich, sehr plötzlich und sehr jung, starb die Kaiserin Poppäa. Sie hatte gewünscht, früh zu sterben, unverwelkt, sie hatte oft vom Tode gesprochen, nun war ihr Wunsch erfüllt. Noch nach dem Tode bewies sie ihre Neigung für den Osten; denn in ihrem Testament hatte sie angeordnet, daß ihr Leib nicht verbrannt, sondern nach der Sitte des Ostens einbalsamiert werde.

Der Kaiser machte aus seiner Trauer und seiner Liebe ein ungeheures Fest. Der riesige Leichenzug bewegte sich durch die Stadt, Musikkorps, Klageweiber, Sprechchöre. Endlos die Prozession der Ahnen, die jetzt die Kaiserin als Letzte in ihren Zug aufnahmen. Die Wachsmasken der toten Urväter waren zu diesem Zweck aus ihren heiligen Schränken genommen worden. Schauspieler trugen sie, angetan mit der prunkhaften Amtstracht dieser toten Konsuln, Präsidenten, Minister, jeder der Toten seine Liktoren voran mit Beilen und Rutenbündeln. Dann, grotesk, kam der ganze Zug nochmals, dargestellt wiederum von Tänzern und Schauspielern, die die vorangehenden parodierten. Auch die tote Kaiserin war darunter. Demetrius Liban hatte sich’s nicht nehmen lassen, seiner Protektorin diesen letzten grausigen Liebesdienst zu erweisen, und die Juden, wenn dieses springende, hüpfende, schmerzhaft lächerliche Abbild ihrer mächtigen Gönnerin vorbeikam, heulten vor Lachen und vor Kummer. Dann folgte die Dienerschaft der Verstorbenen, der riesige Zug ihrer Beamten, Leibeigenen, Freigelassenen, dann die Offiziere der Leibgarde, endlich die Tote selbst, getragen von vier Senatoren, sitzend auf einem Lehnstuhl, wie sie es geliebt hatte, gekleidet in eines jener ernsthaft geschnittenen, doch verrucht durchsichtigen Gewänder, wie sie sie geliebt hatte, von jüdischen Ärzten kunstvoll einbalsamiert, umwölkt von Wohlgerüchen. Hinter ihr der Kaiser, das Haupt verhüllt, in einfachem schwarzem Kleid, ohne Kennzeichen seiner Gewalt. Und hinter ihm Senat und Volk von Rom.

Vor der Rednerbühne des Forums machte der Zug halt. Die Ahnen stiegen von ihren Wagen und setzten sich auf die elfenbeinernen Stühle, und der Kaiser hielt die Leichenrede. Josef sah Poppäa, sie saß auf ihrem Stuhl, wie sie damals vor ihm gesessen war, bernsteinfarben von Haar und ein wenig spöttisch, und dann war der Kaiser zu Ende, und zum letzten Male grüßte Rom seine Kaiserin. Die Zehntausende standen, den Arm mit der geöffneten Hand ausgestreckt, auch die Ahnen erhoben sich von ihren Stühlen und streckten den Arm mit der geöffneten Hand aus, und so verharrten sie grüßend, eine Minute lang, stehend, und allein die Tote saß.

Josef hatte seinen Kollegen Justus die ganze Zeit vermieden. Jetzt suchte er ihn auf. Die beiden jungen Herren schlenderten durch die Kolonnaden des Marsfelds. Justus meinte, jetzt nach dem Tode Poppäas würden die Herren Talaß und Genossen mit der Publikation des Edikts wohl nicht mehr lange warten. Josef hob die Schultern. Schweigend gingen sie zwischen den eleganten Bummlern der Kolonnaden. Dann, und zwar genau vor dem schönen Laden des Cajus Barzaarone, hielt Justus an und sagte: »Und wenn jetzt den Juden von Cäsarea ihre Rechte weggeschwindelt werden, wird kein Mensch etwas dabei finden. Die Juden müssen in dieser Sache unrecht haben. Wenn sie Beschwerden vorbringen, die halbwegs gerechtfertigt sind, dann hört sie Rom und schafft Hilfe. Hat man nicht ihre drei Unschuldigen begnadigt? Rom ist großzügig. Rom behandelt Judäa mild, milder als andere Provinzen.«

Josef erblaßte. Hatte dieser Mensch recht? War sein Erfolg, war die Freilassung der drei für die Gesamtpolitik der Juden schädlich, da Rom auf diese Art durch Milde in einer Nebensache die Härte der Hauptentscheidung lügnerisch überzuckern konnte? Blicklos überschaute er die Möbel, die vor dem Magazin des Cajus Barzaarone feil standen.

Er erwiderte nichts, verabschiedete sich bald. Was Justus gesagt hatte, machte ihn krank. Es durfte nicht wahr sein. Er hat seine eitlen Tage, wer hat sie nicht? Aber in der Angelegenheit der drei Unschuldigen hat er aus ehrlichem Herzen heraus gewirkt, er hat nicht um eines persönlichen kleinen Erfolges willen die Sache seines Volkes verschlechtert.

Mit neuem, verbissenem Eifer warf er sich auf sein Werk. Er fastete, kasteite sich, schwor, kein Weib zu berühren, bevor er das Werk vollendet habe. Arbeitete. Schloß die Augen, um die Dinge seines Buches zu schauen, öffnete sie, um die Dinge seines Buches ins rechte Licht zu stellen. Erzählte der Welt die Geschichte von dem wunderbaren Freiheitskrieg seines Volkes. Er litt mit den Märtyrern des Buches, siegte mit ihnen. Er weihte mit Juda dem Makkabäer den Tempel neu. Mild und groß hüllte der Glaube ihn ein. Glauben, Befreiung, Triumph, alle hohen Gefühle, die er vor den alten Büchern gespürt hatte, goß er in sein Werk. Er war ein erwählter Krieger Jahves, solang er schrieb.

Er vergaß Cäsarea.

Er begann sein früheres Leben von neuem, ging in Gesellschaft, suchte sich Frauen, spielte sich auf. Er las sein Makkabäerbuch einem ausgesuchten Kreis junger Literaten vor. Man beglückwünschte ihn. Er schickte es dem Verleger Claudius Regin. Der erklärte sogleich, er übernehme die Veröffentlichung. Aber gleichzeitig und auch im Verlag des Claudius Regin erschien ein Werk des Justus »Über die Idee des Judentums«. Josef empfand es als hinterhältig, daß weder Regin noch Justus ihm vorher davon gesprochen hatten. Er mäkelte an dem Buch des Justus, es sei nüchtern und schwunglos. Aber im Innern erschien ihm, was er selber gemacht hatte, läppischer Bombast vor den neuen, dichten und zwingenden Gedankenreihen des andern. Er verglich das Porträt des Justus, das vornean in seinem Buch gemalt war, mit seinem eigenen. Er las das kleine Werk des Justus ein zweites, ein drittes Mal. Seine eigene Schriftstellern erschien ihm kindlich, hoffnungslos.

Aber siehe, nicht nur das Mädchen Irene, jetzt die Frau des Doktor Licin, und die wohlwollenden Leser vom rechten Tiberufer, auch die Literaten und jungen Snobs in den eleganten Bädern des linken Ufers fanden das Makkabäerbuch gut. Josefs Ruf verbreitete sich, sein jüdisches Kriegsbuch wirkte als eine interessante und fruchtbare Erneuerung des Heldenepos. Junge Literaten machten sich an ihn heran, schon wurde er nachgeahmt, galt als Haupt einer Schule. Die großen Familien baten ihn, aus seinem Buch in ihrem Kreis vorzulesen. Auf dem rechten Tiberufer wurden die Kinder aus seinem Buch unterrichtet. Das Werk des Justus von Tiberias aber kannte niemand, las niemand. Der Verlagsbuchhalter im Haus des Claudius Regin erzählte Josef, vom Buch des Justus seien hundertneunzig, vom Werk des Josef viertausendzweihundert Exemplare abgesetzt, und die Nachfrage aus allen Provinzen, besonders aus dem Orient, steige ständig. Justus selbst schien sich aus Rom zurückgezogen zu haben; jedenfalls traf ihn Josef in diesen Monaten seines literarischen Erfolges nirgends.

Der Winter verging, und das früheste Frühjahr brachte eine eindrucksvolle Schaustellung römischer Macht, den lang vorbereiteten Triumph Roms über den Osten, die stolze Einleitung des neuen Alexanderzugs. Das Nachbarreich im Osten, das Partherreich unter König Vologas, einzige Großmacht der bekannten Welt außer Rom, war des langen Krieges müde, gab Armenien, das strittige Territorium, preis. Der Kaiser selber schloß in festlicher Zeremonie den Janus-Tempel zum Zeichen, daß Friede sei auf Erden. Dann feierte er diesen ersten Sieg über den neu zu erobernden Orient in einem großartigen Schauspiel. Der Armenierkönig Tiridat mußte persönlich vor ihm erscheinen, um aus seiner Hand die Krone als Lehen entgegenzunehmen. Monatelang zog der östliche Herrscher mit riesigem Gefolge, mit Reitern und üppigen Gastgeschenken, Gold und Myrrhen, nach dem Westen, um dem römischen Kaiser zu huldigen. Durch den ganzen Orient verbreiteten sich Legenden von drei Königen aus Morgenland, die sich auf den Weg gemacht hätten, um den aufgehenden Stern im Westen anzubeten. Im übrigen hatte das Finanzministerium in Rom schwere Sorge, wie es den ganzen Aufwand bezahlen sollte, der natürlich auf Kosten der kaiserlichen Kasse ging.

Als endlich der Zug des Königs Tiridat Italien betreten hatte, wurden Senat und Volk von Rom durch eine Proklamation aufgefordert, der Huldigung des Orients vor dem Kaiser beizuwohnen. Auf allen Straßen drängten sich die Neugierigen. Die Mannschaften der kaiserlichen Garde bildeten Spalier. Durch ihre Reihen schritt der östliche König, in der Tracht seines Landes, die Tiara auf dem Kopf, den kurzen Persersäbel im Gürtel: allein die Waffe war durch Festnagelung in der Scheide unschädlich gemacht. So zog er über das Forum, stieg die Estrade hinan, auf der der römische Kaiser thronte, beugte die Stirn zur Erde. Der Kaiser aber nahm ihm die Tiara ab und setzte an ihre Stelle das Diadem. Und dann klirrten die Truppen die Schilde und Lanzen zusammen und riefen in mächtigem Sprechchor, wie sie es tagelang geübt hatten: Gegrüßt sei, Kaiser, Herrscher, Imperator, Gott!

Auf einer Tribüne an der Heiligen Straße, die über das Forum führte, wohnten Ehrengäste aus den Provinzen dem Schauspiel bei, unter ihnen Josef. Voll tiefer Erregung sah er die Demütigung des Tiridat. Der Kampf zwischen dem Osten und dem Westen war uralt. Die Perser hatten seinerzeit den Westen weit zurückgedämmt, dann aber hatte Alexander auf Jahrhunderte den Osten zurückgeworfen. In den letzten Jahrzehnten, vor allem seitdem ein Jahrhundert vorher die Parther eine große römische Armee aufgerieben hatten, schien wieder der Osten im Vordringen. Auf alle Fälle fühlte er sich geistig überlegen, und neue Hoffnung erfüllte die Juden, im Osten werde der Erlöser aufstehen und, wie es die alten Wahrsprüche verkündeten, Jerusalem zur Hauptstadt der Welt machen. Und jetzt mußte Josef sehen, klar, mit eigenen Augen, wie Tiridat, der Bruder des mächtigen Herrschers im Osten, die Stirn in Staub drückte vor Rom. Das Partherreich lag fern, militärische Unternehmungen dorthin waren mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden, noch lebten dort die Enkel derer, die den großen römischen General Crassus und seine Armee mit Mann und Roß geschlagen hatten. Und dennoch schlossen die Parther dieses klägliche Kompromiß. Er hatte es zugegeben, dieser Partherprinz, daß man ihm den Säbel in der Scheide festnagelte. So wenigstens behielt er eine gewisse Autonomie und, wenn auch nur geliehen, sein Diadem. Da der mächtige Parther sich damit begnügte, war es nicht Wahnsinn, wenn man in dem kleinen Judäa glaubte, man könnte es aufnehmen mit der römischen Macht? Judäa war leicht erreichbar, umgeben von romanisierten Provinzen, seit mehr als einem Jahrhundert hatte Rom seine Verwaltung und Militärtechnik dort eingearbeitet. Was die »Rächer Israels« in der Blauen Halle zu Jerusalem zusammenredeten, war heller Irrsinn. Judäa mußte sich einordnen in die Welt wie die andern, Gott war in Italien, die Welt war römisch.

Auf einmal war Justus neben ihm. »König Tiridat macht eine schlechte Figur neben Ihren Makkabäern, Doktor Josef«, sagte er. Josef schaute ihn an, er sah gelbgesichtig aus, skeptisch, ein wenig bitter und sehr viel älter als er selber, trotzdem er es nicht war. Machte er sich lustig über ihn, oder was eigentlich sollten diese Worte? »Ich bin allerdings der Meinung«, sagte er, »daß ein in der Scheide festgenagelter Degen weniger sympathisch ist als ein gezückter.« — »Aber in vielen Fällen klüger und in manchen sogar vielleicht heroischer«, erwiderte Justus. »Ernstlich«, sagte er, »es ist schade, daß ein so begabter Mensch wie Sie sich zu einem solchen Schädling auswächst.« — »Ich ein Schädling?« entrüstete sich Josef. Es trieb ihm das Blut hoch, daß jemand so klar und nackt die nebelhaften Vorwürfe formulierte, die ihn manchmal in der Nacht peinig ten. »Mein Makkabäerbuch«, sagte er, »hat Rom gezeigt, daß wir Juden noch Juden sind, keine Römer. Ist das schädlich?« — »Der Kaiser zieht jetzt wohl seine Unterschrift zurück von dem Edikt über Cäsarea, was?« fragte Justus mild. »Das Edikt ist noch nicht veröffentlicht«, erwiderte Josef verbissen. »Es gibt Leute«, zitierte er, »die wissen, was Jupiter der Juno ins Ohr geflüstert hat.« — »Ich fürchte«, meinte Justus, »nachdem Rom seine Sache mit den Parthern bereinigt hat, werden Sie auf die Veröffentlichung nicht mehr lange warten müssen.« Sie saßen auf der Tribüne, unten zog Kavallerie vorbei, in Paradeuniform, doch in lockerer, bequemer Haltung, die Menge applaudierte, die Offiziere schauten hochmütig gradaus, nicht rechts, nicht links. »Sie sollten sich selber nichts vormachen wollen«, sagte Justus, beinahe verächtlich. »Ich weiß«, winkte er ab, »Sie haben die klassische Darstellung unserer Freiheitskriege geschrieben, Sie sind der jüdische Titus Livius. Nur, sehen Sie, wenn unsere lebendigen Griechen heute von dem toten Leonidas lesen, dann bleibt das ein harmloses, akademisches Vergnügen. Wenn aber unsere ›Rächer Israels‹ in Jerusalem Ihre Geschichte des Juda Makkabi lesen, dann bekommen sie heiße Augen und schauen nach ihren Waffen. Halten Sie das für wünschenswert?«

Unten ritt jetzt der Mann vorbei mit dem festgenagelten Degen. Alle auf der Tribüne erhoben sich. Frenetisch schrie das Volk ihm zu.

»Cäsarea«, sagte Justus, »ist uns endgültig entrissen. Sie haben das den Römern einigermaßen erleichtert. Wollen Sie ihnen noch viele Vorwände geben, auch Jerusalem zu einer römischen Stadt zu machen?«

»Was kann ein jüdischer Schriftsteller heute tun? Ich will nicht, daß Judäa in Rom aufgeht«, sagte Josef.

»Ein jüdischer Schriftsteller«, erwiderte Justus, »muß vor allem einmal erkannt haben, daß man heute die Welt nicht durch Eisen und Gold verändern kann.«

»Auch Eisen und Gold werden ein Stück Geist, wenn sie für geistige Dinge gebraucht werden«, sagte Josef.

»Ein schöner Satz für Ihre Bücher, Herr Livius, wenn Sie gerade nichts Faktisches vorzubringen haben«, höhnte Justus.

»Was soll Judäa tun, wenn es nicht untergehen will?« fragte Josef zurück. »Die Makkabäer haben gesiegt, weil sie bereit waren, zu sterben für ihre Überzeugung und ihre Erkenntnis.«

»Ich kann keinen Sinn darin erblicken«, erwiderte Justus, »für eine Erkenntnis zu sterben. Für eine Überzeugung zu sterben ist Kriegerart. Der Beruf des Schriftstellers ist, sie an andere weiterzugeben. Ich glaube nicht«, fuhr er fort, »daß der unsichtbare Gott Jerusalems heute so billig ist wie der Gott Ihrer Makkabäer. Ich glaube nicht, daß viel getan ist, wenn jemand für ihn stirbt. Er verlangt mehr. Es ist furchtbar schwer, für diesen unsichtbaren Gott das unsichtbare Haus zu bauen. So einfach jedenfalls, wie Sie es sich gedacht haben, Doktor Josef, ist es bestimmt nicht. Ihr Buch wird vielleicht einiges von römischem Geist nach Judäa, aber sicher nichts von jüdischem Geist nach Rom bringen.«

Den Josef beschäftigte diese Unterredung mit Justus mehr, als er wollte. Vergeblich sagte er sich, aus Justus spreche nur der Neid, weil seine Bücher Erfolg hatten und die des Justus nicht. Was Justus gegen ihn vorgebracht hatte, saß, er konnte es nicht aus seinem Herzen herausbringen. Er las das Makkabäerbuch, er rief alle die großen Gefühle zu Hilfe aus den einsamen Nächten, in denen er das Buch geschrieben hatte. Vergeblich. Er mußte mit diesem Justus fertig werden. So konnte er nicht weiterleben.

Er beschloß, die Sache Cäsarea als Zeichen zu nehmen. Seit einem Jahr jetzt fuchteln sie mit diesem albernen Edikt vor ihm herum. Nur diese Sache Cäsarea ist es, die den Gedanken des Justus recht gibt gegen ihn. Gut. Wenn sie wirklich zuungunsten der Juden entschieden werden sollte, dann unterwirft er sich, dann hat er unrecht, dann ist sein Makkabäerbuch nicht der richtige jüdische Geist, dann ist Justus der große Mann und er ein kleiner, eitler Streber.

Mehrere lange Tage geht er umher in qualvoller Erwartung. Schließlich kann er die Spannung nicht mehr ertragen. Er holt die Würfel hervor. Wenn sie günstig fallen, dann fällt die Entscheidung zugunsten der Juden. Er dreht die Kreiselwürfel. Sie fallen ungünstig. Er dreht nochmals. Sie fallen wieder ungünstig. Er dreht ein drittes Mal. Diesmal fallen sie günstig. Er erschrickt. Er hat, wirklich ohne Absicht, den abgeschrägten Würfel genommen.

Wie immer, er will nach Judäa zurück. Er hat in diesen achtzehn Monaten Rom viel von Judäa vergessen, er sieht es nicht mehr, er muß zurück und sich Kraft aus Judäa holen.

In großer Eile rüstet er seine Abreise. Die halbe Judenschaft steht am Drei-Straßen-Tor, wo der Wagen abfährt, der ihn an sein Schiff nach Ostia bringen soll. Drei der Versammelten begleiten ihn weiter: Irene, die Frau des Doktor Licin, der Schauspieler Demetrius Liban, der Schriftsteller Justus von Tiberias.

Demetrius, auf dem Wege, spricht davon, wie auch er einmal nach Zion reisen wird, und dann für immer. Nein, allzulange wird er nicht mehr warten müssen. Er glaubt nicht, daß er noch länger als sieben oder acht Jahre spielen wird. Dann, endlich, wird er Jerusalem sehen. Er träumt vom Tempel, wie er strahlend über der Stadt hängt mit seinen riesigen Terrassen, seinen weiß und goldenen Hallen. Er träumt von dem mattschillernden Vorhang, der das Allerheiligste abschließt, dem kunstvollsten Gewebe der bekannten Welt. Er kennt jede Einzelheit des Heiligtums, besser wahrscheinlich als mancher, der es mit leiblichen Augen gesehen hat, so oft hat er sich davon erzählen lassen.

Sie sind im Hafen von Ostia angelangt. Die Sonnenuhr zeigt die achte Stunde. Josef rechnet kindlich, mühsam und beharrlich. Es sind jetzt ein Jahr sieben Monate zwölf Tage und vier Stunden, daß er fort ist aus Judäa. Es überfällt ihn plötzlich eine schier leibliche Begierde nach Jerusalem, er möchte seinen Atem mit in die Segel des Schiffes blasen, auf daß es schneller fahre.

Die drei Freunde stehen am Kai. Ernst und still Irene, spöttisch und traurig Justus, aber Demetrius Liban streckt mit großer Geste den Arm mit der flachen Hand aus, den Oberkörper nach vorn geneigt. Es ist mehr als ein Abschiedsgruß an Josef, es ist ein Gruß an das ganze, ferne, heißbegehrte Land.

Die Menschen verschwinden. Ostia, Rom, Italien verschwin den. Josef ist auf dem freien Meer. Er fährt nach Judäa. Mit ihm auf dem gleichen Schiff fährt der Geheimkurier, der dem Gouverneur von Judäa den Befehl überbringt, der Stadt Cäsarea die kaiserliche Entscheidung über das Wahlstatut zu verkünden.

Zweites Buch

GALILÄA

Um 13. Mai, um neun Uhr morgens, empfing der Gouverneur Gessius Flor den Magistrat von Cäsarea und teilte ihm die kaiserliche Entscheidung über das Wahlstatut mit, durch welche die Juden ihrer Herrschaft über die offizielle Hauptstadt des Landes verlustig gingen. Um zehn Uhr wurde das Edikt durch den Sprecher der Regierung von der Rednertribüne auf dem großen Forum verkündet. In den Werkstätten der Brüder Zakynth arbeitete man bereits daran, den Wortlaut des Ediktes in Bronze zu gießen, damit es in dieser Form in den Archiven der Stadt für alle Zeiten aufbewahrt werde.

Unter der griechisch-römischen Bevölkerung brach ungeheurer Jubel los. Die Kolossalstatuen an der Hafeneinfahrt, die Bildnissäulen der Göttin Rom und des Begründers der Monarchie, die Porträtbüsten des regierenden Kaisers an den Straßenecken wurden festlich bekränzt. Musikkorps, Sprechchöre durchzogen die Straßen, im Hafen schenkte man freien Wein aus, die Leibeigenen bekamen Urlaub. In den Stadtvierteln der Juden aber starrten die sonst so lärmvollen Häuser weiß und öde, die Läden waren geschlossen, die Furcht vor einem Pogrom lag beklemmend über den heißen Straßen.

Am Tag darauf, einem Sabbat, fanden die Juden, als sie ihre Hauptsynagoge besuchen wollten, vor dem Tor den Führer eines griechischen Stoßtrupps mit seinen Leuten, wie er ein Vogelopfer darbrachte. Solche Opfer pflegten Aussätzige darzubringen, und es war die beliebteste Beschimpfung der Juden im vorderen Asien, daß man sie für Abkömmlinge ägyptischer Aussätziger erklärte. Die Synagogendiener forderten die Griechen auf, sich für ihr Opfer einen andern Platz auszusuchen. Die Griechen höhnten zurück, die Zeiten, in denen die Juden in Cäsarea das Maul aufreißen konnten, seien vorbei. Die jüdischen Beamten wandten sich an die Polizei. Die erklärte, sie müsse erst Instruktionen einholen. Einige Hitzköpfe unter den Juden wollten die freche Zeremonie der Griechen nicht länger mit anschauen, versuchten, den Opfertopf mit Gewalt wegzunehmen. Dolche, Messer blitzten hoch. Endlich, es gab bereits Tote und Verwundete, griffen römische Truppen ein. Sie nahmen eine Reihe von Juden als Anstifter des Landfrie densbruchs fest, den Griechen konfiszierten sie den Opfertopf. Wer von den Juden konnte, flüchtete jetzt mit seinem beweglichen Gut fort von Cäsarea; die heiligen Schriftrollen wurden in Sicherheit gebracht.

Die Vorgänge in Cäsarea, das Edikt und seine Folgen, bewirkten, daß der Kleinkrieg, den Judäa seit nunmehr hundert Jahren gegen die römische Schutzmacht führte, überall im Land mit neuer, wilder Erbitterung hochflammte. Bisher hatten zumindest in Jerusalem die beiden Parteien der Ordnung, die aristokratischen »Unentwegt Rechtlichen« und die bürgerlichen »Wahrhaft Schriftgläubigen«, Gewalttätigkeiten gegen die Römer verhindern können: jetzt, nach dem Edikt von Cäsarea, bekam die dritte Partei die Oberhand, die »Rächer Israels«.

Immer mehr Leute von den »Wahrhaft Schriftgläubigen« fielen jetzt ihnen zu, selbst der Chef der Tempelverwaltung, der Doktor und Herr Eleasar Ben Simon, ging öffentlich zu ihnen über. Überall sah man ihr Zeichen, das Wort Makkabi, die Initialen des hebräischen Satzes: »Wer ist wie du, o Herr?«, die Parole des Aufstandes. In Galiläa tauchte mit einemmal der Agitator Nachum auf, der Sohn des von den Römern hingerichteten Patriotenführers Juda. Er war fast ein Jahrzehnt verschollen gewesen, man hatte geglaubt, er sei umgekommen, nun plötzlich zog er durch die Städte und Dörfer der Nordprovinz, überall liefen die Massen ihm zu. »Worauf denn noch wollt ihr warten?« beschwor er inbrünstig, fanatisch die dumpf und erbittert Lauschenden. »Die bloße Gegenwart der Unbeschnittenen besudelt euer Land. Ihre Regimenter trampeln frech über die Fliesen des Tempels, ihre Trompeten kreischen scheußlich in die heilige Musik. Ihr seid auserwählt, Jahve zu dienen: ihr könnt nicht den Cäsar, den Schweinefresser, anbeten. Denkt an die großen Eiferer des Herrn, an Pinchas, an Eli, an Juda den Makkabäer. Drücken euch eure eigenen Ausbeuter nicht genug? Müßt ihr euch noch von den Fremden den Segen rauben lassen, den Jahve für euch bestimmt hat, daß sie Fechterspiele damit veranstalten und Tierhetzen? Laßt euch nicht bange machen von der Feigheit der ›Wahrhaft Schriftgläubigen‹! Kuscht nicht vor der Profitgier der ›Unent wegt Rechtlichen‹, die die Hand der Unterdrücker streicheln, weil sie ihren Geldsack beschützt. Die Zeit ist erfüllt. Das Himmelreich ist nahe. In ihm zählt der Arme genauso wie der Fettbauch. Der Messias ist geboren, er wartet nur darauf, daß ihr euch regt, dann wird er sich zeigen. Erschlagt die Feiglinge vom Großen Rat in Jerusalem! Erschlagt die Römer!«

Die bewaffneten Verbände der »Rächer Israels«, die ausgetilgt schienen, tauchten im ganzen Land wieder auf. In Jerusalem kam es zu wilden Kundgebungen. In der Provinz wurden Römer, die sich ohne militärischen Schutz auf die Landstraßen wagten, überfallen, als Geiseln verschleppt. Da gerade die kaiserliche Finanzverwaltung gewisse Steuerrückstände mit Härte eintrieb, zeigten sich junge Anhänger der »Rächer Israels« mit Sammelbüchsen auf den Straßen, bettelten bei den Passanten: gebt eine mildtätige Gabe für den armen, unglücklichen Gouverneur. Gessius Flor beschloß, scharf durchzugreifen, verlangte, man solle ihm die Rädelsführer ausliefern. Die einheimischen Behörden erklärten, sie könnten sie nicht ermitteln. Der Gouverneur ließ durch Truppen den Obern Markt und die angrenzenden Straßen, wo man die Hauptsitze der »Rächer Israels« vermutete, Haus für Haus durchsuchen. Die Haussuchungen gingen in Plünderungen über. Die Juden wehrten sich, von den Dächern einzelner Häuser wurde geschossen. Auch unter den Römern gab es Tote. Der Gouverneur verkündete das Standrecht. Die erbitterten Soldaten schleppten Schuldige und Unschuldige vor Gericht; die bloße Bezichtigung, jemand gehöre zu den »Rächern Israels«, genügte. Es regnete Todesurteile. Das Gesetz verbot, römische Bürger anders als durchs Schwert hinzurichten. Gessius Flor ließ jüdische Männer, selbst wenn sie den Rittertitel und den Goldenen Ring des Zweiten römischen Adels trugen, schmählich am Kreuz exekutieren.

Als auch zwei Mitglieder des Großen Rats abgeurteilt werden sollten, erschien vor den Offizieren des Standgerichts, begleitet von einer stummen, ergriffenen Menge, die Prinzessin Berenike, die Schwester des Titularkönigs Agrippa. Sie hatte wegen Errettung aus einer Krankheit ein erschwertes Gelübde getan, so daß sie mit kurzgeschorenem Haupthaar ging und ohne jeden Schmuck. Sie war eine schöne Frau, in Jerusalem sehr geliebt und gern gesehen auch am römischen Hof. Ihre Art zu gehen war berühmt in der ganzen Welt. Von der deutschen Grenze bis zum Sudan, von England bis an den Indus konnte man einer Frau kein willkommeneres Kompliment machen als: sie gehe wie die Prinzessin Berenike. Jetzt nun schritt diese große Dame demütig her, nach Art der Schutzflehenden, barfuß, das schwarze Gewand nur von einer Schnur gehalten, das Haupt mit dem kurzen Haar gebeugt. Sie neigte sich vor dem Vorsitzenden des Gerichts und bat um Gnade für die beiden Priester. Die Offiziere waren zunächst höflich, machten galante Scherze. Da aber die Prinzessin nicht abließ, wurden sie kühl und kurz, zuletzt geradezu grob, und Berenike mußte sich, übel gedemütigt, zurückziehen.

Es kamen in diesen fünf Tagen vom 21. bis zum 26. Mai in ! Jerusalem über dreitausend Menschen ums Leben, darunter an tausend Frauen und Kinder.

Die Stadt kochte in dumpfer Empörung. Bisher waren zumeist Bauern und Proletarier den »Rächern Israels« zugelaufen, jetzt schlossen sich immer mehr Bürger ihnen an. Überall raunte es oder schrie es auch offen, übermorgen, nein, morgen schon werde das Land sich gegen die römische Gewalt erheben. Die einheimische Regierung, das Kollegium des Erzpriesters und der Große Rat, sahen mit Sorge, welche Wendung die Dinge nahmen. Die gesamte Oberschicht wünschte Verständigung mit Rom, hatte Angst vor einem Krieg. Die »Unentwegt Rechtlichen«, Aristokraten zumeist und reiche Leute, die die wichtigsten Staatsämter innehatten, fürchteten, ein Krieg gegen Rom werde unausbleiblich in eine Revolution gegen ihre eigene Herrschaft ausmünden; denn sie hatten von jeher die bescheidenen Forderungen der Pachtbauern, Kleinbürger, Proletarier starr und hochmütig abgelehnt. Die »Wahrhaft Schriftgläubigen« aber, die Partei der Doktoren des Tempels von Jerusalem, Gelehrte, Demokraten, denen die große Masse des Volkes anhing, glaubten, man müsse es Gott überlassen, die alte Freiheit des Staates wiederherzustellen, und warnten vor jeder Gewalttätigkeit, solange die Römer die Lehre nicht antasteten, die sechshundertdreizehn Gebote des Moses.

Die Führer beider Parteien wandten sich dringlich an den König Agrippa, der in Ägypten weilte, und baten ihn, zwischen den Aufständischen und der römischen Regierung zu vermitteln. Diesem König hatten die Römer zwar nur in Transjordanien und in einigen Städten Galiläas wirkliche Herrschaft belassen, in Judäa hatten sie seine Befugnis auf die Oberaufsicht über den Tempel beschränkt. Aber noch hatte er den Königstitel, galt als der erste Mann unter den Juden, war beliebt. Eiligst, auf die Bitten der jüdischen Regierung, reiste er nach Jerusalem, gewillt, selber zu den Massen zu reden.

Zehntausende kamen, ihn zu hören, auf den großen Platz vor dem Makkabäerpalais. Sie standen dichtgedrängt, hinter ihnen war die alte Stadtmauer und, von einer schmalen Brücke überspannt, die Talenge, und wieder dahinter weiß und golden die ragende Westhalle des Tempels. Die Menge begrüßte den König gedrückt, gespannt, ein wenig mißtrauisch. Dann aber kam zwischen sich neigenden Offizieren die Prinzessin Berenike aus dem Tor des Palastes, schwarzgekleidet wieder, aber nicht in der Tracht der Schutzflehenden diesmal, sondern in schwerem Brokat. Unter dem kurzen Haar schien ihr langes, edles Gesicht doppelt kühn. Alle verstummten, als sie aus dem Palais trat, wie wohl die Betenden verstummen, die am Neumondstag auf den jungen Mond gewartet haben: er war zwischen Wolken und unsichtbar, jetzt aber kommt er heraus, und sie freuen sich. Langsam stieg die Prinzessin die Treppen herunter zu ihrem Bruder, schwer bauschte sich der Brokat um die still Schreitende. Und wie sie jetzt die beiden Hände mit den Flächen gegen das Volk hob, gaben sie inbrünstig, stürmisch den Gruß zurück: sei gegrüßt, Berenike, Fürstin, die da kommt im Namen des Herrn.

Dann begann der König seine Rede. In eindringlichen Sätzen führte er aus, wie hoffnungslos eine Erhebung gegen das römische Protektorat sei. Er hob, der elegante Herr, die Schultern, ließ sie wieder fallen, malte mit seinem ganzen Körper die Sinnlosigkeit des Unternehmens. Hatten nicht alle Völker der Erde sich auf den Boden der Tatsachen gestellt? Die Griechen, die sich einstmals gegen ganz Asien hatten behaupten können, die Makedonier, deren Alexander vor Zeiten den großen Samen eines Weltreiches ausgestreut hatte: genügte heute nicht eine Besetzung von zweitausend römischen Soldaten für beide Länder zusammen? Gallien hatte dreihundertfünf verschiedene Stämme, besaß ausgezeichnete natürliche Befestigungen, erzeugte alle Rohstoffe im eigenen Land: reichten nicht zwölfhundert Mann aus, nicht mehr, als das Land Städte hatte, um jeden leisesten Gedanken an Auflehnung zu unterdrücken? Zwei Legionen genügten, römische Ordnung in dem riesigen, reichen, altkultivierten Ägypten zu sichern. Gegen die Deutschen, bekanntlich von einer Gemütsart heftiger als die der wilden Tiere, kam man mit vier Legionen aus, und im ganzen Gebiet diesseits des Rheins und der Donau reiste man so friedlich wie in Italien selbst. »Habt ihr denn«, der König schüttelte bekümmert den Kopf, »keinen Maßstab für eure eigene Schwäche und die Kraft Roms? Sagt mir doch, wo habt ihr eure Flotte, eure Artillerie, eure Finanzquellen? Die Welt ist römisch: wo wollt ihr Bundesgenossen und Hilfe hernehmen? Vielleicht aus der unbewohnten Wüste?«

König Agrippa redete seinen Juden gut zu wie unverständigen Kindern. Genau betrachtet, seien die Steuern, die Rom verlange, nicht übermäßig hoch. »Bedenkt doch, die Stadt Alexandrien allein bringt in einem Monat mehr Steuern auf als ganz Judäa in einem Jahr. Und leistet Rom nicht auch allerhand für diese Steuern? Hat es nicht ausgezeichnete Straßen geschaffen, moderne Wasserleitungen, eine rasch arbeitende, gut geschulte Verwaltung?« Mit großer, dringlicher Geste beschwor er die Versammlung. »Gerade noch liegt das Schiff im Hafen. Seid vernünftig. Fahrt nicht mitten in das fürchterliche Unwetter und den sicheren Untergang.«

Die Rede des Königs machte Eindruck. Viele riefen, sie seien nicht gegen Rom, sie seien nur gegen diesen Gouverneur, gegen Gessius Flor. Hier aber hakten geschickt die »Rächer Israels« ein. Der junge, elegante Doktor Eleasar vor allem forderte in wirkungsvollen Sätzen, der König solle als Erster ein Ultimatum an Rom unterzeichnen, das die sofortige Abberufung des Gouverneurs verlangte. Agrippa wich zurück, suchte hinzuzögern, auszubiegen. Eleasar drängte auf klare Antwort, der König lehnte ab. Immer mehr schrien: »Die Unterschrift! Das Ultimatum! Nieder mit Gessius Flor!« Die Stimmung schlug um. Man rief, der König stecke mit dem Gouverneur unter einer Decke, sie alle wollten nur das Volk ausbeuten. Schon drangen einige entschlossen aussehende Burschen auf den König ein. Gerade noch konnte er sich unter dem Schutze seiner Herren heil in das Palais zurückziehen. Den Tag darauf verließ er die Stadt, sehr erbittert, begab sich in seine sicheren transjordanischen Provinzen.

Nach dieser Niederlage der Feudalherren und der Regierung trieben es die Radikalen mit allen Mitteln zum Äußersten. Seit der Begründung der Monarchie, seit hundert Jahren, sandten Kaiser und Senat von Rom allwöchentlich ein Opfer für Jahve und seinen Tempel. Jetzt gab Doktor Eleasar als Chef der Tempelverwaltung den diensttuenden Priestern Anweisung, dieses Opfer nicht mehr anzunehmen. Vergeblich beschworen ihn der Erzpriester und sein Kollegium, die Schutzmacht nicht auf so unerhörte Art zu provozieren. Doktor Eleasar schickte das Opfer des Kaisers mit Hohn zurück.

Dies war das Zeichen für die jüdischen Kleinbürger, Bauern und Proletarier, sich offen gegen die Römer und gegen ihre eigenen Feudalherren zu erheben. Die römische Garnison war schwach. Die »Rächer Israels« waren bald im Besitz aller strategisch wichtigen Punkte der Stadt. Sie steckten das Finanzamt in Brand, vernichteten unter Jubelgeschrei die Steuerlisten und Hypothekenverzeichnisse. Zerstörten und plünderten die Häuser vieler mißliebiger Aristokraten. Schlossen die römischen Truppen im Makkabäerpalais ein. Die Römer hielten diesen letzten, stark befestigten Stützpunkt mit großer Tapferkeit. Aber ihre Position war aussichtslos, und als ihnen die Juden gegen Ablieferung der Waffen freien Abzug zusicherten, nahmen sie das Angebot mit Freuden an. Beide Parteien bekräftigten das Abkommen durch Eid und Handschlag. Sowie aber die Belagerten die Waffen abgelegt hatten, stürzten sich die »Rächer Israels« auf die Wehrlosen und machten sich daran, sie niederzumetzeln. Die Römer leisteten keinen Widerstand, sie baten auch nicht um ihr Leben, aber sie riefen: Eid! Vertrag! Sie riefen es im Chor, immer weniger riefen es, immer schwächer wurde der Chor, zuletzt rief nur mehr ein einziger:

Eid! Vertrag!, und dann verstummte auch er. Dies geschah am

7. September, am 20. Elul jüdischer Rechnung, einem Sabbat.   Der Rausch der Tat kaum vorbei, bemächtigte sich der ganzen Stadt eine tiefe Beklemmung. Wie zur Bestätigung dieses üblen Gefühls trafen sehr bald schon Nachrichten ein, in zahlreichen Städten mit gemischter Bevölkerung seien die Griechen über die Juden hergefallen. In Cäsarea allein waren an jenem schwarzen Sabbat zwanzigtausend Juden gemetzelt worden, die übrigen hatte der Gouverneur in die Docks getrieben und zu Leibeigenen erklärt. Als Antwort verheerten die Juden in den Städten, in denen sie die Majorität hatten, die griechischen Bezirke. Seit Jahrhunderten schon hatten die Griechen und Juden, die an der Küste, in Samaria, am Rand von Galiläa in den gleichen Städten wohnten, einander gehaßt und verachtet. Die Juden waren stolz auf ihren unsichtbaren Gott Jahve, sie waren überzeugt, nur für sie werde der Messias kommen, sie gingen hochfahrend einher im Gefühl ihrer Auserwähltheit. Die Griechen machten sich lustig über die fixen Ideen, den stinkenden Aberglauben, die lächerlichen, barbarischen Gebräuche der Juden, und jeder tat dem Nachbarn das Böseste an. Immer schon hatte es zwischen ihnen blutige Händel gegeben. Jetzt wütete weit über die Grenzen Judäas hinaus Plünderung, Mord und Brand, und das Land füllte sich mit unbegrabenen Leichen.

Als es soweit war, beschloß der Vorgesetzte des Gessius Flor, Cestius Gall, Generalgouverneur von Syrien, in Judäa endlich durchzugreifen. Er war ein alter, skeptischer Herr, überzeugt, was man nicht getan habe, bereue man seltener und weniger bitter als das Getane. Nachdem indes die Dinge einmal so übel ausgereift waren, durfte man keine falsche Schwäche zeigen: Jerusalem mußte energisch gezüchtigt werden.

Cestius Gall mobilisierte die ganze Zwölfte Legion, dazu acht weitere Regimenter syrischer Infanterie. Forderte auch von den Vasallenstaaten ansehnliche Kontingente. Der jüdische Titularkönig Agrippa, beflissen, Rom seine Bundestreue zu beweisen, bot allein zweitausend Mann Kavallerie auf, dazu drei Regimenter Schützen, und stellte sich persönlich an ihre Spitze. Umständlich, bis ins kleinste Detail, legte Cestius Gall das Programm der Strafexpedition fest. Vergaß auch nicht, die feuertelegrafischen Siegesmeldungen vorzubereiten. Rom sollte, sowie er als Richter und Rächer in Jerusalem einziehen wird, es am gleichen Tage erfahren.

Gewaltig, von Norden her, brach er in das meuterische Land. Nahm programmgemäß die schöne Siedlung Zabulon-Männerstadt, plünderte sie, brannte sie nieder. Nahm programmgemäß die Küstenstadt Joppe, plünderte sie, brannte sie nieder. Geplünderte, niedergebrannte Städte, gemetzelte Menschen zeichneten seinen Weg, bis er programmgemäß am

27. September vor Jerusalem stand.

Aber hier stockte er. Am 9. Oktober, hatte er errechnet, werde er im Besitz des Forts Antonia, am 10. im Besitz des Tempels sein. Jetzt war schon der 14., und das Fort Antonia hielt sich immer noch. Die »Rächer Israels« hatten nicht gezögert, die zahllosen Wallfahrer, die aus Anlaß des Laubhüttenfestes gekommen waren, zu bewaffnen, die Stadt floß über von freiwilligen Truppen. Der 27. Oktober kam, Cestius Gall stand nun schon einen ganzen Monat vor Jerusalem, und immer noch warteten an den sorglich vorbereiteten Feuerposten die Telegrafisten vergeblich, schon fürchtend, der Apparat klappe nicht und sie würden bestraft. Cestius beorderte neue Verstärkungen heran, ließ mit großen Opfern alle Stoßmaschinen an den Mauern in Stellung bringen, bereitete für den 2. November einen endgültigen Sturmangriff mit solchen Mitteln vor, daß er menschlicher Voraussicht nach nicht mißglücken konnte.

Die Juden hielten sich tapfer. Allein was vermochte individuelle Tapferkeit gegen die überlegene Organisation der Römer? Was zum Beispiel konnte der rührende Ausfall der drei Greise nützen, die sich am 1. November, am Tag vor dem Sturm, allein vor die Mauern begaben, die römische Artillerie in Brand zu stecken? Am hellen Mittag erschienen sie plötzlich vor den römischen Posten, drei uralte Juden mit den Abzeichen der »Rächer Israels«, der Feldbinde, die die Buchstaben Makkabi trug, die Initialen der hebräischen Worte: »Wer ist wie du, o Herr?« Erst glaubte man, sie seien Parlamentäre und hätten eine Botschaft der Belagerten zu überbringen, aber sie waren keine Parlamentäre, vielmehr schossen sie mit ihren zitteri gen Greisenhänden Brandpfeile gegen die Maschinen. Das war offenkundiger Wahnsinn, und die Römer — was sollte man sonst mit den Wahnsinnigen anfangen? — machten sie erstaunt, gutmütig scherzend, fast mitleidig nieder. Es stellte sich noch am gleichen Tage heraus, daß es jene drei Mitglieder des Großen Rates waren, Gadja, Jehuda und Natan, von den Gerichten des Kaisers seinerzeit zu Zwangsarbeit verurteilt, dann in großer Milde freigelassen. Immer wieder hatten die Römer diese Amnestierung als schlagendes Beispiel ihrer eigenen Gutwilligkeit angeführt und hatten daran erweisen wollen, daß nicht römische Härte, sondern jüdische Bockbeinigkeit die Hauptschuld an den entstandenen Unruhen trage. Auch in den Reden der »Unentwegt Rechtlichen« und der »Wahrhaft Schriftgläubigen« spielte die Amnestierung als Beweis für römische Großmut eine wichtige Rolle. Die drei Märtyrer wollten nicht länger in ihrer Stadt umherlaufen als leibhaftes Exempel für die edle Gesinnung des Erzfeindes. Ihr Herz gehörte den »Rächern Israels«. So entschlossen sie sich als fanatische Pädagogen zu dieser beispielhaften, frommen und heroischen Tat.

Die Führer der Makkabi-Leute freilich wußten sehr gut, daß mit Gesinnung allein wenig auszurichten war gegen die Belagerungsmaschinen der Römer. Mit dem Willen, die Stadt nicht zu übergeben, doch ohne Hoffnung, sie zu halten, sahen sie die Vorbereitungen zu dem letzten Sturm, der am andern Tage erfolgen mußte.

Er erfolgte nicht. In der Nacht gab Cestius Gall Befehl, die Belagerung abzubrechen, den Rückzug anzutreten. Er sah krank und verstört aus. Was war geschehen? Niemand wußte es. Man bestürmte den Oberst Paulin, den Adjutanten des Cestius Gall. Er zuckte die Schulter. Die Generäle schüttelten die Köpfe. Cestius gab für den überraschenden Befehl keine Gründe, und die Disziplin verbot, zu fragen. Die Armee setzte sich in Bewegung, rückte ab.

Bestürzt erst, ohne Glauben, dann mit einem Aufatmen, dann mit ungeheurem Jubel sahen die Juden diesen Aufbruch der Belagerungsarmee. Zögernd, immer noch ein taktisches Manöver befürchtend, dann mit wachsender Kraft machten sie sich an die Verfolgung. Es wurde für die Römer ein schwieriger Rückzug. Von Jerusalem her drückten die Aufständischen hart nach. In dem nördlichen Gebiet, das die Römer durchqueren mußten, hatte ein gewisser Simon Bar Giora, ein galiläischer Freischärlerführer, einen erbitterten Kleinkrieg organisiert. Jetzt besetzte dieser Simon Bar Giora nach einem raschen Umgehungsmarsch mit dem Gros seiner Kräfte die Schlucht von Beth Horon. Der Name dieser Schlucht klang lieblich in die Ohren der jüdischen Freischärler. Hier hatte der Herr die Sonne stillstehen lassen, auf daß der General Josua einen Sieg für Israel erfechte; hier hatte Juda der Makkabäer die Griechen triumphal geschlagen. Auch das Manöver Simon Bar Gioras gelang: die Römer erlitten eine Schlappe, wie sie in Asien seit den Partherkriegen keine mehr erlebt hatten. Die Juden hatten noch nicht tausend Tote, die Römer verloren an Toten fünftausendsechshundertachtzig Mann Infanterie und dreihundertachtzig Mann Kavallerie. Unter den Toten war der Gouverneur Gessius Flor. Die gesamte Artillerie, alles sonstige Kriegsmaterial, der Goldene Adler der Legion, dazu die reiche Kriegskasse fiel in die Hände der Juden.

Dies geschah am 3. November römischer, am 8. Dios griechischer, am 10. Marcheschvan jüdischer Rechnung, im zwölften Regierungsjahr des Kaisers Nero.

Feierlich mit ihren Instrumenten standen die Leviten auf den Stufen des Heiligen Raumes, hinter ihnen im Heiligen Raum selbst Priester aller vierundzwanzig Reihen. Nach dem überraschenden Sieg über Cestius Gall hatte der Erzpriester Anan, wiewohl er die Partei der »Unentwegt Rechtlichen« führte, einen Dankgottesdienst anberaumen müssen, und nun zelebrierte man das große Hallel. Die Ereignisse der letzten Tage hatten Fremde auf allen Straßen in die Stadt gespült, überwältigt starrten sie auf den strengen Prunk. Wie Meeresbrandung brauste es durch die riesigen weiß und goldenen Hallen: Dies ist der Tag des Herrn. Lasset uns jauchzen und fröhlich sein. Und immer wieder, durch die hundertdreiundzwanzig vorgeschriebenen Variationen: Lobet den Herrn!

Josef stand ganz vorn, in seiner weißen Amtstracht, den blauen Gürtel mit den eingewirkten Blumen um die Taille. Hingerissen wie die andern warf er im vorgeschriebenen Takt den Oberkörper. Niemand spürte tiefer als er, wie wunderbar dieser Sieg war, den ungeschulte Freischärler über eine römische Legion errungen hatten, über dieses Meisterwerk an Technik und Präzision, das, wiewohl bestehend aus vielen Tausenden, sich fortbewegte wie ein einzelner, gelenkt von *einem* Gehirn. Beth Horon, Josua, Wunder. Es war eine herrliche Bestätigung seines Gefühls, daß für die Bedrängnis des heutigen Jerusalem Vernunft allein nicht genügte. Die ganz großen Taten sind nicht mit Vernunft gemacht worden, sie kommen unmittelbar aus göttlicher Eingebung. Die Tausende vor den Stufen sahen ergriffen, wie inbrünstig dieser junge, glühende Priester die Dankeshymnen mitsang.

Aber in aller frommen Begeisterung konnte er nicht verhindern, daß seine Gedanken sich damit beschäftigten, was für Folgen der unvorhergesehene Sieg der Makkabi-Leute für ihn persönlich haben werde.

Jerusalem hatte nicht viel Zeit gehabt, ihn wegen seines Erfolgs in der Sache der drei Unschuldigen zu feiern. Kaum eine Woche nach seiner Rückkehr waren die Unruhen losgebrochen. Immerhin war er durch seinen römischen Erfolg populär geworden, die gemäßigte Regierung konnte den jungen Aristokraten, trotzdem er so oft in der Blauen Halle der »Rächer Israels« gesehen wurde, nicht länger brüskieren: man gab ihm Amt und Titel eines Geheimsekretärs im Tempeldienst. Viel zuwenig. Jetzt nach dem großen Sieg sind seine Chancen mächtig gestiegen. Die Gewalten müssen neu verteilt werden. Die Volksstimmung zwingt die Regierung, auch einige von den Makkabi-Leuten an die Macht zu lassen. Morgen oder übermorgen schon soll eine Versammlung der drei gesetzgebenden Körperschaften stattfinden. Es darf nicht sein, daß man bei dieser Verteilung an ihm vorübergeht.

Lobet den Herrn! sang es, Lobet den Herrn! Er konnte es verstehen, daß die Regierung bisher mit allen Mitteln den Krieg mit Rom zu vermeiden gesucht hat. Selbst gestern noch, nach dem großen Sieg, flüchteten einige ganz kluge Leute in größter Eile aus der Stadt, dem Generalgouverneur Cestius Gall nach, ihm trotz seiner Niederlage zu versichern, daß sie nichts zu tun hätten mit dem heimtückischen Überfall der Meuterer auf die Armee des Kaisers. Der alte, reiche Chanan, der Besitzer der großen Warenmagazine auf dem Ölberg, hat sich aus der Stadt verdrückt, der Staatssekretär Sebulon hat sein Haus stehenlassen und ist fort, die Priester Zefanja und Herodes sind auf die andere Seite des Jordan geflohen in das Gebiet des Königs Agrippa. Auch viele Essäer sind gleich nach dem Sieg über Cestius weggezogen, und jene Sektierer, die sich Christen nennen, haben sich allesamt davongemacht. Josef hat wenig übrig für die saftlose Frommheit der einen und für die kahle Klugheit der andern.

Die heilige Handlung war zu Ende. Josef schob sich durch die Massen, die den riesigen Tempelbezirk füllten. Die meisten trugen Binden mit dem Abzeichen der »Rächer Israels«, dem Wort Makkabi. In dicken Haufen stand man um die erbeuteten Kriegsmaschinen, betastete sie, die mauerbrechenden Sturmböcke, die leichten Katapulte und die schweren Ballisten, die ihre mächtigen Geschosse weithin schleudern konnten. Überall ringsum in der angenehmen Novembersonne war fröhliches, gutgelauntes Gefeilsche um Stücke der römischen Beute, Kleider, Waffen, Zelte, Pferde, Maultiere, Hausrat, Schmuck, Andenken jeder Art, Rutenbündel, Beile der Liktoren. Neugierig, schadenfroh zeigte man sich das Riemenzeug, wie es jeder römische Soldat zum Binden der Gefangenen bei sich trug. Die Bankiers des Tempels hatten viel zu tun mit dem Einwechseln der fremden Münzen, die man den Erschlagenen abgenommen hatte.

Josef gerät an eine erregte, heftig diskutierende Gruppe: Soldaten, Bürger, Priester. Es geht um den Goldenen Adler mit dem Kaiserporträt, das Feldzeichen der Zwölften Legion, das man erbeutet hat. Die Offiziere der Freischärler wollten, daß der Adler an den Außenmauern des Tempels angebracht werde, neben den Trophäen des Juda Makkabi und des Herodes, an sichtbarster Stelle, ein Wahrzeichen für Stadt und Land. Aber die »Wahrhaft Schriftgläubigen« wollten das nicht dulden; Tierfiguren, unter welchem Vorwand immer, waren im Gesetz verboten. Man schlug einen Mittelweg vor; der Adler sollte in den Tempelschatz gebracht werden zur Verfügung des Doktor Eleasar, des Chefs der Tempelverwaltung, der doch selber zu den »Rächern« gehörte. Nein, das gaben die Offiziere nicht zu. Die Leute, die den Adler transportierten, standen zögernd; auch ihnen wäre es lieber gewesen, die Trophäe wäre nicht im Tempelschatz verschwunden. Sie hatten die dicke Stange mit dem Adler niedergelegt. Das gefürchtete Zeichen der Armee sah in der Nähe plump und ungefüg aus, auch das Bild des Kaisers in dem Medaillon darunter war roh und häßlich, keineswegs furchterregend. Heftig stritten die Männer hin und her. Da kam der Geist über Josef, seine junge Stimme drang voll, Gehorsam fordernd, durch den Wirrwarr. Weder soll der Adler an die Mauer noch in den Tempelschatz. Zertrümmert soll er werden, in Stücke gehauen. Verschwinden soll er. Das war ein Vorschlag nach dem Herzen aller. Die Ausführung war freilich nicht einfach. Der Adler war solid, es dauerte eine gute Stunde, bis er ganz zertrümmert war und jeder mit seinem Stückchen Gold abziehen konnte. Josef, der Held der drei Unschuldigen von Cäsarea, hatte sich neue Sympathien erworben.

Josef ist müde, aber er kann jetzt nicht nach Hause gehen, es treibt ihn weiter durch den Tempelbezirk. Wer ist es, der da kommt und vor dem sich die Haufen willig teilen? Ein junger Offizier, nicht groß, über dem kurzen, gepflegten Bart steht eine starke, gerade Nase und enge, braune Augen. Es ist Simon Bar Giora, der Freischärlerführer aus Galiläa, der Sieger. Vor ihm her wird ein makelloses, schneeweißes Tier geführt, ein Dankopfer offenbar. Aber, Josef sieht es mit unbehaglichem Erstaunen, Simon Bar Giora ist in Waffen. Will er in Eisen zum Altar gehen, den Eisen nie berührt hat, nicht während des Baus und niemals später? Das soll er nicht. Josef tritt ihm in den Weg. »Ich heiße Josef Ben Matthias«, sagt er. Der junge Offizier weiß, wer er ist, er begrüßt ihn achtungsvoll, herzlich. »Sie gehen zum Opfer?« fragt Josef. Simon bejaht. Er lächelt, ernst, eine tiefe Zufriedenheit und Zuversicht geht von ihm aus. Allein Josef fragt weiter: »In Waffen?« Simon errötet. »Sie haben recht«, sagt er. Er heißt die Leute mit dem Tier warten, er wird die Waffen ablegen. Aber dann wendet er sich nochmals an Josef. Herzlich, freimütig, daß alle es hören, sagt er: »Sie, Doktor Josef, waren der erste. Als Sie die drei Unschuldigen aus dem Kerker der Römer herausholten, spürte ich, daß das Unmögliche möglich ist. Gott ist mit uns, Doktor Josef.« Er grüßt ihn, die Hand an der Stirn; aus seinen Augen strahlt Frommheit, Kühnheit, Glück.

Josef ging durch die sacht ansteigenden Straßen der Neustadt, durch die Basare der Kleiderhändler, über den Markt der Schmiede, durch die Töpferstraße. Wieder nahm er mit Wohlgefallen wahr, wie sich die Neustadt zu einem Viertel voll Handel, Industrie, Leben entwickelte. Er besaß Terrains hier, die ihm der Glasfabrikant Nachum Ben Nachum gern abgekauft hätte. Er hatte sich schon entschlossen, sie ihm zu überlassen. Jetzt, nach dem großen Sieg, wollte er das nicht mehr. Der Glasbläser Nachum wartet auf Bescheid. Josef wird jetzt hingehen und ihm absagen. Er wird sich hier in der Neustadt selber ein Haus bauen.

Der Glasfabrikant Nachum Ben Nachum hockte vor seiner Werkstatt, auf Polstern, die Beine gekreuzt. Zu seinen Häupten, über dem Eingang, hing aus buntem Glas eine große Traube, das Emblem Israels. Er stand auf, um Josef zu begrüßen, lud ihn ein, zu sitzen. Josef hockte nieder auf die Polster, ein wenig mühevoll, er hatte sich diese Art zu sitzen abgewöhnt.

Nachum Ben Nachum war ein stattlicher, beleibter Herr von etwa fünfzig Jahren. Er hatte die schönen, lebendigen Augen, um derentwillen die Jerusalemer berühmt waren, sein frischfarbiges Gesicht war gerahmt von einem dichten, viereckigen, schwarzen Bart, der nur mit wenigen grauen Haaren gesprenkelt war. Er war neugierig auf Josefs Bescheid, aber er ließ nichts von dieser Neugier merken, sondern begann ein abgewogenes Gespräch über Politik. Es sei vielleicht gut, wenn auch die jungen Leute einmal ans Steuer kämen. Nachdem die »Rächer« diesen Sieg errungen hätten, müßten sich die regierenden Herren in der Quadernhalle mit ihnen einigen. Er sprach lebhaft, aber gleichwohl würdig und bestimmt.

Josef hörte ihn aufmerksam an. Zu erfahren, wie Nachum

Ben Nachum sich nach dem großen Sieg bei Beth Horon zu den Dingen stellte, war interessant. Was er sagte, war wohl die Meinung der meisten Bürger Jerusalems. Noch vor acht Tagen waren sie alle gegen die »Rächer Israels« gewesen; jetzt hatten sie das vergessen, jetzt waren sie überzeugt, man hätte die Makkabi-Leute schon lange an die Macht lassen sollen.

Doktor Nittai kam aus dem Haus, ein älterer, mürrischer Herr, mit dem Josef von Mutterseite her weitläufig verwandt war. Doktor Nittai war auch mit dem Glasfabrikanten verwandt, und der hatte ihn ins Geschäft genommen. Doktor Nittai verstand zwar nichts vom Geschäft; aber es erhöhte das Ansehen einer Firma, wenn sie einen Gelehrten aufnahm und ihn an ihren Einkünften teilnehmen ließ, »ihm in den Mund gab«, wie man fromm und ein wenig verächtlich sagte. So lebte also der Doktor und Herr Nittai wortkarg und verdrießlich im Hause des Glasbläsers. Er hielt es für eine große Wohltat, daß er dem Fabrikanten erlaubte, die Firma unter dem Namen Doktor Nittai und Nachum zu führen, und daß er seinen Lebensunterhalt von ihm annahm. Wenn er nicht auf der Tempeluniversität diskutierte, saß er schaukelnd vor dem Haus in der Sonne, eine Rolle der Heiligen Schrift vor sich, im Singsang Gründe und Gegengründe der Ausdeutung abwägend. Niemand durfte ihn dann stören; denn wer das Studium der Schrift unterbricht, um zu sagen: Siehe, wie schön ist dieser Baum, der ist der Ausrottung schuldig.

Diesmal aber war er nicht mit dem Studium beschäftigt, und so fragte ihn Nachum, ob nicht auch er dafür sei, daß man die »Rächer Israels« in die Regierung aufnehme. Doktor Nittai runzelte die Stirn. »Machet die Lehre nicht zu einem Spaten«, sagte er unwirsch, »um damit zu graben. Die Schrift ist nicht dazu da, Politik aus ihr herauszulesen.«

Es war viel Betrieb in Nachums Laden und Fabrik. Die römische Beute spülte Geld in die Stadt, und man kaufte gern Nachums weitgerühmte Gläser. Nachum begrüßte würdig die Käufer, bot ihnen schneegekühlte Getränke an, ein wenig Konfekt. Ein großer, herrlicher Sieg, nicht wahr? Die Geschäfte gehen ausgezeichnet, Gott sei gedankt. Wenn das so bleibt, wird man sich bald Magazine anlegen können, groß wie die Magazine der Brüder Chanan unter den Zedern des Ölbergs. Wer sich von seiner Hände Arbeit nährt, steht höher als der Gottesfürchtige, zitierte er, nicht ganz passend. Aber er erreichte seinen Zweck: Doktor Nittai ärgerte sich.

Er hätte manches Gegenzitat gewußt, aber er schluckte es hinunter; denn wenn er sich erregte, dann machte sich sein babylonischer Akzent bemerkbar, und Josef pflegte ihn wegen dieses Akzents in aller Ehrfurcht aufzuziehen. »Ihr Babylonier habt den Tempel zerstört«, pflegte er zu sagen, und Doktor Nittai vertrug keine Neckerei. Er nahm nicht am Gespräch teil, er studierte auch nicht, er hockte in der angenehmen Sonne und träumte vor sich hin. Oftmals jetzt, seitdem er von seiner babylonischen Heimatstadt Nehardea nach Jerusalem gezogen war, war die Achte Priesterreihe, der er angehörte, die Reihe Abija, zum Tempeldienst ausgelost worden. Oftmals hatte er es erlost, Teile des Opfertiers zum Altar zu bringen. Aber sein höchster Traum, den Weihrauch aus der goldenen Schale auf den Altar zu schütten, war nie in Erfüllung gegangen. Immer wenn die Magrepha ertönte, die hunderttonige Schaufelpfeife, die anzeigte, daß jetzt das Räucheropfer dargebracht wurde, faßte ihn tiefer Neid auf den Priester, dem dieser Segen zugefallen war. Er hatte alle Voraussetzungen, er hatte keinen von den hundertsiebenundvierzig Leibesfehlern, die den Priester zum Dienst untauglich machten. Allein er war nicht mehr jung. Wird Jahve es fügen, daß er sich das Räucheropfer noch erlost?

Josef hatte mittlerweile dem Glasbläser seinen Entschluß mitgeteilt, die Terrains zu behalten. Nachum nahm die Mitteilung ohne das kleinste Zeichen von Ärger auf. »Möge Ihr Entschluß uns beiden zum Glück sein, mein Doktor und Herr«, sagte er höflich.

Der junge Ephraim kam, der Vierzehnjährige, Nachums jüngster Sohn. Er trug das Abzeichen mit den Initialen Makkabi. Er war ein schöner, frischer Junge, und heute glühte er von doppeltem Leben. Er hatte Simon Bar Giora gesehen, den Helden. Begeistert strahlten seine langen Augen aus dem warmen, dunkeln Gesicht. Es war vielleicht unrecht gewesen, daß er heute aus der Werkstatt fortlief. Aber er konnte doch das große Hallel im Tempel nicht versäumen. Und er war ja auch belohnt worden, er hatte Simon Bar Giora gesehen.

Josef war schon im Begriff zu gehen, als auch Nachums ältester Sohn kam, Alexas. Alexas war stattlich und beleibt wie der Vater, er hatte den gleichen dicken, viereckigen Bart und das frischfarbige Gesicht; aber seine Augen waren trüber, er wiegte viel den Kopf, strich sich oft mit der rauhen, vom Anfassen heißer Masse zerschrundeten Hand den Bart. Er war nicht ruhevoll wie der Vater, er sah immer bekümmert aus, beschäftigt. Er belebte sich, als er Josef erblickte. Josef durfte jetzt nicht gehen. Er mußte ihm helfen, den Vater überzeugen, daß man jetzt noch, solange vielleicht noch Zeit sei, Jerusalem verlasse. »Sie waren in Rom«, redete er auf ihn ein, »Sie kennen Rom. Sagen Sie selbst, was die Makkabi-Leute jetzt treiben, muß das nicht zum Zusammenbruch führen? Ich habe die besten Beziehungen, ich habe Geschäftsfreunde in Nehardea, in Antiochien, in Batna. Ich verpflichte mich beim Leben meiner Kinder, in jeder beliebigen Stadt des Auslands binnen drei Jahren ein Geschäft aufzumachen, das hinter unserm hier nicht zurückbleibt. Reden Sie meinem Vater zu, daß er sich von diesem gefährlichen Boden fortmacht.«

Der Knabe Ephraim fuhr auf den Bruder los, seine schönen Augen waren schwarz vor Wut. »Du verdienst nicht, in dieser Zeit zu leben. Alle schauen mich schief an, weil ich so einen Bruder habe. Geh nur zu den Schweinefressern, du! Jahve hat dich ausgespien aus seinem Mund.« Nachum wehrte dem Knaben, aber nur sachte. Er selber hörte die Reden seines Sohnes Alexas nicht gern. Wohl war ihm manchmal bange geworden bei dem wilden Treiben der »Rächer Israels«, und er wie die andern streng Rechtgläubigen hatte sie abgelehnt; aber nachdem jetzt fast ganz Jerusalem den Makkabi-Leuten recht gab, führte man keine solchen Reden wie Alexas. »Hören Sie nicht auf meinen Sohn Alexas, Doktor Josef«, sagte er. »Er ist ein guter Sohn, aber er muß immer alles anders haben als die andern. Immer steckt er voll von querköpfigen Ideen.«

Josef wußte, daß es grade diese querköpfigen Ideen des Alexas waren, denen die Fabrik des Nachum ihren Aufschwung verdankte. Nachum Ben Nachum betrieb seine Werkstatt, wie sein Vater und sein Großvater sie betrieben hatten. Er fabrizierte immer das gleiche, verkaufte immer das gleiche. Beschränkte sich auf den Jerusalemer Markt. Ging auf die Börse, auf die Kippa, setzte mit Hilfe der zuständigen Notare die zeremoniellen, umständlichen Kaufverträge auf und sorgte dafür, daß sie im Stadtarchiv hinterlegt wurden. Mehr zu tun erschien ihm von Übel. Als eine zweite Glasfabrik in Jerusalem errichtet wurde, hätte er sich mit so schlichten Prinzipien gegen die rührige Konkurrenz nicht halten können. Da hatte Alexas eingegriffen. Während man bisher in Nachums Werkstatt zumeist mit der Hand gearbeitet hatte, hatte Alexas den Betrieb modernisiert, so daß man jetzt ausschließlich die lange Glasmacherpfeife anwandte und aus ihr schöne, runde Gefäße herausblies, so wie Gott den Atem in den menschlichen Leib einbläst. Alexas hatte ferner große Quantitäten pulverisierten Quarzkiesels eingeführt, die sehr rentable Filiale in der Oberstadt errichtet, in der nur Prunk- und Luxusgläser verkauft wurden. Hatte die großen Warenmärkte von Gaza, Cäsarea und die Jahresmesse von Batna in Mesopotamien beschickt. Alle diese Neuerungen hatte der kaum Dreißigjährige in ständigem Kampf gegen den Vater durchsetzen müssen.

Auch heute ereiferte sich Nachum gegen den Sohn und seine übervorsichtigen, siebenklugen Reden. Niemals wieder nach dieser Schlappe werden die Römer nach Jerusalem ziehen. Und wenn sie kommen, wird man sie übers Meer zurückwerfen. Er jedenfalls, Nachum Ben Nachum, der Großhändler, wird niemals diese seine Glasfabrik verlassen und von Jerusalem fortgehen. Man hat Glas mit der Hand geformt, und man hat Glas mit der Pfeife geblasen, und Jahve hat das Werk gesegnet. Durch Jahrhunderte waren wir Glasbläser in Jerusalem, und Glasbläser in Jerusalem werden wir bleiben.

Sie hockten auf den Polstern, äußerlich ruhig, aber beide waren sie erregt, und beide strichen sie heftig den viereckigen, schwarzen Bart. Der Knabe Ephraim schaute mit wilden Augen auf den Bruder; es war offensichtlich, daß nur die Ehrfurcht vor dem Vater ihn hinderte, gegen ihn loszugehen. Josef schaute von einem zum andern. Alexas saß ruhig und beherrscht, er lächelte sogar, aber Josef sah gut, wie bitter und traurig er war. Sicherlich hatte Alexas recht, aber seine Vorsicht wirkte kahl und kümmerlich vor der Beharrlichkeit des Vaters und vor der Zuversicht des Knaben.

Von neuem kam Alexas mit Vernunft. »Wenn die Römer unsere Sandtransporte vom Flusse Belus nicht mehr hereinlassen, dann können wir unsere Glasbläserei zusperren. Sie natürlich, Doktor Josef, Sie sind Politiker, Sie müssen in Jerusalem bleiben. Aber einfache Kaufleute wie wir« — »Großkaufleute«, korrigierte mild Nachum und streichelte seinen Bart —, »tun wir nicht am besten, schleunigst von Jerusalem wegzuziehen?«

Allein Nachum wollte von diesen Dingen nichts mehr hören. Ohne Übergang wechselte er das Thema. »Unsere Familie«, erklärte er dem Josef, »ist in allen Dingen beharrlich. Als mein Großvater, das Andenken des Gerechten zum Segen, starb, hatte er noch achtundzwanzig Zähne, und als mein Vater, das Andenken des Gerechten zum Segen, starb, hatte er noch dreißig Zähne. Ich bin heute über fünfzig, und ich habe noch meine zweiunddreißig Zähne, und meine Haare sind noch fast schwarz und gehen mir nicht aus.«

Als Josef sich entfernen wollte, forderte Nachum ihn auf, mit in die Werkstatt zu kommen und sich ein Geschenk auszusuchen. Denn noch ist das Fest des Sieges von Beth Horon, und kein Fest ohne Geschenke.

Der Ofen glühte eine unerträgliche Hitze aus, und der Rauch lag dick in der Werkstatt. Nachum wollte dem Josef durchaus ein Prunkglas aufdrängen, einen großen, eiförmigen Becher, die Außenseite durchbrochene Arbeit, so daß das Ganze wie von einem gläsernen Netz gleichsam umwirkt war. Nachum sang die Verse des alten Liedchens: »Wenn ich nur einmal, heute nur, mein Prunkglas hab, morgen mag es zerbrechen.« Allein Josef wies das kostbare Geschenk zurück, wie es der Anstand erforderte, und begnügte sich mit etwas Einfacherem.

Der Knabe Ephraim konnte sich’s nicht versagen, mit seinem Bruder Alexas im Rauch und in der Hitze der Werkstatt eine neue, wilde, politische Debatte anzufangen. »Warst du bei dem großen Hallel?« stürmte er auf ihn ein. »Natürlich nicht. Jahve hat dich mit Blindheit geschlagen. Aber jetzt lasse ich mir nichts mehr einreden. Ich trete in die Bürgerwehr ein.« Alexas verzog den Mund. Er hatte für den glühenden Knaben nichts als ein Schweigen und ein verlegenes Lächeln. Er hätte so gern mit seiner Frau und seinen zwei kleinen Kindern Jerusalem verlassen. Aber er hing mit ganzem Herzen an seiner Familie, an seinem schönen, törichten Vater Nachum und an seinem schönen, törichten Bruder Ephraim. Er war der einzige, der hier Vernunft hatte. Er mußte bleiben, um sie vor dem Äußersten zu bewahren.

Endlich konnte Josef gehen. Er ließ die Tür unter der großen Glastraube hinter sich, atmete nach der Hitze und dem Rauch der Werkstatt wohlig die angenehm frische Luft. Alexas begleitete ihn ein Stück Weges. »Sie sehen«, sagte er, «wie die Unvernunft reißend um sich greift. Vor einer Woche noch war mein Vater ein überzeugter Gegner der Makkabi-Leute. Bleiben Sie uns wenigstens vernünftig, Doktor Josef. Sie haben Sympathien. Setzen Sie einige Sympathien aufs Spiel und behalten Sie Ihren Verstand. Sie sind eine große Hoffnung. Ich wünschte herzlich, man beriefe morgen in der Quadernhalle Sie in die Regierung.« Josef, im stillen, dachte: Er will mich so unsympathisch haben, wie er selber ist. Alexas, als er sich verabschiedete, sagte trüb: »Ich wollte, dieser Sieg wäre uns erspart geblieben.«

Eine halbe Stunde vor dem angesetzten Beginn der Versammlung ging Josef in die Quadernhalle. Aber schon hatten sich die Herren der gesetzgebenden Körperschaften fast alle eingefunden. In ihrer blauen Amtstracht die Herren vom Kollegium des Erzpriesters, in ihren weiß und blauen Festkleidern die Herren vom Großen Rat, weiß und rot die Herren vom Obersten Gericht. Sonderbar dazwischen stand in seinen Waffen Simon Bar Giora mit einigen seiner Offiziere.

Josef war kaum eingetreten, als sein Freund Amram sich auf ihn stürzte. Früher ein fanatischer Anhänger der »Unentwegt Rechtlichen«, hatte er sich seit einiger Zeit den »Rächern Israels« angeschlossen. Seitdem Josef die Befreiung der drei Märtyrer durchgesetzt hatte, hing er ihm mit doppelter Leidenschaft an.

Was er ihm jetzt mitteilen konnte, mußte Josef eine gro- ße Genugtuung sein. Galiläische Freischärler hatten einen römischen Kurier abgefangen und ihm einen anscheinend bedeutungsvollen Brief abgenommen. Simon Bar Giora hatte dem Doktor Amram, den er schätzte, den Brief gezeigt. In diesem Schreiben berichtete Oberst Paulin, der Adjutant des Cestius, einem Freunde eilig und vertraulich über die Niederlage der Zwölften Legion. Es lag, schrieb er, für den unseligen Rückzugsbefehl kein vernünftiger Grund vor. Sein Chef hatte einfach die Nerven verloren. Und schuld an dieser Nervenkrisis, eine seltsame und erbitterte Laune des Schicksals, war eine Lappalie: der Selbstmord jener drei verrückten Zwangsarbeiter von Tibur. Der alte Herr hatte zeitlebens nur an Vernunft geglaubt. Der alberne und heroische Tod der drei warf ihn um. Gegen ein solches Volk von Fanatikern und Verrückten eine reguläre Armee einzusetzen war sinnlos. Er kämpfte nicht weiter. Er gab es auf.

Josef las den Bericht, es wurde ihm heiß unter seinem Priesterhut, trotzdem es ein frischer Novembertag war. Der Brief war eine große, herrliche Bestätigung. Manchmal in diesen Zeiten hatte er gezweifelt, ob seine römische Tat gut war. Als die Römer, als gar die »Unentwegt Rechtlichen« die Amnestierung der drei immer wieder als Beweis für die Milde der kaiserlichen Verwaltung anführten, schien es, daß wirklich Justus mit seiner kahlen Mathematik recht behalten sollte. Jetzt aber wurde es offenbar, daß seine Tat sich dennoch zum Heil auswirkte. Ja, mein Herr Doktor Justus von Tiberias, meine Haltung war vielleicht unvernünftig, aber ist sie nicht durch die Folgen herrlich gerechtfertigt?

Der Erzpriester Anan eröffnete die Sitzung. Er hatte es heute nicht leicht. Er stand an der Spitze der »Unentwegt Rechtlichen«, führte den Flügel der extremen Aristokraten, die im Schutz der römischen Waffen den Kleinbürgern, Bauern und Proletariern hart und hochmütig alle Erleichterungen versagt hatten. Sein Vater und drei seiner Brüder hatten, einer nach dem andern, das Erzpriestertum, das erste Amt des Tem pels und des Staates, bekleidet. Klar, kühl und fair, war er der rechte Mann gewesen, mit den Römern zu verhandeln: jetzt war seine Verständigungspolitik schmählich gescheitert, man stand unmittelbar vor dem Krieg, war man nicht schon mitten darin? Und was wird der Erzpriester Anan jetzt tun und sagen? Ruhig wie stets stand er in seinem hyazinthfarbenen Kleid, er strengte seine tiefe Stimme nicht an, es wurde sogleich still, als er zu sprechen anhub. Er war wahrlich ein mutiger Mann. Als wäre nichts geschehen, sagte er: »Ich bin befremdet, Herrn Simon Bar Giora hier in der Quadernhalle wahrzunehmen. Mir scheint, nur im Feld hat der Soldat zu entscheiden. Wie es weiter mit diesem Tempel und diesem Lande Israel gehalten werden soll, steht vorläufig noch beim Kollegium der Erzpriester, beim Großen Rat und beim Obersten Gerichtshof. Ich ersuche also Herrn Simon Bar Giora und seine Offiziere, sich zu entfernen.« Von allen Seiten rief es los gegen den Erzpriester. Der Freischärlerführer schaute um sich, als habe er nicht verstanden. Anan aber fuhr fort, immer mit der gleichen, nicht lauten, aber tiefen Stimme: »Da aber Herr Simon Bar Giora einmal hier ist, möchte ich ihn fragen: an welche Behörde hat er die von den Römern erbeuteten Gelder abgeführt?« Die Sachlichkeit dieser Frage wirkte ernüchternd. Der Offizier, das Gesicht dunkelrot, erwiderte knapp: »Die Gelder sind in Händen des Chefs der Tempelverwaltung.« Alle Köpfe drehten sich nach diesem, dem jungen, eleganten Doktor Eleasar, der gradaus und unbeteiligt vor sich hin sah. Dann, mit einem kurzen Gruß, entfernte sich Simon Bar Giora.

Kaum war er gegangen, brach Doktor Eleasar los. Niemand im Volk werde verstehen, wie der Erzpriester den Helden von Beth Horon so hochfahrend von der Sitzung habe ausschließen können. Die »Rächer Israels« seien nicht mehr gewillt, den schalen Rationalismus der Herren länger zu dulden. Da hätten sie immer erklärt, kleingläubig, rechnerisch, es sei unmöglich, gegen römische Truppen aufzukommen. Nun aber: wo sei die Zwölfte Legion jetzt? Gott habe sich sichtbarlich für die erklärt, die nicht länger warten wollten; er habe ein Wunder getan. »Rom hat sechsundzwanzig Legionen«, rief einer der jüngeren Aristokraten dazwischen, »glauben Sie, daß Gott noch weitere fünfundzwanzig Wunder tun wird?« — »Lassen Sie so etwas nicht außerhalb dieser Mauern hören«, drohte Eleasar. »Das Volk hat keine Laune mehr für so kümmerliche Witze. Die Lage verlangt, daß die Gewalten neu verteilt werden. Sie werden weggefegt, alle hier, die Sie nicht zu den ›Rächern Israels‹ gehören, wenn Sie nicht Simon Bar Giora in der zu bildenden Regierung der nationalen Verteidigung Sitz und Stimme anbieten.« — »Ich beabsichtige nicht, Herrn Simon einen Sitz in der Regierung anzubieten«, sagte der Erzpriester Anan. »Denkt einer von den Doktoren und Herren daran?« Langsam gingen seine grauen Augen im Kreis, das schmale, hohe Gesicht unter der blau und goldenen Erzpriesterbinde schien unbeteiligt. Niemand sprach. »Wie denken Sie sich die Verwendung der Gelder, die Herr Simon Ihnen übergeben hat?« fragte Anan den Chef der Tempelverwaltung. »Die Gelder sind ausschließlich für Zwecke der nationalen Verteidigung bestimmt«, sagte Doktor Eleasar. »Nicht auch für andere Zwecke der Regierung?« fragte Anan. »Ich kenne keine andern Aufgaben der Regierung«, erwiderte Doktor Eleasar. »Durch den kühnen Handstreich Ihres Freundes«, sagte der Erzpriester, »haben sich Verhältnisse herausgebildet, die es uns wünschenswert erscheinen ließen, einige unserer Befugnisse an die Tempelverwaltung abzutreten. Aber Sie werden begreifen, daß wir, wenn Sie unsere Aufgaben so eng sehen, unsere Kompetenzen nicht mit Ihnen teilen können.« — »Das Volk verlangt eine Regierung der nationalen Verteidigung«, sagte hartnäckig der junge Eleasar. »Eine solche Regierung wird sein, Doktor Eleasar«, erwiderte der Erzpriester, »aber ich fürchte, sie wird auf die Mitwirkung Doktor Eleasar Ben Simons verzichten müssen. Es hat in Israel in Notzeiten Regierungen gegeben«, fuhr er fort, »in denen weder ein Finanzmann saß noch ein Soldat, nur Priester und Staatsmänner. Es waren dies nicht die schlechtesten Regierungen in Israel.« Er wandte sich an die Versammlung: »Das Gesetz räumt dem Doktor Eleasar Ben Simon selbständige Entscheidung ein über die Geldbestände der Tempelverwaltung. Die Kassen der Regierung sind leer, die Geldbestände Doktor Eleasars durch die Beute von Beth Horon um mindestens zehn Mil lionen Sesterzien vermehrt. Wünschen Sie, meine Doktoren und Herren, daß wir den Doktor Eleasar in die Regierung aufnehmen?« Viele erhoben sich, mahnten unmutig, drohten zur Mäßigung. »Ich habe nichts zurückzunehmen und nichts zuzufügen«, kam nicht laut die tiefe Stimme des Erzpriesters. »Geld ist wichtig in diesen schweren Zeiten, die Aufnahme des temperamentvollen Doktor Simon in die Regierung halte ich für eine Belastung. Das Für und Wider ist klar. Wir schreiten zur Abstimmung.« — »Die Abstimmung ist nicht notwendig«, sagte grau vor Erregung Doktor Eleasar. »Ich würde den Eintritt in diese Regierung ablehnen.« Er stand auf, ging ohne Gruß aus der schweigenden Versammlung. »Wir haben weder Geld noch Soldaten«, sagte nachdenklich Doktor Jannai, der Finanzverwalter des Großen Rats. »Wir haben für uns«, sagte der Erzpriester, »Gott, das Recht und die Vernunft.«

Es wurde das Aktionsprogramm der Regierung für die nächsten Wochen festgelegt. Das Priesterkollegium, der Große Rat, der Oberste Gerichtshof kamen bei genauer Prüfung der Sachlage zu dem Resultat: man befinde sich nicht im Krieg mit Rom. Die aufrührerischen Handlungen waren von einzelnen begangen worden, die Behörden trugen keine Verantwortung. Die jüdische Zentralregierung in Jerusalem muß, wie die Dinge nun einmal liegen, mobilisieren. Aber sie respektiert das der römischen Verwaltung direkt unterstellte Gebiet, Samaria, den Küstenstrich. Sie verbietet streng jede Handlung, die als ein Angriff gedeutet werden könnte. Ihr Programm heißt: bewaffneter Friede.

Gegen die kühle, ruhige Haltung der alten Herren war schwer aufzukommen. Es zeigte sich sogleich, daß trotz des Sieges bei Beth Horon die »Unentwegt Rechtlichen« und die »Wahrhaft Schriftgläubigen« an der Macht bleiben würden. Josef war mit soviel Zuversicht in die Sitzung gekommen. Er wußte, das Land wird verteilt werden, bestimmt wird ein Stück davon für ihn abfallen, diesmal sicherlich wird er zwischen die satten und dennoch gefräßigen Größeren springen können und sich ein Stück erraffen. Wenn nichts anderes, so legitimierte ihn schon seine ungeheure Begier. Jetzt aber, während dieser Debatte über das Aktionsprogramm, entrann ihm jede Hoffnung wie der Wein aus durchlöchertem Schlauch. Sein Gehirn war leer. Als er kam, war er sicher gewesen, er werde etwas Bedeutsames zu sagen haben, was diese Männer bewegen mußte, ihm eine Führerstelle zu übertragen. Jetzt war er gewiß, auch dieser Tag, auch diese große Gelegenheit wird vorbeigehen, und er wird weiter unten bleiben müssen wie bisher, ein betriebsamer Streber.

Man ernannte zur Durchführung des bewaffneten Friedens für die sieben Bezirke des Landes je zwei Volkskommissare mit diktatorischen Vollmachten. Josef saß schlaff auf seinem Platz in den hinteren Reihen. Was ging ihn das an? Ihn vorzuschlagen, darauf wird niemand kommen.

Jerusalem Stadt und Land war vergeben, Idumäa wurde vergeben, Tamna, Gophna wurden vergeben. Jetzt ging es um den nördlichen Grenzbezirk, das reiche Bauernland Galiläa. Hier hatten die »Rächer Israels« ihre meisten Anhänger. Hier war die Freiheitsbewegung entstanden, hier waren die stärksten Wehrverbände. Man schlug vor, den alten Doktor Jannai in diese Provinz zu schicken, einen bedachtsamen, sachlichen Herrn, den besten Finanzmann des Großen Rats. Den Josef riß es aus seiner Leere. Dieses herrliche Land, mit seinen Reichtümern, mit seinen langsamen, nachdenklichen Menschen. Diese wunderbare, schwierige, verwickelte Provinz. Die wollte man dem alten Jannai geben? Ein ausgezeichneter Theoretiker, gewiß, ein verdienter Nationalökonom: aber doch kein Mann für Galiläa. Josef wollte »nein« schreien, er stand halb auf, er beugte sich vor, seine Nachbarn sahen ihn an, aber er sagte nichts, es war ja doch umsonst, er seufzte nur, mit gepreßtem Atem, einer, der viel zu sagen hat und es hinunterschluckt.

Die ihm nahe saßen, lächelten über den unbeherrschten jungen Herrn. Noch einer hatte ihn gesehen, seine Empörung und seinen Verzicht. Er lächelte nicht. Er saß sehr viel weiter vorn als Josef. Es war ein Zufall, daß er die heftige Geste des jungen Menschen beobachtet hatte; denn er hielt gewohnheitsmäßig die meiste Zeit die gelben, zerfältelten Lider über den Augen. Es war ein kleiner Herr, uralt, welk, der Oberrichter des Landes, der Großdoktor Jochanan Ben Sakkai, Rektor der Tempeluniversität. Als man nach einmütiger Wahl des Kommissars Jannai unschlüssig auf einen zweiten Vorschlag wartete, erhob er sich. Auffallend hell und lebendig standen die Augen in seinem kleinen, tausendfach zerknitterten Gesicht. Er sagte: »Ich schlage als zweiten Kommissar für Galiläa vor den Doktor Josef Ben Matthias.«

Josef, wie jetzt alle auf ihn schauten, saß sonderbar reglos. Er hatte an diesem Tag Erwartung und Verzicht zehnmal vorgeschmeckt, hatte in seiner Phantasie Erfüllung und Enttäuschung ganz ausgekostet: jetzt traf es ihn nicht mehr, daß man seinen Namen nannte. Er saß leer, als sei die Rede von einem Dritten.

Den andern kam der Vorschlag überraschend. Warum wohl schlug der milde und trockne Großdoktor Jochanan Ben Sakkai, der angesehene Gesetzgeber, diesen jungen Menschen vor? Der hatte sich bisher in keinem verantwortungsreichen Amt bewährt, hatte vielmehr, seitdem er durch seinen belanglosen Erfolg in der Sache der drei Unschuldigen bei den Massen Sympathien genoß, großmäulig mit seinen Neigungen für die Blaue Halle kokettiert. Hielt es der Großdoktor vielleicht für ratsam, dem alten Jannai einen jungen Herrn mitzugeben, der auch bei den »Rächern Israels« Namen hatte? Ja, so mußte es zusammenhängen. Der Vorschlag war gut. Das Feuer der Makkabi-Leute pflegt, sitzen sie erst in Amt und Würden, rasch abzuflauen. Doktor Josef wird vermutlich in Galiläa zahmer sein als in Rom und Jerusalem, und die wassernüchterne Klugheit des alten Finanztheoretikers Jannai konnte eine kleine Beimischung von dem jungen Wein dieses heftigen Josef ganz gut vertragen.

Josef war mittlerweile aus seiner Starrheit aufgewacht. Hatte nicht eben jemand seinen Namen genannt? Jemand? Jochanan Ben Sakkai, der Großdoktor. Er hatte manchmal, als Kind, mit Scheu die leichte, segnende Hand des milden Mannes auf seinem Kopf gespürt. In Rom hatte er erfahren, daß der Alte selbst dort im Ruf eines der weisesten Menschen der Welt stand. Ganz ohne eigenes Zutun hatte Jochanan das erlangt, einfach durch die Wirkung seines Wesens. Solche stille, ehrgeizlose Art war dem Josef fremd, unheimlich geradezu, sie kratzte und bedrückte ihn, er ging dem Großdoktor am liebsten aus dem Weg. Und nun hatte der ihn vorgeschlagen.

Er war ergriffen, als die Versammlung den Vorschlag bestätigte. Die Männer, die ihn beauftragten, waren weise und gut. Auch er wird weise und gut sein. Er wird nicht als einer der »Rächer Israels« nach Galiläa gehen, und ohne Ehrsucht. Er wird sich still und demütig halten und vertrauen, daß der rechte Geist über ihn komme.

Zusammen mit dem alten Jannai verabschiedete er sich von dem Erzpriester. Kühl und klar wie stets steht Anan vor ihm. Seine Richtlinien sind eindeutig. Galiläa ist am meisten gefährdet. Es gilt, die Ruhe in dieser Provinz unter allen Umständen zu erhalten. »Tun Sie in zweifelhaften Fällen lieber nichts als etwas Gewagtes. Warten Sie Weisungen von Jerusalem ab. Richten Sie immer die Augen nach Jerusalem. Galiläa hat starke Bürgerwehren. Sie, meine Doktoren und Herren, haben die Aufgabe, diese Kräfte zur Verfügung Jerusalems zu halten.« Und zu Josef sagte er noch, ihn ohne Wohlwollen musternd: »Man hat Ihnen ein verantwortungsvolles Amt anvertraut. Ich hoffe, man hat sich nicht geirrt.«

Josef hörte die Weisungen des Erzpriesters höflich, fast demütig an. Aber sie erreichten nur sein Ohr. Gewiß, solange er in Jerusalem ist, muß er auf den Erzpriester hören. Sowie er aber die Grenzen Galiläas überschritten hat, ist er nur mehr einem einzigen verantwortlich, sich selbst.

Am Abend sagte Anan zu Jochanan Ben Sakkai: »Hoffentlich waren wir nicht voreilig, diesen Josef Ben Matthias nach Galiläa zu schicken. Er kennt nichts als seinen Ehrgeiz.« — »Mag sein«, erwiderte Jochanan Ben Sakkai, »daß es Zuverlässigere gibt als ihn. Es wird vielleicht viele Jahre hindurch scheinen, als ob er nur für sich handle. Aber solange er nicht tot ist, werde ich glauben, daß er zuletzt dennoch für uns gehandelt haben wird.«

Der neue Kommissar Josef Ben Matthias fuhr durch seine Provinz, kreuz und quer. Es war eine gute Regenzeit in diesem Jahr, Jahve war gnädig, die Zisternen füllten sich, auf den Bergen Obergaliläas lag Schnee, fröhlich prasselten die Bergbäche herunter. In der Ebene hockten die Bauern auf dem Boden, rochen an der Erde nach dem Wetter. Ja, es war ein reiches Land, fruchtbar, mannigfach mit seinen Tälern, Hügeln, Bergen, mit seinem See Genezareth, dem Fluß Jordan, der Meeresküste, mit seinen zweihundert Städten. Ein wahrer Garten Gottes, lag es in seiner zauberisch hellen Luft. Josef dehnte die Brust. Er hat es erreicht, er ist sehr hoch gestiegen, es ist herrlich, Herr dieser Provinz zu sein. Wer mit Vollmachten wie er in dieses Land kommt, der muß seinem Namen weithin und für immer Geltung verschaffen, oder er ist ein Unfähiger.

Aber nach wenigen Tagen schon begann ein tiefes Mißbehagen an ihm zu fressen, und es fraß weiter mit jedem Tag. Er studierte die Akten, die Archive, er ließ die Gauvorsteher kommen, verhandelte mit den Bürgermeistern, den Priestern, den Vorstehern der Synagogen und Lehrhäuser. Er versuchte zu organisieren, gab Weisungen, man pflichtete ihm höflich bei, man führte seine Weisungen aus; aber er spürte deutlich, man tat das ohne Glauben, seine Maßnahmen blieben ohne Wirkung. Die gleichen Dinge sahen sich anders an in Jerusalem, anders in Galiläa. Wenn nach Jerusalem immer wieder Klagen kamen, wie sehr das Land unter den drückenden Steuern leide, dann zuckte man dort die Achseln, führte Ziffern an, belächelte die Beschwerden Galiläas als das übliche Gejammer und trieb, unter dem Schutz der römischen Waffen, die Steuern weiter ein wie bisher. Jetzt vergleicht Josef, die Lippen verpreßt, die galiläische Wirklichkeit mit den Jerusalemer Ziffern. Mit finsteren Augen sieht er: die Klagen dieser galiläischen Bauern, Fischer, Handwerker, Hafen- und Fabrikarbeiter sind kein leeres Gejammer. Sie sitzen im Gelobten Land, aber die Reben des Landes wachsen nicht für sie. Das Fett des Landes geht, nach Cäsarea an die Römer, sein Öl an die großen Herren nach Jerusalem. Da ist die Bodenabgabe: von der Kornfrucht der dritte Teil, vom Wein und vom Öl die Hälfte, vom Obst der vierte Teil. Dann der Tempelzehnt, die jährliche Kopfsteuer für den Tempel, die Wallfahrtssteuern. Dann die Auktionsabgaben, die Salzsteuer, die Wege- und Brückengelder. Hier Steuern, dort Steuern, überall Steuern.

Je nun, diese finanziellen Dinge sind Sache seines Kollegen Jannai. Aber Josef kann es den Leuten von Galiläa nicht verdenken, wenn sie finster blicken auf die Doktoren der Quadernhalle, die ihnen durch schlaue und verzwickte Ausdeutung der Schrift ihr Bestes wegeskamotieren, und auf ihn, ihren Vertreter. Er hat in Rom und Jerusalem gelernt, wie man Mißvergnügte behandelt, mit kleinen Erleichterungen, mit ernsten und milden Reden, mit feierlichen Kundgebungen und billigen Ehren. Aber mit diesen Mitteln kommt er hier nicht weiter.

In Jerusalem hat man hochmütig gekrümmte Lippen für die Leute von Galiläa: das ist Landvolk, das sind Provinzler, ohne Bildung, von groben Manieren. Schon in der ersten Woche muß Josef diese billige Hoffart abtun. Gewiß, die Leute hier sind lax in der Erfüllung der Gebote, die gelehrte Ausdeutung der Schrift gilt ihnen wenig. Aber dann wieder sind sie sonderbar streng und fanatisch. Sie wollen sich durchaus nicht zufriedengeben mit dem, was ist. Sie sagen, Staat und Leben müßten in den Grundlagen geändert werden; erst dann könnten die Worte der Schrift sich erfüllen. Alle hier im Land können sie das Buch des Propheten Jesaja auswendig. Die Viehtreiber reden vom ewigen Frieden, die Hafenarbeiter vom Reich Gottes auf Erden; unlängst hat ihn ein Tuchwirker korrigiert, als er ein Zitat aus dem Ezechiel nicht im Wortlaut brachte. Es sind langsame Leute, schwerfällig, ruhig und friedlich im äußern Gehabe, aber in ihrem Innern sind sie keineswegs friedlich, da sind sie gewalttätig, alles erwartend und zu allem bereit. Josef spürt deutlich: das sind Leute für ihn. Ihr dumpfer, wilder Glaube ist eine festere Basis für einen Mann und ein großes Unternehmen als die kahle Gelehrsamkeit, die glatte Skepsis Jerusalems.

Mit eifervollem Bemühen versucht er, sich den Leuten von Galiläa verständlich zu machen. Er will nicht für Jerusalem hiersein, sondern für sie. Sein Mitkommissar, der alte Doktor Jannai, läßt ihn gewähren, kommt ihm nie in die Quer. Ihn interessiert nichts als seine Finanzverwaltung. Er hat sich mit einem ungeheuren Haufen Akten in Sepphoris hingesetzt, der gemächlichen, ruhigen Hauptstadt des Landes, und betreibt jovial, aber zäh und beharrlich die Neuordnung der Finanzen. Alles andere überläßt er seinem jüngeren Kollegen. Aber trotzdem Josef tun und lassen kann, was er will, kommt er nicht weiter. Er tut allen gelehrten Hochmut von sich ab, allen Aristokraten- und Priesterstolz; er spricht mit Fischern, Werftarbeitern, Bauern, Handwerkern wie mit seinesgleichen. Die Leute sind freundlich, geehrt, aber durch ihre Worte und ihr Gehabe hindurch spürt er den inneren Vorbehalt.

Das Land Galiläa hat andere Führer. Josef will es nicht wahrhaben, er will mit diesen Männern nichts zu tun haben, aber er weiß gut ihre Namen. Es sind die Führer der Wehrverbände, die Jerusalem nicht anerkennt, der Bauernführer Johann von Gischala und ein gewisser Sapita aus Tiberias. Josef sieht, wie die Augen der Leute hell werden, wenn man diese Namen nennt. Er möchte mit den beiden Männern zusammenkommen, sie reden hören, erkunden, wie sie es angefangen haben. Aber er fühlt sich unerfahren, unfähig, unfruchtbar. Er hat sein Amt und seinen großen Titel, vielleicht auch die Macht: aber die Kraft haben die andern.

Er arbeitet sich ab. Immer heftiger stachelt ihn der Wunsch, gerade dieses Galiläa zu gewinnen. Aber das Land versperrt sich ihm. Seit fünf Wochen jetzt sitzt er hier, aber er ist nicht weiter als am ersten Tag.

An einem dieser Winterabende streicht Josef durch die Straßen der kleinen Stadt Kapernaum, eines Zentrums der »Rächer Israels«. An einem armen, vernachlässigten Haus sieht er eine Fahne herausgesteckt, das Zeichen des Kneipenwirts, daß neuer Wein eingetroffen ist. In Ratsversammlungen, Kommissionssitzungen, Synagogen, Lehrhäusern hat Josef seine Galiläer oft genug gesehen. Er möchte sie beim Wein sehen, er tritt ein.

Es ist ein niedriger Raum, dürftig, durch ein einfaches Becken, in dem man Mist verbrennt, primitiv erwärmt. In dem übelduftenden Rauch erkennt Josef ein reichliches Dutzend Männer. Man sieht auf, wie der gutgekleidete Herr eintritt, mustert ihn zurückhaltend, nicht unfreundlich. Der Wirt kommt, fragt nach seinen Wünschen, erklärt, wie gut es der Herr heute trifft. Ein Kaufmann mit einer Karawane ist durchgekommen, hat sich üppig aufkochen lassen, es ist noch etwas Geflügelbraten mit Milch übriggeblieben. Fleisch mit Milch zu essen ist streng verboten; aber die Landbevölkerung Galiläas findet, Geflügel sei kein Fleisch, und läßt sich nicht von der Sitte abbringen, es in Milch zu kochen und zu braten. Man macht gutmütige Witze, wie Josef den Leckerbissen höflich ablehnt. Man fragt ihn, wer er sei, bei wem er nächtige, man findet aus seinem Dialekt den Jerusalemer heraus. Josef gibt freundlich, aber etwas unklar Auskunft; er weiß nicht, ob man ihn erkennt.

Der Wirt setzt sich zu ihm, erzählt ihm redselig. Er heißt Theophil, aber er nennt sich jetzt Giora, der Fremde, weil er nämlich ein Sympathisierender ist und die Absicht hat, zum Judentum überzutreten. In Galiläa ist die Bevölkerung stark mit Nichtjuden gemischt, es gibt viele Sympathisierende, die sich von dem unsichtbaren Gott Jahve angezogen fühlen. Auch diesem Theophil-Giora haben die Doktoren vorschriftsmäßig abgeraten, zum Judentum überzutreten; denn solange er Nichtjude sei, gehe er nicht des Heils verlustig, auch wenn er die sechshundertdreizehn Gebote nicht halte. Habe er aber einmal die Verpflichtung auf sich genommen, dann sei seine Seele bedroht, wenn er das Gesetz nicht erfülle, und das Gesetz sei schwierig und streng. Theophil-Giora war noch nicht beschnitten, die Worte der Doktoren hatten Eindruck auf ihn gemacht; aber gerade ihre Strenge zog ihn an.

Die andern, breit, langsam, etwas täppisch, angeregt durch die Anwesenheit des Jerusalemer Herrn, fangen wieder einmal an, von ihrer Hauptsorge zu reden, von dem harten Druck der Regierung. Der Tischler Chalafta hat seinen letzten Weinberg verkaufen müssen. Er hat Ziegen eingeführt von jenseits des Jordan; die Römer haben hohen Zoll darauf gelegt, er hat die Ziegen durchschmuggeln wollen, aber er wurde ertappt. Wie man’s macht, macht man’s falsch mit den Zöllnern. Weh dem, der die Ware angibt, weh dem, der sie nicht angibt. Jetzt haben sie ihn mit dem Zehnfachen bestraft, weil es das zweitemal war, und er mußte den Weinberg verkaufen. Dem Tuchwirker Asarja hat der Marktaufseher von Magdala seinen dritten Webstuhl pfänden lassen, weil er mit der Gewerbeabgabe im Rückstand ist. Alle die Männer in diesem reichen Land sahen abgerissen aus, sie lebten kümmerlich. Es gab viel Geflügel in Galiläa, die Ziegenmilch war billig; aber sie schnalzten gierig, als der Wirt Giora von seinem milchgekochten Geflügelbraten erzählte. Sie bekamen dergleichen nur an hohen Feiertagen. Man rackerte sich ab, nicht für den eigenen Bauch, nur für den Wanst von Cäsarea und Jerusalem. Es waren harte Zeiten.

War die Zeit erfüllt? Schon der Agitator Juda hatte es verkündet hier in Galiläa und hatte die Partei der »Rächer Israels« gegründet, aber er war von den Römern gekreuzigt worden. Jetzt wanderte sein Sohn Nachum durch das Land und verkündete es. Auch der Prophet Theuda war aufgestanden in Galiläa, hatte Wunder getan, war dann vor Jerusalem gezogen und hatte erklärt, er werde die Fluten des Jordan spalten. Aber die Römer haben ihn gekreuzigt, und die Herren vom Großen Rat haben zugestimmt.

Der Ölbauer Teradjon meinte, vielleicht sei dieser Prophet Theuda wirklich ein Schwindler gewesen. Der Tischler Chalafta wiegte schwer und bekümmert den Kopf: »Schwindler? Schwindler? Vielleicht hätte sich der Jordan wirklich nicht geteilt auf das Geheiß des Mannes. Aber auch dann nicht war er ein Schwindler. Dann war er ein Vorläufer. Denn wann soll die Zeit erfüllt sein, wenn nicht jetzt, da Gog und Magog sich von neuem aufmachen, über Israel herzufallen, wie es geschrieben steht bei Ezechiel und im Targum Jonathan?«

Der Tuchwirker Asarja meinte schlau: jener Theuda könne bestimmt nicht der rechte Messias gewesen sein; denn wie er zuverlässig gehört habe, sei Theuda ein Ägypter gewesen, und unmöglich doch könne ein Ägypter der Messias sein.

Der Wein war gut, und es war viel Wein. Die Männer vergaßen den Herrn aus Jerusalem, und umwölkt von dem stinkenden Rauch des Mistes im Heizbecken, redeten sie langsam, eifrig und gewichtig von dem Messias, der kommen mußte, heute oder morgen, aber bestimmt noch in diesem Jahr. Gewiß konnte der Messias ein Ägypter sein, behauptete dumpf und hartnäckig der Tischler Chalafta. Denn steht nicht geschrieben von dem eisernen Besen, der das Faule aus Israel und der Welt auskehrt? Und ist nicht der Erlöser dieser eiserne Besen? Wenn er es aber ist, wird Jahve einen Juden schicken, die Juden zu schlagen, wird er nicht lieber einen Unbeschnittenen schicken? Warum also sollte der Messias nicht ein Unbeschnittener sein?

Der Krämer Tarfon aber klagte in dem dunkeln, schweren Gegurgel des Dialekts: »Ach und oj, gewiß wird er ein Jude sein. Denn lehrt nicht der Doktor Dossa Ben Natan, daß er sammeln wird alle Zerstreuten und daß er dann, oj und ach, erschlagen liegen wird, unbeerdigt, in den Straßen Jerusalems und daß sein Name sein wird Messias Ben Josef? Wie aber kann der Name eines Nichtjuden Messias Ben Josef sein?«

Nun aber mischte sich der Wirt Theophil-Giora ein, und er sprang dem Tischler Chalafta bei. Es kränkte ihn, daß ein Fremder nicht sollte der Messias sein können. Finster und hartnäckig beharrte er: nur ein Nichtjude könne der Erlöser sein. Denn heißt es nicht in der Schrift, daß er den Himmel zusammenrollen werde wie eine Buchrolle und daß erst die Strafe sein werde und das große Schlachten und das Feuer in der mörderischen Stadt?

Mehrere stimmten ihm zu, andere widersprachen. Alle waren sie aufgewühlt. Langsam, düster klagend, empört redeten sie aufeinander ein, diskutierten inbrünstig die dunklen und widerspruchsvollen Botschaften. Sie waren fest im Glauben an den Erlöser, diese galiläischen Männer. Nur hatte jeder ein anderes Bild von ihm, und jeder verteidigte sein Bild, er sah es genau, er wußte, daß er recht hatte und der andere unrecht, und jeder suchte sich eifrig für sein Bild die Belege aus der Schrift.

Josef hörte gespannt zu. Seine Augen und seine Nase waren empfindlich, aber er kümmerte sich nicht um den beizenden, widerwärtig stinkenden Rauch. Er schaute auf die Männer, wie sie in ihren harten Schädeln ihre Argumente wälzten. Man sah ordentlich, wie sie sie ausgruben, mühselig in Worte umschmolzen. Einstmals, als er bei dem Einsiedler Banus in der Wüste lebte, waren die Heilsbotschaften der Propheten groß und ständig um ihn gewesen, er hatte sie eingeatmet mit der Luft, die ihn umgab. Aber in Jerusalem waren die Verheißungen verblaßt, und von den Sätzen der Schrift waren ihm diejenigen, die vom Erlöser sprachen, die dünnsten, fremdesten geworden. Die Doktoren der Quadernhalle sahen es nicht gern, wenn man diese Weissagungen auf die Gegenwart anwenden wollte; viele schlossen sich der Meinung des großen Gesetzeslehrers Hillel an, der Messias sei längst erschienen, in Gestalt des Königs Hiskia, sie strichen aus den Achtzehn Bitten die um das Erscheinen des Erlösers, und wenn Josef sich prüfte, dann hatte seit langen Jahren die Hoffnung auf den Erlöser weder in seinen Gedanken noch in seinen Taten einen Platz gehabt: jetzt, an diesem Abend, in der dunkeln, rauchigen Kneipe, wurde ihm die Erwartung des Erretters wieder körperhaft, Glück und Bedrängnis, Eckstein des ganzen Lebens. Offenen Ohres und vollen Herzens hörte er den Männern zu, und die Anschauungen dieser Einfältigen, dieser Tuchwirker, Krämer, Tischler, Ölbauern, schienen ihm wichtiger als die scharfsinnigen Kommentare der Jerusalemer Doktoren. Wird der Erlöser den Ölzweig bringen oder das Schwert? Er verstand gut, daß sich die Männer an den Widersprüchen ihres gewalttätigen Glaubens immer mehr erhitzten und in aller Frommheit immer bedrohlicher gegeneinander wurden.

Schließlich war es so weit, daß der Tischler Chalafta mit Fäusten gegen den Krämer Tarfon losgehen wollte. Da sagte auf einmal, gepreßt und hastig, einer von den Jüngeren: »Laßt doch, wartet doch, paßt auf, er ›sieht‹.« Da schauten sie alle hin auf den Platz neben dem Heizbecken. Dort saß ein Buckliger, fahl, dürr und, wie es schien, auch kurzsichtig. Bisher hatte er kaum den Mund aufgetan. Jetzt blinzelte er angestrengt durch den Rauch, machte die Augen eng, als ob er am Rand seiner Sehweite etwas erkennen wolle, riß sie wieder auf und blinzelte.

Die Männer redeten auf ihn ein: »Siehst du, Akawja? Sag uns, was du siehst.« Der Sandalenmacher Akawja, immer angestrengt schauend, die Stimme heiser vom Wein und Rauch, sagte nüchtern und sehr dialektisch: »Ja, ich sehe ihn.« — »Wie sieht er aus?« fragten die Männer. »Er ist nicht groß«, sagte der Schauende, »aber er ist breit.« — »Ist er ein Jude?« fragten sie. »Ich glaube nicht«, sagte er. »Er hat keinen Bart. Aber wer will einem Gesicht ablesen, ob einer ein Jude ist?« — »Ist er bewaffnet?« — »Ich sehe kein Schwert«, erwiderte der Schauende, »aber ich glaube, er hat eine Rüstung.« — »Wie spricht er?« fragte Josef. »Er bewegt den Mund«, erwiderte der Sandalenmacher Akawja, »aber ich kann ihn nicht hören. Ich glaube, er lacht«, fügte er wichtig hinzu. »Wie kann er lachen, wenn er der Messias ist?« fragte unzufrieden der Tischler Chalafta. Der Schauende erwiderte: »Er lacht und ist dennoch furchtbar.«

Dann wischte er sich über die Augen, erklärte, jetzt sehe er nichts mehr. Er fühlte sich müde und hungrig, gab sich mürrisch, trank viel Wein, verlangte auch von dem milchgekochten Geflügel. Der Wirt gab Josef Auskunft über den Sandalenmacher Akawja. Der war sehr arm, aber er machte trotzdem jedes Jahr seine Wallfahrt nach Jerusalem und brachte sein Lamm zum Tempel. Die inneren Höfe durfte er nicht betreten, weil er ein Krüppel war. Aber er hing sehr an dem Tempel, mit ganzem Herzen und ganzem Vermögen, und wußte auch genauer Bescheid um die inneren Höfe als manche, die darin waren. Vielleicht war es gerade, weil er den Tempel nicht sehen durfte, daß Jahve ihn anderes sehen ließ.

Die Männer blieben noch lange zusammen, aber sie sprachen nicht mehr von dem Erlöser. Vielmehr sprachen sie davon, wie sehr die Makkabi-Leute an Zahl gewachsen waren, und von ihrer Organisation und Bewaffnung. Der Tag des Losschlagens werde bald da sein. Der Sandalenmacher Akawja, wieder munter geworden, zog den unbeschnittenen Wirt auf, daß er, wenn dieser Tag gekommen sei, bei dem großen Aufwasch auch werde dran glauben müssen. Dann wandten sie sich wieder dem Herrn aus Jerusalem zu und hänselten ihn auf ihre täppische, doch nicht unfreundliche Art. Josef ließ es sich gefallen und lachte mit. Schließlich verlangten sie, er solle ihr Gast sein und von dem milchgekochten Geflügel essen. Vor allem der Sandalenmacher Akawja, der Schauende, bestand darauf. Eigensinnig, hartnäckig plärrte er: »Essen, Mann, Sie sollen essen.« Josef hatte sich in Rom um die Beachtung der Bräuche nicht viel gekümmert, in Jerusalem hatte er Gebote und Verbote streng geachtet. Hier war Galiläa. Er bedachte sich eine Weile. Dann aß er.

Josef hat sich zum Hauptquartier Magdala gewählt, einen angenehmen, großen Ort am See Genezareth. Wenn er ein wenig auf dem See herumfährt, dann sieht er im Süden weiß und prunkvoll eine Stadt liegen, die schönste Stadt des Landes, aber sie gehört nicht zu seinem Bereich, sie untersteht dem König Agrippa. Sie heißt Tiberias. Und in ihr sitzt, von dem König als Gouverneur eingesetzt, Justus. Die Stadt ist nicht leicht zu regieren, mehr als ein Drittel ihrer Einwohner sind Griechen und Römer, vom König verwöhnt, aber der Doktor Justus, das läßt sich nicht bestreiten, hält gute Ordnung. Er hat, als Josef nach Galiläa kam, seinen Antrittsbesuch höflich erwidert. Aber von Politik hat er kein Wort gesprochen. Er nimmt den Jerusalemer Bevollmächtigten offensichtlich nicht für voll. Den Josef kratzt das im Innersten. Eine bittere Sehnsucht erfüllt ihn, es dem andern zu zeigen.

Auf der Höhe über Tiberias schimmert breit und stattlich das Palais des Königs Agrippa, in dem Justus residiert. An den Kais gibt es stattliche Villen und Geschäftshäuser. Aber es gibt auch viele Arme in Tiberias, Fischer und Schiffer, Lastträger, Industriearbeiter. In Tiberias sind die Griechen und Römer die Reichen und die Juden die Proletarier. Die Arbeit ist viel, die Steuern sind hoch, in der Stadt spürt der Arme noch bitterer als auf dem Land, was alles er entbehrt. Es gibt viele Mißvergnügte in Tiberias. In allen Kneipen hört man aufsässige Reden gegen die Römer und gegen den König Agrippa, der sich von ihnen aushalten läßt. Wortführer dieser Unzufriedenen ist jener Sapita, der Sekretär der Fischereigenossenschaft. Er beruft sich auf Jesaja: »Wehe über diejenigen, welche Haus an Haus reihen und Acker zu Acker schlagen.« Justus versucht mit allen Mitteln die Bewegung niederzuhalten, aber seine Macht endet an den Grenzen des Stadtgebiets von Tiberias, und er kann nicht verhindern, daß der Wehrverband des Sapita sich im übrigen Galiläa Stützpunkte schafft und daß ihm aus diesen Bezirken immer mehr Leute zulaufen.

Josef sieht nicht ungern, wie der Anhang des Sapita stärker wird und wie seine Banden sich auch im Hoheitsbereich der Jerusalemer Regierung überall ausbreiten. Leute des Sapita verlangen von Gemeinden, die dem Josef unterstehen, Beiträge für die nationale Sache, veranstalten im Fall der Weigerung Strafexpeditionen, die bedenklich nach Raub und Plünderung ausschauen. Josefs Polizei greift selten ein, seine Gerichte behandeln die Abgefaßten mit Milde.

Josef freut sich stürmisch, als Sapita zu ihm kommt. Galiläa beginnt ihm zu vertrauen, Galiläa kommt zu ihm. Jetzt, das spürt er, wird es nicht mehr lange dauern, bis er auch den hochmütigen Justus aus seiner Zurückhaltung herausgekitzelt haben wird. Aber er verbirgt klug seine Freude. Er schaut sich Sapita an. Der ist kräftig, gedrungen von Wuchs, eine seiner Schultern hängt. Er hat einen schüttern, zweispitzigen Bart, kleine, besessene Augen. Josef unterhält sich mit ihm, unterhandelt mit ihm, alles in halben Worten. Mit ihm sich zu verständigen ist leichter als mit Justus. Es wird nichts Schriftliches festgelegt; aber als Sapita geht, wissen beide, daß eine Vereinbarung zustande gekommen ist, wirkungsvoller als ein umständlicher Vertrag. Wer von den Leuten des Sapita sich in Tiberias nicht mehr sicher fühlt, kann ruhig in das Gebiet des Josef flüchten; man wird dort glimpflich mit ihm verfahren. Und Josef braucht in Zukunft nicht mehr soviel Schweiß daran zu wenden, Gelder für seinen Kriegsfonds aus dem knauserigen Doktor Jannai herauszuquetschen; was ihm der verweigert, bekommt er von Sapita.

So wird es auch gehalten. Und jetzt hat Josef den Justus wirklich so weit, daß er von Politik spricht. In einem Schreiben fordert er dringlich, die Jerusalemer Herren sollten seine Bemühungen, das Bandenwesen in Galiläa zu unterdrücken, nicht länger sabotieren. Der alte Doktor Jannai stellt einige ungemütliche Fragen an Josef. Aber der gibt sich erstaunt, Justus hat offenbar Halluzinationen. Sowie er allein ist, lächelt er befriedigt. Er freut sich auf den Kampf.

Es wird eine mündliche Aussprache mit Justus vereinbart. Zusammen mit dem alten Doktor Jannai reitet Josef auf seinem schönen arabischen Pferd Pfeil durch die gepflegten Straßen von Tiberias, von der Bevölkerung neugierig angestaunt. Er weiß, daß er zu Pferd eine gute Figur macht, er sieht unbeteiligt, ein wenig hochfahrend geradeaus. Man reitet den Hügel hinauf, zum Palais des Königs Agrippa. Weiß und prunkvoll vor dem Eingang spreizt sich die Kolossalstatue des Kaisers Tiber, nach dem die Stadt genannt ist. Auch die Arkaden davor sind bevölkert mit Statuen. Den Josef wurmt das. Er hängt nicht an den alten Bräuchen, aber sein Herz ist voll von dem unsichtbaren Gott Jahve, es bringt ihn im tiefsten auf, wenn er im Lande Jahves die verbotenen Bilder sehen muß. Die Gestalt zu bilden bleibt das alleinige Recht des schöpferischen Gottes. Dem Menschen hat er erlaubt, diesen Gestalten Namen zu geben: sie selber bilden zu wollen ist Vermessenheit und Frevel. Die Standbilder ringsum schänden den unsichtbaren Gott. Die leise, schuldbewußte Unruhe, mit der Josef die Reise zu Justus antrat, ist fort; jetzt ist er voll von einer reinen Erregung, fühlt sich dem Justus überlegen. Der vertritt eine wassernüchterne Politik: er, Josef, kommt als Soldat Jahves.

Justus, erklärter Gegner alles Feierlichen, bemüht sich, der Unterredung das Amtliche zu nehmen. Die drei Herren liegen einander gegenüber, frühstückend. Justus hat zuerst griechisch gesprochen, hat dann aber höflich ins Aramäische hin übergewechselt, trotzdem ihm diese Sprache sichtlich schwerer fällt. Langsam gleitet man ins Politische. Doktor Jannai ist betulich, jovial wie immer. Josef verteidigt seine eigene Politik; er wird heftiger, als er möchte. Gerade um die Kriegspartei vor unüberlegten Angriffen zurückzuhalten, muß man ihr entgegenkommen. »Sie meinen, man müsse den Frieden aktivieren?« fragte Justus, es klang unangenehm ironisch. »Ich kann nicht umhin, dem Autor des Makkabäerbuches zu versichern, daß mir in der praktischen Politik die Makkabäergesten, zu welchem Zwecke immer, auch heute noch fehl am Ort scheinen.« — »Sitzen die unangenehmsten Makkabäer nicht hier in Ihrem Tiberias?« fragte gemütlich Doktor Jannai. »Leider habe ich nicht die Macht«, gestand Justus freimütig zu, »meinen Sapita zu verhaften. Sie könnten das eher, meine Herren. Aber wie ich Ihnen schon schrieb, es ist ja gerade die Milde Ihrer Gerichte, die mir meine ›Rächer Israels‹ so üppig macht.« — »Es ist auch für uns nicht ganz so einfach«, entschuldigte sich Doktor Jannai. »Schließlich sind diese Leute keine gemeinen Räuber.«

Josef griff ein: »Diese Leute berufen sich auf Jesaja. Sie glauben«, fügte er stark und streitbar hinzu, »daß die Zeit erfüllt ist und daß sehr bald der Messias kommt.« — »Jesaja lehrte«, erwiderte nicht laut, aber verbissen Justus, »haltet still vor der Macht. Haltet still und vertraut, lehrte Jesaja.« Den Josef kratzte das Zitat. Wollte dieser Justus ihn zurückweisen? »Der Herd der Unruhen ist Ihr Tiberias«, sagte er scharf. »Der Herd der Unruhen ist Ihr Magdala, Doktor Josef«, erwiderte verbindlich Justus. »Ich kann nichts dagegen tun, wenn Ihre Gerichte meine Diebe freisprechen. Aber wenn Sie weiterhin Ihren Kriegsfonds aus dem Ertrag dieser Diebereien mästen, Doktor Josef«, er sprach jetzt besonders höflich, »dann stehe ich nicht dafür, daß nicht mein König sich diese Beträge einmal mit Gewalt wieder hereinholt.«

Doktor Jannai fuhr hoch. »Haben Sie Geld des Sapita in Ihrer Kasse, Doktor Josef?« Josef wütete. Dieser verdammte Justus mußte einen großartigen Spionagedienst unterhalten; die Geldsendungen waren auf jede Art verschleiert worden. Er wich aus, es seien ihm allerdings für die galiläischen Heimwehren Gelder auch aus Tiberias zugeflossen, aber er könne sich nicht vorstellen, daß sie aus der Beute der Sapita-Bande stammen. »Glauben Sie mir, sie stammen daraus«, erklärte freundlich Justus. »Ich muß Sie sehr bitten, das Gesindel nicht weiter auf diese Art zu unterstützen. Ich halte es nicht für vereinbar mit meiner Amtspflicht, wenn ich mein Tiberias länger von Ihnen aufputschen lasse.« Er sprach noch immer sehr höflich; mehr daran, daß er jetzt wieder ins Griechische überging, merkte man seine Erregung. Von dem alten Doktor Jannai aber war auf einmal alle Betulichkeit abgefallen. Er war aufgesprungen und gestikulierte auf Josef ein. »Haben Sie Geld von Sapita?« schrie er. »Haben Sie Geld von Sapita?« Und ohne eine Antwort Josefs abzuwarten, wandte er sich an Justus. »Falls Gelder aus Tiberias gekommen sind, wird man die Beträge an Sie zurückleiten«, versprach er.

Kaum aus der Stadt, trennten sich die beiden Kommissare. »Ich mache Sie darauf aufmerksam«, sagte Jannai, und seine Stimme war eisig, »daß Sie nicht als einer der ›Rächer Israels‹ in Magdala sitzen, sondern als Kommissar von Jerusalem. Ich verbitte mir Ihre Extravaganzen und pittoresken Abenteuer«, schrie er. Josef, blaß vor Wut, konnte nichts dagegen sagen. Er sah klar, er hatte seine Kraft überschätzt. Dieser Doktor Jannai hatte gute Witterung dafür, was feststand und was nicht. Wenn der es wagte, ihn wie einen kleinen Schuljungen herunterzuputzen, dann mußte seine Stellung verdammt wacklig sein. Er hätte noch zuwarten müssen, er hätte sich in diesen Kampf mit Justus noch nicht einlassen dürfen. Jerusalem wird ihn bei nächster Gelegenheit abberufen, und Justus wird lächeln, wird dieses infame Lächeln aufsetzen, das Josef gut kennt.

Er soll nicht lächeln. Josef wird zu verhindern wissen, daß er lächelt. Was versteht dieser Justus von Galiläa? Aber jetzt fühlt er sich erfahren genug. Er hat keine Angst und Hemmung mehr vor den galiläischen Führern. Sapita ist von selber zu ihm gekommen, den andern, Johann von Gischala, wird er rufen. Es wird sich erweisen, daß nicht Jerusalem, sondern das Triumvirat Johann, Sapita und Josef die wahre Macht im Land hat. Soll man sie dann Räuberbanden oder Gesindel oder wie immer nennen. Er denkt gar nicht daran, die Verbindung mit Sapita fahrenzulassen. Im Gegenteil, er wird alle bewaffneten Organisationen, anerkannt oder nicht, im Gebiet der Jerusalemer Regierung und darüber hinaus zu einem einzigen Verband zusammenschließen. Nicht als Kommissar von Jerusalem, sondern als Parteiführer der »Rächer Israels«.

Johann von Gischala, der Chef der gutbewaffneten galiläischen Bauernwehr, freute sich sichtlich, als Josef ihn zu sich berief. Er besaß in der Nähe seiner Heimatstadt, des kleinen Bergortes Gischala, nach dem er sich nannte — in den Registern hieß er Johann Ben Levi —, ein nicht sehr rentables Gütchen, das vor allem Öl und Feigen produzierte. Er war breit, langsam, gutmütig, sehr pfiffig, ein Mann so recht für die Herzen der Galiläer. Während des Feldzugs des Cestius hatte er in Obergaliläa einen listigen, erbitterten Kleinkrieg gegen die Römer organisiert. Er war viel unterwegs, kannte jeden Winkel im Land. Josef, als Johann jetzt endlich zu ihm kam, verstand nicht recht, daß er sich nicht schon früher mit ihm eingelassen hatte. Nicht groß, aber ausgiebig und kräftig von Figur, saß Johann vor ihm, das Gesicht braun, breit, mit kurzem Knebel bart, die Nase eingedrückt, die Augen grau, verschmitzt. Bei aller Schlauheit ein gutmütiger, offener Mann.

Er rückte sogleich mit einem eindeutigen Vorschlag heraus. Überall im Land habe König Agrippa Getreide gestapelt, zweifellos für die Römer. Johann wollte dieses Getreide für seine Wehrverbände requirieren, eine Notmaßnahme, für die er die Genehmigung Josefs erbat. Unter dem Einfluß der Geldsäcke und der Aristokraten, klagte er, verleugne Jerusalem den Zusammenhang mit seinen Wehrverbänden. Von Josef habe er den Eindruck, daß er anders sei als die leisetreterischen Herren im Tempel. »Sie, Doktor Josef, gehören im Herzen zu den ›Rächern Israels‹. Das riecht man auf drei Meilen im voraus. Ihnen möchte ich meine Wehrverbände unterstellen«, sagte er treuherzig und gab ihm eine genaue Liste seiner Organisation. Es waren achtzehntausend Mann. Josef gab seine Zustimmung, daß das Getreide requiriert werde.

Er fürchtete nicht den Sturm, den die Requirierung erregen mußte. Wenn er seine Stellung rücksichtslos ausnützte, wenn er die reale Macht in Galiläa in die Hand bekam, vielleicht, daß dann Jerusalem nicht mehr wagte, ihn abzuberufen. Und wenn, dann stand es bei ihm, ob er sich abberufen ließ. In einer fast fröhlichen Spannung wartete er, was geschehen werde.

Auch Johann von Gischala war von der Unterredung mit Josef befriedigt. Er war ein mutiger Mann und nicht ohne Humor. Ganz Galiläa wußte, daß er es war, der das Getreide des Königs Agrippa beschlagnahmte. Er gab sich unschuldig, wußte von nichts. Was sich ereignete, geschah auf Befehl des Jerusalemer Kommissars. In aller Öffentlichkeit reiste er in das Gebiet des Feindes nach Tiberias, um seinen Rheumatismus in den dortigen heißen Quellen zu kurieren. Er wußte, sollte Justus etwas gegen ihn unternehmen, dann würden seine Leute die Stadt Tiberias stürmen. Justus lachte. So verderblich ihm die Taten dieses Bauernführers erschienen, so gut gefiel ihm seine Art.

Nach Jerusalem aber und Sepphoris schickte er eine empörte Note. Aufgebracht, japsend vor Wut, kam der alte Doktor Jannai zu Josef. Das Getreide müsse natürlich sogleich zurückgegeben werden. Josef empfing den Eifernden sehr höflich. Das Getreide konnte leider nicht zurückgegeben werden, er hatte es weiterverkauft. Jannai mußte sich unverrichteterdinge vor dem höflich achselzuckenden Josef zurückziehen. Ein kleiner Trost blieb: Josef führte einen ansehnlichen Teil des Erlöses nach Jerusalem ab.

In der Stadt Tiberias gehörte zu den beliebtesten Agitationsmitteln der »Rächer Israels« der Kampf gegen die Gottlosigkeit der herrschenden Schicht, gegen ihren Hang, sich den Römern und Griechen zu assimilieren. Als Sapita das nächstemal bei Josef erschien, warf der ihm hin, wie auch er mit tiefstem Ingrimm die Statuen gesehen habe, die sich so provozierend vor dem Königspalast in der Sonne spreizten. Der finstere, gedrungene Mann zog die eine Schulter noch höher, seine kleinen Augen schauten auf, senkten sich wieder, er riß nervös an der einen Spitze seines zweigeteilten Bartes. Josef wollte ihn weiterstoßen. Er zitierte den Propheten: »Das Kalb ist im Lande, Jahve verwirft es. Menschenhand hat es gemacht, und es kann kein Gott sein.« Er wartete darauf, daß Sapita das berühmte Zitat weiterführe: »Darum soll das Kalb zerpulvert werden.« Aber Sapita lächelte nur, er überschlug diesen Teil und zitierte sehr leise, mehr in sich hinein als gegen Josef, den späteren Satz: »Sie säen Wind, und sie werden Ungewitter ernten.« Dann, sachlich, konstatierte er: »Wir protestieren immerzu gegen den verbrecherischen Unfug. Wir wären dem Kommissar von Jerusalem dankbar, wenn auch er in Tiberias vorstellig würde.«

Sapita war nicht so offen wie Johann von Gischala, aber auf seine leisen Andeutungen konnte man sich verlassen. Wer Wind sät, wird Ungewitter ernten. Ohne sich weiter mit Doktor Jannai zu verständigen, ersuchte Josef den Justus um eine zweite Unterredung.

Schlicht, mit einem einzigen Diener kam Josef diesmal nach Tiberias. Justus streckte ihm auf römische Art den Arm mit der flachen Hand entgegen, ließ ihn aber wieder sinken, lächelnd, sich korrigierend gewissermaßen, und gab den hebräischen Gruß: »Friede.« Dann saßen sich die beiden Herren gegenüber, ohne einen Dritten, jeder viel wissend um den andern, in herz licher Feindschaft. Sie hatten beide etwas erreicht, seitdem sie sich in Rom auseinandergesetzt hatten, sie besaßen Gewalt über Menschen und Schicksale, sie waren älter geworden, ihre Züge härter, aber immer noch sahen sie sich ähnlich, der blaßbraune Josef und der gelbbraune Justus.

»Sie haben den Propheten Jesaja zitiert«, sagte Josef, »als wir uns unlängst unterhielten.« — »Ja«, sagte Justus. »Jesaja lehrte, daß das kleine Judäa sich nicht einlassen solle in einen Kampf mit seinem weltmächtigen Gegner.« — »Das lehrte er«, sagte Josef, »und am Ende seines Lebens flüchtete er in eine hohle Zeder und wurde zersägt.« — »Besser ein Mann wird zersägt als das ganze Land«, sagte Justus. »Was wollen Sie eigentlich, Doktor Josef? Ich bemühe mich, einen sinnvollen Zusammenhang zwischen Ihren Maßnahmen zu entdecken. Aber entweder bin ich zu dumm, um sie zu verstehen, oder sie haben allesamt nur den einen Zweck: Judäa erklärt Rom den Krieg unter Führung des neuen Makkabäers Josef Ben Matthias.« Josef bezähmte sich. Er kenne ja leider schon von Rom her diese fixe Idee des Justus, daß er ihn für einen Kriegshetzer halte. Das sei er nicht. Er wolle den Krieg nicht. Nur: er scheue ihn auch nicht. Im übrigen halte er, selbst vom Standpunkt des Justus aus gesehen, dessen Methoden für falsch. Ständiges Pochen auf Frieden führe mit der gleichen Notwendigkeit zum Krieg wie ständiges Pochen auf Krieg. Man müsse im Gegenteil der Kriegspartei durch kluges Entgegenkommen alle Vorwände nehmen. »Wir in Tiberias tun das wohl nicht?« fragte Justus. »Nein«, erwiderte Josef, »Sie in Tiberias tun das nicht.« — »Ich höre«, sagte höflich Justus. »Sie in Tiberias«, erklärte Josef, »haben zum Beispiel dieses königliche Palais mit seinen Bildern von Menschen und Tieren, das ein ständiges Ärgernis für die ganze Provinz ist, ein ständiger Anreiz zum Krieg.« Justus schaute ihn an, dann begann er breit zu lächeln. »Sind Sie gekommen, um mir das mitzuteilen?« fragte er. Josef füllte sich mit seinem ganzen Ingrimm gegen die freche Bildnerei. »Ja«, sagte er.

Da bat ihn Justus, mit ihm zu kommen. Er führte ihn durch den Palast. Es war aber der Palast mit Recht berühmt, das schönste Bauwerk Galiläas. Justus führte ihn durch die Säle, Höfe, Hallen, Gärten. Ja, es war Bildnerei überall, sie war verwachsen mit dem Bau. König Agrippa, sein Vorgänger und sein Vorvorgänger hatten mit Mühe, Geld und Geschmack schöne Dinge aus aller Welt hierher zusammengetragen und zusammengepaßt, sehr alte und berühmte Kunstwerke zum Teil. In einem Hof, der mit bräunlichem Bruchstein belegt war, blieb Justus stehen vor einem kleinen Bildwerk, das, verwitternd, alt, ägyptische Arbeit, einen Zweig darstellte, und auf diesem Zweig einen Vogel. Es war ein sehr strenges Werk, etwas steif sogar, aber trotzdem der kleine Vogel noch ruhte, sah man an ihm schon die selige Leichtigkeit des Flugs, zu dem er die Flügel hob. Justus stand eine kleine Zeit vor dem Bildwerk, hingegeben. Dann, wie erwachend, zärtlich, sagte er: »Soll ich das entfernen?« und, ringsum weisend: »Und das? Und das? Dann ist der ganze Bau sinnlos.« — »Dann reißen Sie den Bau nieder«, sagte Josef, und es war in seiner Stimme ein so maßloser Haß, daß Justus nichts mehr sagte.

Schon für den nächsten Tag berief Josef den Bandenführer Sapita. Der fragte, ob er etwas ausgerichtet habe bei den Herrschenden in Tiberias. Nein, erwiderte Josef, ihr Herz sei verstockt. Aber sein Machtbereich ende leider vor den Grenzen der Stadt. Sapita zerrte heftig an dem einen Teil seines Bartes. Diesmal sprach er den Satz aus, den er das letztemal nur geschwiegen hatte: »Das Kalb Samarias soll zerpulvert werden.« Wenn die Leute von Tiberias, erwiderte Josef, sich das Ärgernis aus den Augen schaffen sollten, dann werde er Verständnis für diese Leute haben. »Auch ein Asyl?« fragte Sapita. »Vielleicht auch ein Asyl«, sagte Josef.

Zwiespältig stand Josef, als Sapita gegangen war. Dieser Sapita ist trotz seiner hohen Schulter ein kräftiger Bursche, er wird nicht sehr zart mit den Dingen umgehen. Wenn er und seine Leute in den Palast eindringen, dann werden wohl nicht nur die Statuen entfernt werden. Es ist ein schöner Bau, seine Decken sind Zedernholz und Gold, er ist voll von Kostbarkeiten. Er gehört unbestritten dem König Agrippa und steht unbestritten unter dem Schutz der Römer. Es war jetzt einige Zeit still im Land, und in Jerusalem hoffen sie, man werde mit Rom zu einer Verständigung kommen. Der Sandalenma cher Akawja in der verräucherten Kneipe von Kapernaum hat den Messias gesehen: und er trug kein Schwert. Gewisse Leute in Rom warten nur darauf, daß die Regierung von Jerusalem etwas unternehme, was als Angriff gedeutet werden könnte. Was er jetzt gesagt hat, kann einen schweren Stein ins Rollen bringen, den viele Hände bisher mit vieler Kraft festgehalten haben.

In der Nacht darauf wurde das Palais des Königs Agrippa gestürmt. Es war ein weitläufiger Bau, sehr fest gefügt, und es war nicht leicht, ihn dem Erdboden gleichzumachen. Es gelang auch nicht völlig. Alles vollzog sich bei schwachem Mondschein und, merkwürdigerweise, ohne Geschrei. Die vielen geschäftigen Leute schlugen verbissen auf die festen Steine ein, zerrten daran mit den Händen, zertrampelten sie. Zertrampelten auch die Blumenbeete des Gartens. Mit besonderem Ingrimm zertrümmerten sie die Wasserkünste. Geschäftig liefen sie hin und her, sich die kostbaren Teppiche und Gewebe, den Goldbelag der Decken, die erlesenen Tischplatten zu sichern, alles ohne Geschrei. Justus erkannte bald, daß seine Truppen zu schwach waren, um mit Erfolg einzugreifen, und verbot jeden Widerstand. Aber die »Rächer Israels« hatten bereits an hundert Soldaten und griechische Einwohner der Stadt niedergemacht, die, als der Sturm begann, der Plünderung hatten wehren wollen. Der Bau selbst brannte dann noch fast einen ganzen Tag.

Die Erstürmung des Palastes von Tiberias bewirkte, daß ganz Galiläa erstarrte. In Magdala bedrängten die Behörden den Josef ängstlich um Richtlinien, um Stellungnahme. Josef schwieg verbissen. Dann plötzlich, in großer Eile, noch am Tag nach dem Brand, brach er nach Tiberias auf, um dem Justus das Beileid der Jerusalemer Regierung zu dem großen Unglück auszusprechen, ihm seine Hilfe zur Verfügung zu stellen. Er fand ihn zwischen den Trümmern, stumpf und rastlos umhergehend. Justus hatte keine Truppen von seinem König verlangt, hatte nichts gegen Sapita und seine Leute unternommen. Hatte, der sonst so tätige Mann, die Hände schlaff und verzweifelt fallen lassen. Auch als er jetzt Josef sah, höhnte er nicht, hatte für ihn keine einzige beißende Anmerkung. Er sagte ihm, und seine Stimme kam rauh vor Erregung und Kummer aus dem sehr blassen Gesicht: »Sie wissen gar nicht, was Sie angerichtet haben. Nicht die Einstellung des Tempelopfers war das Schlimme, auch nicht der Angriff auf Cestius, nicht einmal das Edikt von Cäsarea. Das, das, das hier bedeutet endgültig den Krieg.« Er hatte Tränen in den Augen vor Wut und Trauer. »Sie sind blind vor Ehrgeiz«, sagte er zu Josef.

Einen großen Teil der Beute aus dem Palast stellte Sapita dem Josef zu. Gold, edles Holz, Bruchstücke von Statuen. Josef suchte unwillkürlich, ob er den Zweig mit dem Vogel aus bräunlichem Stein finde, aber er fand ihn nicht; er war wohl aus wertlosem Material gewesen und leicht zu zerstören.

Die Nachrichten aus Tiberias trafen die Herren in Jerusalem wie ein Hieb ins Mark. Schon hatte man durch Vermittlung des friedfertigen Obersts Paulin ein halbes Versprechen der kaiserlichen Regierung erwirkt. Falls Judäa sich ruhig halte, hatte Rom erklärt, dann werde es sich mit der Auslieferung einiger weniger Führer begnügen, des Simon Bar Giora, des Doktor Eleasar. In Jerusalem war man froh, die Hetzer loszuwerden. Jetzt, durch die sinnlose Tat von Tiberias, war alles zerschlagen.

Die »Rächer Israels«, schon an die Wand gedrängt, bekamen Luft. Ihr Versammlungsort, die Blaue Halle, wurde zum Mittelpunkt Judäas. Sie setzten durch, daß ihr Doktor Eleasar in die Regierung berufen wurde. Hochfahrend, die Demütigung der andern ganz auskostend, ließ der junge, elegante Herr sich bitten, ehe er die Wahl annahm. Den rebellischen Gouverneur von Galiläa, der so offensichtlich gegen die Weisungen seiner Regierung gehandelt hatte, konnte freilich auch die Blaue Halle nicht im Amt halten. Doktor Jannai hatte dem Großen Rat persönlich Bericht erstattet, die Absetzung und Bestrafung dieses Verbrechers Josef Ben Matthias erbittert verlangt. Die »Rächer Israels« wagten nicht, ihn zu verteidigen; sie enthielten sich der Stimme. Es war unter den Herren der Regierung ein einziger, der ein Wort zugunsten Josefs fand, der alte, milde Großdoktor Jochanan Ben Sakkai. Er sagte: »Verurteilt niemand, ehe er an seinem Ende ist.«

Josefs alter Vater, der dürre, sanguinische Matthias, war jetzt ebenso verzweifelt, wie er bei der Ernennung seines Sohnes beglückt gewesen war. Er beschwor ihn dringlich, noch bevor das Abberufungsdekret Galiläa erreiche, nach Jerusalem zu kommen, sich zu stellen, sich zu rechtfertigen. Bleibe er in Galiläa, so bedeute das sichern Untergang für alle. Sein Herz sei betrübt zum Tode. Er wolle nicht in die Grube fahren, ohne seinen Sohn Josef nochmals gesehen zu haben.

Josef, als er diesen Brief erhielt, lächelte. Sein Vater war ein alter Herr, den er sehr liebte, der aber alles viel zu ängstlich und düster nahm. Sein eigenes Herz war voll Zuversicht. Wieder sahen sich die Dinge anders an in Galiläa als in Jerusalem. Galiläa, seit dem Bildersturm in Tiberias, jubelt ihm zu; man weiß im ganzen Land, daß ohne seine Zustimmung diese Tat nie hätte geschehen können. Er hat die Wand niedergerissen, die zwischen ihm und dem Volk von Galiläa war, er gilt dem Land jetzt wirklich als der zweite Juda Makkabi, wie dieser Justus ihn höhnte. Die bewaffneten Verbände hören auf ihn. Nicht er ist von Jerusalem, sondern Jerusalem von ihm abhängig. Es steht bei ihm, das Absetzungsdekret Jerusalems einfach zu zerreißen.

In dieser Nacht hatte er einen schweren Traum. Auf allen Straßen kamen die Legionen der Römer, er sah sie sich heranwälzen, langsam, unausweichlich, in strenger Ordnung, in Reihen von sechs Mann, viele Tausende, aber wie ein einziges Wesen. Das war der Krieg selber, was da auf ihn zukam, das war die »Technik«, eine ungeheuer wuchtige Maschine von blinder Sicherheit, es war sinnlos, sich dagegen zu wehren. Er sah den Gleichtritt der Legionen, er sah ihn ganz deutlich, aber, das war das Erschreckende, er hörte ihn nicht. Er stöhnte. Es war ein einziger riesiger Fuß in einem Ungeheuern Soldatenstiefel, er hob sich, trat, hob sich, trat, man konnte ihm nicht entgehen, in fünf Minuten, in drei Minuten wird er einen zertreten. Josef saß auf seinem Pferde Pfeil, Sapita, Johann von Gischala, alle schauten auf ihn, finster und fordernd, und warteten, daß er das Schwert aus der Scheide reiße. Er griff nach dem Schwert, aber es ging nicht heraus, es war festgenagelt in der Scheide, er stöhnte, Justus von Tiberias grinste, Sapita riß wild und wütend an der einen Strähne seines zweigeteilten Bartes, der Tischler Chalafta hob seine gewalttätigen Fäuste. Josef riß an dem Schwert, es dauerte eine Ewigkeit, er riß und riß und brachte es nicht heraus. Der Sandalenmacher Akawja plärrte: »Essen, Mann, Sie sollen essen«, und der Fuß in dem riesigen Soldatenstiefel hob sich, trat, kam immer näher.

Aber als Josef erwachte, war ein strahlend klarer Wintermorgen, und die entsetzliche, wartende Ewigkeit vor dem Soldatenstiefel war weggewischt. Alles war gut, wie es gekommen war. Nicht Jerusalem, Gott selber hat ihn auf diesen Platz gestellt. Gott will den Krieg.

Mit wilder Inbrunst machte er sich daran, diesen Heiligen Krieg vorzubereiten. Wie hatte es sein können, daß er in Rom mit den Fremden von einem Tische aß, in einem Bett mit ihnen schlief? Jetzt wie die andern ekelte ihn vor der Ausdünstung ihrer Haut, sie verpesteten das Land. Möglich, daß die Verwaltung der Römer gut war, ihre Straßen, ihre Wasserleitungen: aber dieses Heilige Land Judäa wurde aussätzig, wenn man anders darin lebte als jüdisch. Die Besessenheit überkam ihn, aus der er damals sein Buch über die Makkabäer geschrieben hatte. Seine eigene Zukunft, vorausahnend, hatte er niedergeschrieben. Seine Kraft wuchs. Tag und Nacht, unermüdlich, arbeitete er. Straffte die Verwaltung, stapelte Vorräte, disziplinierte die Wehrverbände, verstärkte die Befestigungen. Er zog durch die Städte Galiläas, durch seine großen, stillen Landschaften, Berge und Täler, Flußufer, See- und Meergestade, Reben, Oliven, Maulbeerfeigenbäume. Er zog dahin auf seinem Pferde Pfeil, jung, kraftvoll, eine glühende Heiterkeit und Zuversicht strahlte von ihm aus, vor ihm wehte die Standarte mit den Buchstaben Makkabi, »Wer ist wie du, o Herr?«, und seine Erscheinung, sein Wort und seine Fahne entzündeten die Jugend Galiläas. Viele, wenn sie die Ansprachen Josefs hörten, die glühend zuversichtlichen Worte der Vernichtung gegen Edom, die aus ihm herausbrachen wie Steine und Feuer aus einem Berg, riefen, ein neuer Prophet sei auferstanden in Israel. »Marin, Marin, unser Herr, unser Herr«, schrien sie leidenschaftlich ergeben, wohin er kam, und sie küßten seine Hände und seinen Mantel.

Er ritt nach Meron in Obergaliläa. Das war eine unbedeutende Stadt, berühmt nur wegen ihrer Ölbäume, ihrer Universität und ihrer alten Gräber. Hier ruhten die Gesetzeslehrer der Vorzeit, der strenge Großdoktor Schammai und der milde Großdoktor Hillel. Die Leute von Meron galten als besonders heiß im Glauben. Man sagte, aus den Gräbern der Lehrer wachse ihnen tiefere Gottesweisheit zu. Vielleicht war es deshalb, daß Josef nach Meron ging. Er sprach in der alten Synagoge; die Leute hörten ihm still zu, Doktoren und Studenten zumeist, sie waren hier stiller als sonstwo, sie schaukelten die Körper, gespannt lauschend, und atmeten erregt. Und plötzlich, als Josef nach einem großen, angestrengten Satze schwieg, in das Schweigen hinein, gedrängt, gepreßt, raunte einer, ein blasser, ganz junger Mensch: »Dieser ist es.« — »Wer soll ich sein?« fragte zürnend Josef. Und der junge Mensch, mit hündisch ergebenen, etwas törichten Augen, immer von neuem, wiederholte: »Du bist es, ja, du bist es.« Es stellte sich heraus, daß die Leute der kleinen Stadt diesen jungen Menschen für einen Propheten Jahves hielten und daß sie, eine Woche zuvor, die Türen ihrer Häuser die Nacht über hatten offenstehen lassen, weil er geweissagt hatte, in dieser Nacht werde der Erlöser zu ihnen kommen.

Den Josef, wie er das Gerede hörte, überfröstelte es. Er zürnte laut und schrie den jungen Menschen heftig an. Auch in seinem heimlichsten Innern wies er den Gedanken, er selber könnte es sein, weit und als Lästerung von sich. Immer tiefer aber erfüllte ihn der Glaube an die Göttlichkeit seiner Sendung. Die ihn selber den Erretter nannten, waren Kinder und Narren. Wohl aber war er berufen, das Reich des Erlösers vorzubereiten.

Die Leute von Meron ließen sich nicht davon abbringen, daß sie den Messias gesehen hätten. Sie ließen die Hufspuren des Pferdes Pfeil mit Kupfer ausgießen, und diese Stätte galt ihnen heiliger als die Gräber der Gesetzeslehrer. Josef zürnte, lachte und schalt über die Narren. Aber er spürte sich selber immer enger verbunden mit dem, der da kommen sollte, und immer sehnsüchtiger, lüstern geradezu, wartete er darauf, ihn mit leiblichen Augen zu sehen.

Als die Kommission aus Jerusalem eintraf, die ihm das Absetzungsdekret überbrachte, erklärte er lächelnd, es müsse da ein Irrtum sein, und bis er sichern Bescheid aus Jerusalem habe, müsse er, um das Land vor Unruhen zu bewahren, die Herren in Schutzhaft nehmen. Die Jerusalemer fragten ihn, wer ihm Vollmacht gegeben habe, den Krieg mit Rom zu verkünden. Er erwiderte, sein Auftrag stamme von Gott. Die Jerusalemer zitierten das Gesetz: »Wer ein Wort sich erdreistet zu reden in meinem Namen, und ich habe ihm nicht geboten zu reden, selbiger soll sterben.« Immer lächelnd, voll liebenswürdigen Übermuts, zuckte Josef die Achseln, man müsse abwarten, wer im Namen des Herrn rede und wer nicht. Er strahlte, er war seiner selbst und seines Gottes sicher.

Er vereinigte seine Miliz mit den Mannschaften des Johann von Gischala und marschierte vor Tiberias. Justus übergab ihm die Stadt ohne Verteidigung. Wiederum saßen sie sich gegenüber; aber diesmal war an Stelle des alten Jannai der kraftvolle, gutmütig-schlaue Johann von Gischala. »Gehen Sie ruhig zu Ihrem König Agrippa«, sagte er zu Justus, »Sie sind ein gescheiter Herr, für einen Freiheitskrieg sind Sie zu gescheit. Da muß man den Glauben haben und das Ohr für den innern Ruf.« — »Sie können alles mitnehmen, Doktor Justus«, sagte freundlich Josef, »was dem König an Geld und Geldeswert gehört. Nur die Regierungsakten bitte ich hierzulassen. Sie können unbehindert gehen.« — »Ich habe nichts gegen Sie, Herr Johann«, sagte Justus. »Ihnen glaube ich den innern Ruf. Aber Ihre Sache ist verloren, ganz abgesehen von allen Vernunftgründen, schon weil dieser Mann Ihr Führer ist.« Er schaute Josef nicht an, aber seine Stimme war voll Verachtung. »Unser Doktor Josef«, sagte lächelnd Johann von Gischala, »scheint nicht nach Ihrem Geschmack. Aber er ist ein glänzender Organisator, ein herrlicher Redner, der geborene Führer.« — »Ihr Doktor Josef ist ein Lump«, sagte Justus von Tiberias. Josef erwiderte nichts. Der geschlagene Mann war erbittert und ungerecht, es lohnte nicht, mit ihm zu rechten, ihn zu widerlegen.

Josef wandelte hoch und glücklich durch diesen galiläischen Winter. Jerusalem wagte nicht, mit Gewalt gegen ihn vorzuge hen; ja, man ließ es stillschweigend zu, daß er sich nach einigen Wochen wieder als Kommissar der Zentralregierung bezeichnete. Mühelos hielt er seine Grenzen gegen die Römer, dehnte sie aus in ihr Gebiet hinein, nahm auch aus dem Bereich des Königs Agrippa das Westufer des Sees Genezareth und besetzte und befestigte seine Städte. Er organisierte den Krieg. Aus der heiligen Luft des Landes wehten ihm überraschende, große Einfälle zu.

Rom schwieg, es kam keine Nachricht aus Rom. Der Oberst Paulin hatte jeden Verkehr mit seinen Jerusalemer Freunden abgebrochen. Dieser erste Sieg war sehr leicht gefallen. Die Römer beschränkten sich auf Samaria und die Küstenstädte, wo sie, gestützt auf die griechische Majorität der Bevölkerung, im sichern Besitz der Macht waren. Auch die Truppen des Königs Agrippa wichen jedem Geplänkel aus. Stille war im Land.

Wer immer beweglichen Besitz hatte, suchte, sofern er nicht im Herzen den »Rächern Israels« anhing, sich mit seiner Habe in den Schutz römischen Gebiets zu bringen. Bei einer solchen Flucht wurde die Frau eines gewissen Ptolemäus, eines Intendanten des Königs Agrippa, von den Leuten des Josef aufgegriffen. Es geschah dies in der Nähe des Dorfes Dabarita. Die Dame hatte viel Gepäck bei sich, wertvolle Dinge, offenbar auch aus dem Besitz des Königs, gute Beute, und die sie gemacht hatten, freuten sich auf ihren Anteil. Sie wurden schwer enttäuscht. Josef ließ die Sachen auf römisches Gebiet schaffen, mit einem höflichen Brief, zu treuen Händen des Obersts Paulin.

Es war nicht das erstemal, daß er so verfuhr, und seine Leute murrten. Sie beschwerten sich bei Johann von Gischala. Es kam zu einer erbitterten Unterredung zwischen Johann, Sapita und Josef. Josef wies darauf hin, daß oftmals in früheren Kriegen Römer und Griechen solche Beweise von Ritterlichkeit gegeben hätten. Allein Johann raste. Seine grauen Augen funkelten bösartig, blutunterlaufen, sein Knebelbart stieß wild vor, der ganze Mann war ein Berg, der in Bewegung geraten ist. Er schrie: »Sind Sie verrückt, Herr? Glauben Sie, wir machen hier Olympische Spiele? Sie wagen es, einem Mann mit Ihrem Gesäusel von Ritterlichkeit zu kommen, wenn es gegen die Römer geht? Das ist hier ein Krieg, Herr, keine sportliche Veranstaltung. Hier geht es nicht um einen Eichenkranz. Hier sind sechs Millionen Menschen, die diese von den Römern verpestete Luft nicht mehr atmen können, die daran ersticken. Verstehen Sie, Herr?« Josef kam nicht auf gegen die wüste Erbitterung des Mannes, er war erstaunt, fühlte sich zu Unrecht gekränkt. Er schaute auf Sapita. Allein der stand finster daneben, er sagte nichts, aber es war klar: Johann sprach nur aus, was er selber spürte.

Im übrigen waren die drei Männer zu vernünftig, um ihre Aufgabe durch ihren Zwist zu gefährden. Sie nützten den Winter, um die Verteidigung Galiläas nach Kräften auszubauen.

Es blieb still im Land, aber die Stille begann drückend zu werden. Josef hielt sein Glück und seine Sicherheit fest. Allein manchmal durch diese frohe Sicherheit hindurch hörte er die haßvollen Worte des Justus. Immer öfter, trotzdem er seine Tage bis an den Rand mit Arbeit füllte, durch die Sätze seiner Beamten und Offiziere, durch das Gebraus seiner Volksversammlungen hörte er es klar, leise, bitter: Ihr Doktor Josef ist ein Lump, und er verwahrte die Worte in seinem Herzen, ihren Tonfall, ihre Verachtung, ihre Resignation, ihr mühsames Aramäisch.

In der Mitte der Welt lag das Land Israel, Jerusalem lag in der Mitte des Landes, der Tempel in der Mitte von Jerusalem, das Allerheiligste in der Mitte des Tempels, der Nabel der Erde. Bis zu König Davids Zeit war Jahve gewandert, im Zelt und in einer provisorischen Hütte. König David beschloß, ihm ein Haus zu bauen. Er kaufte die Tenne Arawna, den urheiligen Berg Zion. Aber er durfte nur die Fundamente legen; den Tempel selbst zu bauen blieb ihm versagt, weil er in seinen vielen Schlachten viel Blut vergossen hatte. Erst sein Sohn Salomo wurde gewürdigt, das heilige Werk auszuführen. Sieben Jahre baute er. Keiner der Arbeiter starb während dieser Zeit, keiner erkrankte auch nur, kein Werkzeug wurde beschädigt. Da Eisen zu dem heiligen Bau nicht verwendet werden durfte, sandte Gott dem König einen wunderbaren Steinwurm, Schamir genannt, der die Steine spaltete. Oft auch legten sie sich von selbst an ihren Platz, ohne menschliches Zutun. Wild und heilig prangte der Opferaltar, neben ihm das Waschbecken für die Priester, das Eherne Meer, ruhend auf zwölf Stieren. In der Vorhalle ragten zwei seltsame Bäume aus Bronze gegen den Himmel, Jachin und Boas genannt. Das Innere war mit Zedernholz vertäfelt, der Boden mit Zypressenbohlen ausgelegt, Mauerwerk und Stein vollständig verdeckt. Fünf goldene Leuchter standen an jeder Wand, dazu die Schaubrottische. Im Allerheiligsten aber, alle Augen durch einen Vorhang verhüllt, standen riesige Flügelmenschen, Cherube, geschnitzt aus dem Holz des wilden Ölbaums, grausig starrten ihre Vogelköpfe. Mit den ungeheuren, goldbedeckten Flügeln überspannten sie schützend die Lade Jahves, die die Juden durch die Wüste begleitet hatte. Mehr als vierhundert Jahre stand dieses Haus, bis König Nebukadnezar es zerstörte und die heiligen Geräte nach Babel verschleppte.

Zurückgekehrt aus der Gefangenschaft Babels, bauten die Juden einen neuen Tempel. Aber er blieb kümmerlich, verglich man ihn mit dem ersten. Bis ein großer König aufstand, Herodes mit Namen, und im achtzehnten Jahr seiner Regierung den Tempel zu erneuern begann. Mit Tausenden von Arbeitern verbreiterte er den Hügel, auf dem der Bau stand, untermauerte ihn mit einer dreifachen Terrasse, verwandte so viel Kunst und Arbeit an das Werk, daß sein Tempel unbestritten als der schönste Bau Asiens, vielen als der schönste Bau der Welt galt. Die Welt ist ein Augapfel, sagten sie in Jerusalem, das Weiße darin ist das Meer, die Erde ist die Iris, Jerusalem die Pupille: das Bild aber, das in der Pupille erscheint, ist der Tempel.

Nicht der Pinsel des Malers noch der Meißel des Bildhauers schmückte ihn; nur der Harmonie seiner großen Maße, der Erlesenheit des Materials dankte er seine Wirkung. Mächtige Doppelhallen umgaben ihn von allen Seiten, sie boten Schutz vor dem Regen und Schatten vor der Sonne, in ihnen erging sich das Volk. Die schönste dieser Hallen war die Quadernhalle, wo der Große Rat tagte. Auch eine Synagoge war da, viele Läden, Verkaufsräume für die Opfertiere, für. heilige und unheilige Parfüms, ein großer Schlachthof, ferner die Banken der Geldwechsler.

Ein Steingitter trennte diese profanen Räume von den heiligen. Griechische und lateinische Inschriften drohten unübersehbar, bei Todesstrafe dürfe kein Nichtjude weitergehen. Immer enger wurde der Kreis derer, die vordringen durften. Kranken waren die heiligen Höfe verboten, auch Krüppeln, auch solchen, die in der Nähe von Leichen geweilt hatten. Den Frauen war ein einziger, großer Raum erlaubt; auch ihn durften sie in der Zeit der Menstruation nicht betreten. Die inneren Höfe waren den Priestern vorbehalten, auch unter ihnen nur den fehllos Gewachsenen.

Weiß und golden hing der Tempel auf seinen Terrassen über der Stadt; aus der Ferne erschien er wie ein schneebedeckter Hügel. Seine Dächer starrten von scharfen, goldenen Spießen, damit er nicht von Vögeln verunreinigt werde. Die Höfe und Hallen waren mit Mosaik kunstvoll ausgelegt. Terrassen, Tore, Säulen überall, marmorn die meisten, viele überkleidet mit Gold und Silber oder mit dem edelsten Metall, korinthischem Erz, jener einmaligen Legierung, die bei dem Brand von Korinth aus dem Zusammenschmelzen kostbarer Metalle entstanden war. Über dem Tor, das zum Heiligen Raum führte, hatte Herodes das Emblem Israels anbringen lassen, die Weinrebe. Üppig strotzte sie, ganz aus Gold, ihre Trauben waren mannsgroß.

Kunstwerke von Weltruf schmückten das Innere des Tempelhauses. Da war der Leuchter mit den sieben Armen, seine Lampen bedeuteten die sieben Planeten: Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Da war der Tisch mit den zwölf Schaubroten, sie bedeuteten den Tierkreis und das Jahr. Da war das Gefäß mit den dreizehn verschiedenen Arten Räucherwerk, aus dem Meer, der unbewohnten Wüste, der bewohnten Erde, anzeigend, daß alles von Gott komme und für Gott da sei.

Tief im Innern, an geschütztester Stelle, unterirdisch, lagen die Tresore des Tempels, die den Staatsschatz verwahrten, einen ansehnlichen Teil des Goldes und der Kostbarkeiten der Erde. Auch der Ornat des Erzpriesters wurde hier verwahrt, die heilige Brustbinde, die Tempeljuwelen, der goldene Reif, der den Namen Jahve trug. Es war um diesen Ornat ein lang dauernder Streit zwischen Rom und Jerusalem gewesen, ehe ihn der Tempelschatz endgültig verwahren durfte, und es war viel Blut in diesem Streit vergossen worden.

Im Herzen des Tempelhauses, wiederum durch einen Purpurvorhang abgeschlossen, war das Allerheiligste. Es war leer und dunkel, nur ein roher Stein ragte aus dem nackten Boden, das Felsstück Schetijah. Hier, behaupteten die Juden, wohnte Jahve. Niemand durfte den Raum betreten. Nur einmal im Jahr, am Tage, da Jahve sich mit seinem Volke aussöhnte, ging der Erzpriester in dieses Allerheiligste. Alle Juden des Erdkreises fasteten an diesem Tag, die Hallen und Höfe des Tempels waren gestopft mit Menschen. Sie warteten darauf, daß der Erzpriester Jahve bei seinem Namen anrufe. Denn Jahves Name durfte nicht genannt werden, schon der Versuch war todeswürdig. Nur an diesem einen Tag rief der Erzpriester den Gott bei seinem Namen. Nicht viele konnten den Namen hören, wenn er aus dem Munde des Priesters kam, aber alle glaubten ihn zu hören, und hunderttausend Knie krachten auf die Fliesen des Tempels.

Es war Geheimnis und Gerede in der Welt, was wohl hinter dem Vorhang des Allerheiligsten verehrt werde. Die Juden erklärten, Jahve sei unsichtbar, also sei auch kein Bild von ihm da. Aber die Welt wollte nicht glauben, daß der Raum einfach leer sei. Einem Gott opfere man, ein Gott war da, sichtbarlich in seinem Bild. Bestimmt war auch dieser Gott Jahve da, und die eigensüchtigen Juden verheimlichten ihn nur, auf daß man ihn ihnen nicht abspenstig mache und für andere gewinne. Feinde der Juden, vor allem die spottsüchtigen, aufgeklärten Griechen, erklärten, in Wahrheit sei es ein Eselskopf, der im Allerheiligsten verehrt werde. Aber der Spott wirkte nicht. Die hellen, klugen Römer wie die finstern, unwissenden Barbaren, alle wurden still und nachdenklich, wenn man vom Gott der Juden sprach, es blieb Geheimnis und Furcht der Welt um das unheimliche Unsichtbare im Allerheiligsten.

Den Juden des ganzen Erdkreises galt ihr Tempel als wahre Heimat, als unversiegliche Quelle ihrer Kraft. Ob am Ebro oder am Indus, ob am Britannischen Meer oder am Oberlauf des Nil, immer wenn sie beteten, wandten sie ihr Gesicht gegen Jerusalem, wo der Tempel stand. Alle zinsten sie dem Tempel freudigen Herzens, alle wallfahrteten sie zu ihm, oder es lag fest in ihrem Plan, einmal am Osterfest ihr Lamm in den Tempel zu bringen. War ihnen ein Unternehmen geglückt, dann dankten sie es dem Unsichtbaren im Tempel, waren sie schwach und in Not, dann wollten sie Hilfe von ihm. Nur im Bereich des Tempels war die Erde rein, und hierher schickten, die im Ausland wohnten, ihre Leichen, auf daß sie im Tode wenigstens zurückfänden. So verstreut sie waren, hier hatten sie *eine* Heimat.

Der Kaiser war, als der Bericht über die Erstürmung des Palastes von Tiberias in Rom eintraf, auf einer Kunstreise in Griechenland. Er hatte für die Dauer seiner Abwesenheit seinen Hausminister Claudius Hel mit der Führung der Regierungsgeschäfte beauftragt. Der berief sogleich einen Kabinettsrat ein. Da saßen sie zusammen, die siebenunddreißig Herren, die die maßgebenden Hofämter bekleideten. Die Nachricht, daß die Empörung in Judäa von neuem losgebrochen sei, erregte sie tief. Zehn Jahre früher wäre diese Depesche eine unwichtige Meldung aus einer unwichtigen Provinz gewesen. Jetzt traf sie die Regierung an ihrer empfindlichsten Stelle, gefährdete ihr wichtigstes Projekt, den neuen Alexanderzug.

Sie, diese siebenunddreißig Herren, waren es, die das gewaltige Projekt auf eine solide Basis gestellt hatten. Sie hatten Stützpunkte in Südarabien für den Seeweg nach Indien geschaffen, die finanziellen Mittel für den Feldzug nach Äthiopien und einen noch kühneren nach dem Kaspischen Tor beschafft. Schon waren gemäß dem Kriegsplan der Marschälle Corbulo und Tiberius Alexander die Truppen in Marsch gesetzt. Die Zweiundzwanzigste Legion sowie alles, was an Truppen in Deutschland, England, Dalmatien entbehrt werden konnte, war auf dem Weg nach dem Osten, die Fünfzehnte Legion auf dem Weg nach Ägypten. Und nun wurde der ganze großartige Plan umgeworfen durch diese immer wieder aufflackernde Rebellion gerade mitten im Auf marschgebiet. Ach, man hätte gern den Versicherungen der Lokalbehörden geglaubt, die Provinz werde sich bald von selber beruhigen. Aber jetzt zeigte sich ja, daß es so nicht ging, daß man an die Niederwerfung des Aufstands sehr viele Menschen und sehr viel kostbare Zeit wird wenden müssen.

Die Mehrzahl der Minister waren Nichtrömer, leidenschaftliche Griechen; ihr Herz hing daran, daß ihr Griechenland, ihr Orient zur Basis des Reichs werde. Sie schäumten vor Wut, diese Räte und Feldherren des Neuen Alexander, daß jetzt ihr herrlicher Feldzug durch diese Läpperei übel verzögert oder gar für immer vereitelt werden sollte.

Äußerlich aber blieben sie still und feierlich. Manche von ihnen, die meisten, waren Söhne und Enkel von Leibeigenen, gerade deshalb zeigten sie, nun sie an der Macht waren, die eisige Würde altrömischer Senatoren.

Claudius Hel erläutert die Unglücksnachricht aus Judäa, ihre Bedeutung für die großen Orientprojekte. Claudius Hel selber ist als Leibeigener geboren. Er ist fehllos gewachsen, finster und herrlich anzuschauen, das Gesicht ebenmäßig, voll Energie. Er trägt den Siegelring des Kaisers. Jeder andere in seiner Lage hätte den Kaiser nach Griechenland begleitet, es ist gefährlich, ihn so lange fremden Einflüssen preiszugeben. Claudius Hel hat es vorgezogen, in Rom zu bleiben. Fast sicher wird irgendeine Maßregel, die er trifft, dem Kaiser mißfallen. Wahrscheinlich wird Claudius Hel jung sterben, Goldplättchen einatmend oder mit geöffneten Adern. Aber das ist kein zu teurer Preis, wenn man die Welt beherrschte.

Er spricht ruhig, knapp, ohne Beschönigung. Man hat den Aufruhr viel zu leicht genommen, jetzt müsse man ihn um so schwerer nehmen. »Alle haben wir uns geirrt«, gibt er unumwunden zu. »Mit einer einzigen Ausnahme. Ich bitte diesen Mann, der sich nicht geirrt hat, um seine Meinung.«

Die Herren, wiewohl sie den dürren, geiernäsigen Philipp Talaß nicht leiden mochten, schauten mit Achtung auf den Chef der Orientabteilung. Er hatte von Anfang an gewarnt, man solle sich nicht einlullen lassen von dem listigen, fadsüßen Versöhnlichkeitsgerede Jerusalems. Er war ein wenig lächerlich gewesen mit seiner ewigen Angst vor den Juden, seinem grei senhaften Haß. Jetzt erwies es sich, das Aug des Hasses hatte besser gesehen als der tolerante Skeptizismus der andern.

Der Minister Philipp Talaß zeigte nichts von seiner Genugtuung. Klein, krumm, unscheinbar saß er wie immer. Aber innerlich war er geschwellt von einem großen Glück; ihm war, als sei sogar die Narbe aus seiner Leibeigenenzeit nicht mehr so sichtbar. Jetzt, nach dieser von freundlichen Göttern beschiedenen Plünderung des Palastes von Tiberias, nach diesem neuen, maßlos dreisten Bruch aller Versprechungen, war die Zeit reif für die große Abrechnung. Man konnte es nicht mehr bewenden lassen bei einem gelinden Strafgericht, Hinrichtung von einigen tausend Meuterern, ein paar Millionen Buße oder so. Das mußten jetzt auch die andern einsehen. Der Minister Philipp Talaß sagte: »Jerusalem muß zerstört werden.«

Er erhob nicht die Stimme, sie zitterte ihm auch nicht. Aber dies war die größte Minute seines Lebens, und wann immer er in die Grube muß, jetzt kann er zufrieden sterben. In seinem Innern jubilierte es: Nablion, und trotz dem Dolmetsch Zachäus: Nablion. Er träumte davon, wie die Regimenter herfallen werden über das freche Jerusalem, wie sie die Einwohner an ihren Bärten zerren und totschlagen, wie sie die Häuser verbrennen, die Mauern schleifen, den eitel sich spreizenden Tempel dem Erdboden gleichmachen. Aber nichts von alledem war in seiner Stimme, als er selbstverständlich, fast ein wenig mürrisch, konstatierte: »Jerusalem muß zerstört werden.«

Ein Schweigen war, und durch das Schweigen ein Seufzer. Claudius Hel wandte sein schönes, dunkles Gesicht dem Regin zu und fragte, ob der Direktor der kaiserlichen Perlfischereien etwas zu bemerken habe. Claudius Regin hatte nichts zu bemerken. Diese Galiläer hatten sich zu dumm aufgeführt. Jetzt blieb wirklich nichts mehr übrig, als die Armee einzusetzen.

Claudius Hel faßte zusammen. Er werde also, das Einver- ständnis der Herren vorausgesetzt, den Kaiser ersuchen, möglichst rasch den Feldzug gegen Judäa zu eröffnen. Bisher hat man die Kuriere nach Griechenland stets mit dem glückkündenden Lorbeerkranz an der Lanze ausstatten können; diesmal, um der Majestät darzutun, wie ernst man in

Rom die Lage nehme, wird er dem Kurier die unheilkündende Feder an der Lanze mitgeben.

Der Senat, auf Betreiben des Claudius Hel, ließ den JanusTempel eröffnen zum Zeichen, daß Krieg sei im Reich. Der amtierende Senator Marull sprach dem Claudius Hel nicht ohne Ironie sein Bedauern aus, daß er die Zeremonie nicht aus einem glänzenderen Anlaß vornehmen könne. Ein Jahr hatte die Welt Frieden gehabt. Die Stadt Rom war überrascht, als jetzt die schweren Türflügel des Janus-Tempels auseinanderknarrten und das Bild des zweigesichtigen Gottes erschien, des Zweifelgottes, man kennt den Anfang, aber niemand kennt das Ende. Viele überschauerte Unbehagen, als sie erfuhren, daß nun der sehr gute, sehr große Jupiter ihres Capitols Krieg begonnen habe gegen den unheimlichen, gestaltlosen Gott im Osten.

In den Vierteln der Kleinbürger gönnte man es den Juden, daß der Kaiser endlich einmal forsch gegen sie vorging. Überall nisteten sie sich ein, schon war das ganze Geschäftsviertel von ihnen durchsetzt, man freute sich, dem Haß gegen die Konkurrenz patriotisch Luft zu machen. In den Kneipen erzählte man sich die alten, verbürgten Geschichten, die Juden verehrten einen Eselskopf in ihrem Allerheiligsten, an ihrem Passahfest opferten sie diesem heiligen Esel griechische Kinder. Man bekritzelte die Synagogen mit unflätigen, drohenden Inschriften. Im Florabad verprügelte man die Beschnittenen, warf sie hinaus. In einer Garküche der Straße Subura verlangte man von einigen Juden, sie sollten Schweinefleisch essen, riß den Widerstrebenden den Mund auf, stopfte ihnen den greulichen, verbotenen Fraß hinein. In der Nähe des Drei-Straßen-Tors stürmte man ein Lager koscherer Fischsaucen, zerbrach die Flaschen, beschmierte den Juden Haar und Bart mit ihrem Inhalt. Übrigens machte die Polizei dem Unfug bald ein Ende.

Die Herren des Senats, der Diplomatie, der Hochfinanz hatten es wichtig. Zahllose neue Stellen mußten geschaffen und besetzt werden, der Geruch von Beute war in der Luft. Die alten, ausgedienten Generäle belebten sich. Schlichen umeinander herum, belauerten sich, Glanz in den Augen. Das Forum hallte von angeregtem Gelächter, in den Kolonnaden der Livia, des Marsfelds, in den Bädern war Betrieb. Jeder hatte seine Kandidaten, seine Sonderinteressen; selbst die Äbtissin der Vestalinnen ließ sich täglich auf den Palatin tragen, um bei den Ministern ihre Wünsche anzubringen.

Der Preis des Goldes, der kostbaren Gewebe, der Preis der Leibeigenen auf den Börsen von Delos und Rom fiel, denn man wird in Judäa dergleichen in Masse erbeuten. Der Preis des Getreides zog an, die operierenden Truppen werden viel Nachschub an Proviant benötigen. In den Reedereien war Geschäft, fieberhaft arbeitete man auf den Werften von Ravenna, Puteoli, Ostia. In den Häusern der Herren Claudius Regin und Junius Thrax, im Palais des Senators Marull jagten sich die Kuriere. Diese Herren sahen den Krieg in Judäa mit aufrichtiger Betrübnis. Aber da nun einmal Geschäfte zu machen waren, warum sollten andere den Profit einstreichen?

Unter den Juden herrschte Verwirrung und Trauer. Man hatte genaue Nachrichten aus Jerusalem, wußte um die Rolle Josefs. War es denkbar, daß dieser Mann, der mit ihnen gelebt hatte, der sich angezogen hatte wie sie, gesprochen wie sie, der wußte, was Rom ist, war es denkbar, daß dieser Doktor Josef Ben Matthias sich an die Spitze eines so aussichtslosen Abenteuers sollte gestellt haben? Claudius Regin ärgerte sich am bittersten über die Herren vom Großen Rat. Wie konnten sie diesen kleinen Essayisten nach Galiläa schicken? Solche Leute läßt man sich in der Literatur austoben, aber nicht in der großen Politik. Mehrere prominente Juden in Rom beeilten sich, der Regierung ihren Abscheu über die Haltung dieser fanatischen Verbrecher in Galiläa auszudrücken. Die Regierung gab den sich abzappelnden Herren beruhigende Versicherungen. Die fünf Millionen Juden außerhalb Judäas, die zerstreut über das Reich wohnten, waren loyale Untertanen, zahlten ihre fetten Steuern. Die Regierung dachte gar nicht daran, sie zu behelligen.

Schwer trafen die Berichte aus Galiläa den Schauspieler Demetrius Liban. Er war betrübt und gehoben zugleich. Er lud ein paar vertraute jüdische Freunde ein und rezitierte hinter sorgfältig versperrten Türen mehrere Kapitel aus dem Makkabäerbuch. Er hatte immer gewußt, welch großes, inneres Feuer in dem jungen Doktor Josef brannte. Aber niemand auch wußte besser als er, wie töricht und aussichtslos ein Kampf gegen Rom war. Übrigens war vorläufig in Rom er der einzige, der ernstlich unter den Unruhen in Judäa zu leiden hatte. Denn von neuem jetzt erklang durch die Straßen Roms das Hetzwort vom Juden Apella. Schon drang man in ihn, er solle endlich auch öffentlich diese Rolle spielen. Im Fall einer Weigerung wird man ihn ebenso leidenschaftlich beschimpfen, wie man ihn bisher akklamierte.

Die große Masse der römischen Juden war erschüttert, verstört, verzweifelt. Sie lasen in den Büchern der Propheten: »Ich höre ein Geschrei von einer, die gebiert, ein Gezeter von einer, die in Wehen liegt. Es ist die Tochter Zion, sie schreit und klagt und windet die Hände: Wehe mir, ich muß vergehen vor den Würgern.« Sie lasen, und ihr Herz war voll Angst. Die Häuser schlossen sich, Fasten wurde angesetzt, in allen Synagogen beteten sie. Niemand von den Römern störte den Dienst.

Einige wenige gab es unter den Juden Roms, die sahen in der Erhebung Judäas das Heil, die Erfüllung der alten Weissagungen vom Erlöser. Zu ihnen gehörte das Mädchen Irene, die Frau des Doktor Licin. Sie hörte stumm mit an, wenn ihr Mann seinen Abscheu äußerte vor diesen verrückten Verbrechern, aber im Innern jubelte sie. Sie hatte sich nicht an ein unwürdiges Gefühl weggeworfen, sie hatte immer gewußt: Josef war ein Großer in Israel, einer aus der Schar der Propheten, ein Soldat Jahves.

Den Kaiser erreichte der Kurier mit der unheilverkündenden Feder an der Lanze in der Hauptstadt der Provinz Griechenland, in dem heitern, jetzt von Festen hallenden Korinth.

Der junge Weltherrscher hatte sich nie in seinem Leben so glücklich gefühlt. Griechenland, dies kultivierteste Land der Welt, jubelte ihm zu, ehrlich begeistert von seiner Kunst, seiner Liebenswürdigkeit, seiner Leutseligkeit. Und zu wissen, daß diese ganze griechische Reise nur die Einleitung eines viel größeren Unternehmens ist. Jetzt wird er die andere Hälfte der Welt, die edlere, weisere, seiner Hälfte zufügen. Das Werk des größten Mannes vollenden, der je gelebt hat. Beide Hälften der Welt reich machen und glücklich im Zeichen seines kaiserlichen Namens.

Heute hat er die griechische Reise mit einem großen Unternehmen gekrönt. Hat mit goldenem Spaten den ersten Stich getan, den Isthmus von Korinth zu durchstechen. Morgen wird er die Erbauung dieses Kanals durch ein Festspiel feiern. Er selber hat die Schlußverse geschrieben, in denen der Gott mächtig herschreitet und dem Adler befiehlt, die Flügel zu breiten zu dem großen Flug.

An diesem Tag, unmittelbar nachdem der Kaiser von der Grundlegung des Kanals in das Palais von Korinth zurückgekehrt war, traf der Kurier ein mit den judäischen Nachrichten. Der Kaiser überlas den Bericht, warf das Schriftstück auf den Tisch, so daß es das Manuskript des Festspiels halb überdeckte. Sein Blick fiel auf die Verse: »Der den Ozean kreisen läßt / Und die Sonne wendet nach seinem Willen.«

Er stand auf, die Unterlippe vorgeschoben. Es ist der Neid der Götter. Sie gönnen ihm nicht den Alexanderzug. »Der den Ozean kreisen läßt / Und die Sonne wendet nach seinem Willen.« Die ganzen Schlußverse haben nur Sinn als Prolog zum Alexanderzug. Jetzt haben sie keinen Sinn.

Gessius Flor, der Gouverneur von Judäa, hat sich’s leicht gemacht. Er ist gefallen. Den Cestius Gall wird er natürlich in Ungnaden abberufen. Für dieses freche Judäa taugt kein solcher Schlappschwanz.

Der Kaiser überlegt. Wen schickt er nach Judäa? Jerusalem ist die stärkste Festung des gesamten Orients, das Volk dort, er weiß es von Poppäa, ist fanatisch, starrsinnig. Der Krieg muß scharf geführt werden. Er darf nicht lange dauern. Länger als um ein Jahr läßt er sich den Alexanderzug unter keinen Umständen hinausschieben. Er braucht für Judäa einen Mann, hart und klar. Und ohne Phantasie. Der Mann muß so sein, daß er die ihm anvertraute Macht nur gegen Jerusalem kehrt, nicht am Ende gegen den Kaiser.

Wo findet er einen solchen Mann? Man nennt ihm Namen. Sehr wenige. Prüft man sie schärfer, werden es noch weniger. Zuletzt bleibt ein einziger: Mucian. Der Kaiser zwickt mißmutig die Augen zusammen. Auch der Senator Mucian ist nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Der Kaiser erinnert sich gut. Ein kleiner Herr, ausgemergelt von vielen Vergnügungen, scharffaltiges Gesicht, sehr gepflegt. Da er leicht hinkt, trägt er einen Stock; gewöhnlich aber hält er ihn mit der einen Hand hinterm Rücken, was dem Kaiser auf die Nerven geht. Auch sein ständiges Gesichtszucken kann der Kaiser nicht vertragen. Gewiß, Mucian hat einen hellen, scharfen Verstand, er wird mit der aufrührerischen Provinz rasch fertig werden. Aber der hemmungslos ehrgeizige Mann, schon einmal gestürzt und wieder hochgekommen, jetzt an der Schwelle des Alters, kann sich, gibt man ihm Macht, leicht verführen lassen, gefährliche Experimente anzustellen.

Der Kaiser seufzt unbehaglich, setzt sich wieder vor das Manuskript des Festspiels. Streicht mißmutig darin herum. Der die Sonne wendet. Gerade die besten Verse müssen fallen. Er kann es jetzt nicht mehr darauf ankommen lassen, den Schluß einem Schauspieler anzuvertrauen, er muß selber den Gott spielen. Nein, er darf diesem Mucian nicht zuviel Macht geben, man soll niemand versuchen. Es ist spät in der Nacht geworden. Er findet die Konzentration nicht, um die Bruchstellen zurechtzulöten, die durch die Streichungen in den Schlußversen des Gottes entstanden sind. Er schiebt das Manuskript zur Seite. Im Schlafrock schlurft er hinüber ins Zimmer seiner Freundin Calvia. Verdrießlich, das gedunsene Gesicht schweißüberdeckt, leicht seufzend, hockt er an ihrem Bett. Wägt nochmals das Für und Wider. Das und jenes spricht für Mucian. Also schick ihn, sagt Calvia. Das und jenes spricht gegen Mucian. Also schick ihn nicht. Vielleicht findet man doch noch einen andern. Der Kaiser will nicht länger darüber nachdenken. Er hat die Argumente zur Genüge gewälzt; jetzt bleibt es Sache der Erleuchtung, des Glückes, seines Glückes. Er wird sich jetzt nur mehr mit dem Festspiel beschäftigen. Morgen, nach dem Festspiel, wird er sich entscheiden.

In Rom warten sie gespannt auf die Entscheidung.

Sie fiel schon, bevor das Festspiel zu Ende war. In seiner Garderobe, während der Kaiser in der schweren Maske und in den hohen Schuhen des Gottes dasaß und auf seinen Auftritt wartete, kam ihm die Erleuchtung. Ja, er wird den Mucian ernennen: aber er wird ihn nicht allein ernennen, er wird ihm einen zweiten Mann beigeben, damit der ihn kontrolliere. Er weiß auch schon, wen. Da treibt sich die ganze Zeit ein alter General in seiner Umgebung herum, der immer nur an die höchsten Ämter hingerochen hat, um dann, kaum oben, sogleich wieder herunterzupurzeln; es hängt wegen seines ständigen Pechs schon ein leiser Geruch von Komik um ihn. Vespasian heißt er. Er sieht mehr einem Geschäftsmann vom Lande gleich als einem General; aber er hat sich im englischen Feldzug bewährt und gilt als ausgezeichneter Militär.

Der Bursche hat dem Kaiser allerdings Ärgernis gegeben. Immer schon hat er nur mühsam versteckt, wie schwer ihm bei den Rezitationen des Kaisers das Zuhören fiel, und unlängst, vor drei Tagen, ist er einfach eingeschlafen; ja, während der Kaiser die schönen Verse der Danae von den windgeschaukelten Blättern sprach, hat er unmißverständlich geschnarcht. Der Kaiser hat erst daran gedacht, ihn zu bestrafen, aber eigentlich hat er mehr Mitleid mit dem Wicht, dem die Götter die Organe für das Höhere versagt haben. Er hat bis jetzt nichts gegen ihn unternommen. Nur nicht mehr vorgelassen hat man den Burschen. Heute und gestern hat der Kaiser ihn an seinem Weg stehen sehen, fern, bedrückt und beflissen. Ja, das ist sein Mann. Der wird schwerlich auf allzu dreiste Gedanken kommen. Den schickt er nach Judäa. Erstens hat er dann die Fratze des Kerls auf lange Zeit aus den Augen, und zweitens ist dieser pfiffig vierschrötige Mensch gerade der richtige, um dem eleganten Mucian scharf auf die Finger zu sehen. Er wird die Vollmachten teilen, den Mucian zum Generalgouverneur von Syrien, den Vespasian zum Feldmarschall in Judäa ernennen. Der eine wird keine militärischen, der andere keine politischen Befugnisse haben, und sie werden jeder der Spion des andern sein.

Der Kaiser, trotz der schweren, heißen Maske des Gottes, lächelt. Wirklich, das ist eine ausgezeichnete Lösung, das ist die Erleuchtung. Er tritt auf die Bühne, er spricht die hallenden Verse des Gottes. Die Rolle ist kurz geworden: aber noch

nie, scheint ihm, hat er so vollendet gesprochen wie heute. Er hat seinen Beifall verdient.

Der General T. Fl. Vespasian kam von dem Festspiel zurück in das Vorstadthäuschen, das er dem Kaufmann Laches für die Dauer seines Aufenthalts in Korinth abgemietet hatte. Er legte den Mantel ab und die Galatracht, fluchte, weil der Diener das sorgsam geschonte Kleid nicht vorsichtig genug zusammenfaltete, zog einen saubern, etwas abgetragenen Hausanzug an, darunter dicke Unterwäsche; denn es war ein ziemlich kalter Vorfrühlingstag, und er war immerhin achtundfünfzig Jahre alt und spürte schon wieder seinen Rheumatismus.

Unmutig, die starken Falten der breiten Stirn vertieft, das ganze runde Bauerngesicht finster, trotz des zusammengepreßten langen Mundes laut und verdrießlich atmend, stapfte er hin und her. Die Festvorstellung war für ihn sehr unfestlich verlaufen. Eisiges Schweigen war, wohin er sich wandte, kaum daß man seine Grüße erwidert hatte, und der Kammerherr Gortyn, dieser geleckte Schweinehund, hatte auf seine Frage, ob er Aussicht habe, der Majestät in den nächsten Tagen seine Aufwartung machen zu dürfen, in seinem frechen Provinzgriechisch erwidert: »Fressen Sie Ihren eigenen Mist.«

Wenn er sich’s überlegte, blieb ihm wirklich nichts anderes übrig. Daß ihm diese blöde Geschichte vor drei Tagen hatte passieren müssen. Jetzt war die ganze kostspielige griechische Reise zwecklos. Dabei war die Geschichte bei der kaiserlichen Rezitation nur halb so schlimm gewesen. Eingeschlafen war er, das gab er zu. Aber geschnarcht hat er nicht, das ist eine freche Verleumdung dieses Hundesohns von Kammerherrn. Er hat nur von Natur einen so lauten Atem.

Der alte General schlug mit den Armen um sich, um warm zu werden. Wie immer, zum Kaiser vorgelassen wurde er bestimmt nie mehr, das hat er heute im Theater auch ohne Brille erlinsen können. Er durfte froh sein, wenn man ihm keinen Majestätsbeleidigungsprozeß an seinen angeblichen Schnarchhals hängte. Es war schon das beste, still auf sein italienisches Besitztum zurückzureisen.

An sich ist es ihm nicht einmal unwillkommen, daß er jetzt seine Tage in Ruhe beschließen soll. Von allein hätte er niemals seine alten Knochen zusammengerissen und wäre dem Kaiser nach Griechenland nachgefahren, um es ein letztes Mal zu versuchen. Es war nur, weil die Dame Cänis, seine Freundin, keine Ruhe gegeben hat. Nie haben sie ihm seinen guten, bäuerlichen Frieden gelassen. Immer wieder haben sie auf ihn eingehetzt, bis er hinaufgeklettert und glücklich wieder heruntergefallen war.

Begonnen hat das schon in seiner Jugend, und schuld daran war der verfluchte Bauernaberglaube seiner Mutter. Daß bei seiner Geburt eine alte, heilige Eiche des Mars einen neuen, unwahrscheinlich üppigen Wurzelschößling trieb, hatte die handfeste Dame als sicheres Glückszeichen genommen: ihr Sohn, das war vom Schicksal bestimmt, wird mehr erreichen als die Steuerpächter, Provinzbankiers und Linienoffiziere, von denen er abstammt. Er selber hatte von Kind auf Freude an ländlicher Ökonomie gehabt, er wäre am liebsten sein ganzes Leben lang auf dem Gut seiner Eltern geblieben, mit bäuerlich ausgeprägtem Finanzsinn die Produkte dieses Besitztums verwertend. Aber seine resolute Mutter hatte nicht abgelassen, bis sie auch ihm ihren unverwüstlichen Glauben an seine große Zukunft einpflanzte und ihn gegen seinen Willen in die politisch-militärische Karriere hineintrieb.

Der alte General, wenn er an alle die Fehlschläge dachte, die diese Karriere ihm gebracht hat, schnaubte heftiger, preßte die langen Lippen fester zusammen. Dreimal hintereinander war er durchgefallen. Schließlich, mit Ach und Krach, hatte er es zum Bürgermeister der Hauptstadt gebracht. Zwei Monate ging alles vortrefflich. Seine Polizei funktionierte, der Sicherheitsdienst bei den sportlichen Veranstaltungen und in den Theatern klappte ausgezeichnet, Nahrungszufuhr und Märkte waren gut geregelt, die Straßen Roms waren mustergültig gehalten. Aber ausgerechnet bei der Straßenhaltung erwischte es ihn. Den Kaiser Claudius, und zwar gerade da, als er auswärtigen Gesandten seine Hauptstadt zeigen wollte, trieb eine unselige Laune, eine der wenigen schlechtgepflegten Nebenstraßen zu nehmen, und der ganze feierliche Zug blieb im Schmutz stecken. Kurzerhand und exemplarisch ließ der Kaiser dem Bürgermeister Vespasian, den er unter sein Gefolge befohlen hatte, das Galakleid über und über mit Kot und Pferdeäpfeln beschmieren.

Der General Vespasian, wie er an jene Sache dachte, verzog das schlaue Bauerngesicht, schmunzelte. Die Affäre damals war dennoch günstig abgelaufen. Er mußte, vor allem wohl durch die Haltung seiner kotgefüllten Ärmel, einen kläglich spaßhaften Eindruck gemacht haben, und offenbar hatte sich dem Kaiser dieser jämmerlich komische Anblick als etwas Erfreuliches ins Gehirn geprägt. Jedenfalls hatte er, Vespasian, weiterhin nichts von Ungnade bemerkt, eher das Gegenteil. Für Würde hatte er nie viel übrig gehabt, und von jetzt an stellte er zielbewußt im höchsten Kollegium des Reichs, im Senat, mit unschuldiger Miene Anträge von so clownhafter Servilität, daß selbst diese abgebrühte Körperschaft nicht wußte, sollte sie lachen oder weinen. Jedenfalls hatte sie seine Anträge angenommen.

Wenn er heute, nach so vielen Jahren, nachprüfte, was er getan und was er unterlassen hatte, konnte er sich keine Inkonsequenz vorwerfen. Er hatte Domitilla geheiratet, die abgelegte Freundin des Ritters Capella, und war durch die Schiebungen und Beziehungen dieses sehr geschickten Herrn mit dem Minister Narziß ins Geschäft gekommen, dem Favoriten des Kaisers Claudius. Das war ein Mann nach seinem Herzen. Mit dem konnte man gut lateinisch reden. Er verlangte Provision, aber er ließ einen tüchtigen Mann auch verdienen. Es waren gute Zeiten gewesen, als Narziß ihn als General nach dem unruhigen England schickte. Dort waren die Feinde nicht snobistische Höflinge, die einen mit dunkeln Intrigen bekämpften, sondern sehr reale Wilde, auf die man schießen und einhauen konnte, und es waren handgreifliche Dinge, Land, Küsten, Wälder, Inseln, die es zu erobern galt und die man eroberte. Das war die Zeit gewesen, wo er der Prophezeiung der heiligen Eiche am nächsten kam. Man konzedierte ihm, als er zurückgekehrt war, einen offiziellen Triumph und auf zwei Monate das höchste Ehrenamt des Staates.

Der General hauchte sich die Finger an, um sie warm zu

bekommen, rieb sich den Handrücken. Dann natürlich, nach diesen zwei Monaten, da er sehr hoch hinaufgeklettert war, war er um so tiefer heruntergestürzt. Das war nun einmal Bestimmung. Ein neuer Kaiser, neue Minister kamen, er fiel in Ungnade. Inzwischen war auch seine Mutter gestorben, und jetzt, da ihr energischer Glaube ihn nicht mehr spornte, hatte er gehofft, bis an sein Ende in tätiger Stille weiterzuleben. Behaglich hatte er sich aufs Land gesetzt, ohne Neid auf seinen Bruder Sabin, der hoch hinaufgelangt war und seine Höhe gleichmäßig wahrte.

Da aber war die Dame Cänis in sein Leben getreten. Sie war von unten heraufgekommen, die Tochter von Leibeigenen, die Kaiserinmutter Antonia hatte das geweckte Mädchen ausbilden lassen und zu ihrer Sekretärin gemacht. Sie hatte Verständnis für das, was Vespasian vom Leben wollte, für seine Art. Wie er gab sie keinen Strohhalm für Feierlichkeit und Würde, dafür hatte sie wie er Spaß an derben Witzen und soldatisch grader Schlauheit; wie er rechnete sie rasch und nüchtern, wie er lachte sie und ärgerte sich über seinen steifen Bruder Sabin. In sie aber hatte sich auch, seufzend und beglückt mußte er das bald konstatieren, der starke Glaube seiner Mutter an seine Bestimmung gesenkt, sehr viel tiefer als in ihn selber. Sie hetzte ihn, bis er sich ächzend und fluchend nochmals aus seinem friedlichen Landleben in den lärmvollen Betrieb Roms hineinschmiß. Diesmal erraffte er sich das Gouvernement der Provinz Afrika. Ein Amt, das ihm unter den nicht spärlichen bösen Jahren seines Lebens das böseste brachte. Die reiche Provinz nämlich, die Massen nicht weniger als die snobistischen großen Herren, wollten einen repräsentativen Gouverneur haben, nicht ihn, den plumpen Bauern. Man sabotierte seine Maßnahmen. Wo er sich zeigte, kam es zu Krawallen. In der Stadt Hadrumet bewarf man ihn mit faulen Rüben. Er hätte die faulen Rüben nicht mehr übelgenommen als seinerzeit unter Kaiser Claudius die Pferdeäpfel, aber leider hatte diese Demonstration sehr spürbare praktische Folgen: er wurde abberufen. Ein harter Schlag, denn er hatte sein ganzes Vermögen in der Provinz investiert, in dunkeln Geschäften, aus denen der Gouverneur der Provinz sehr viel Geld hätte herausholen können, der Privatmann gar nichts. Da stand er mit seinem Finanztalent. Zurückgekehrt auf die Güter, die ihm und seinem Bruder gemeinsam gehörten, mußte er bei dem hochnäsigen Sabin eine riesige Hypothek aufnehmen, um die drückendsten Verpflichtungen loszuwerden. In jenem ganzen Jahr hatte der lustige Mann ein einziges Mal Anlaß zum Lachen. Die Provinz Afrika setzte ihm einen ironischen Denkstein: dem ehrlichen Gouverneur. Er schmunzelte noch jetzt, wenn er an dieses einzig positive Resultat seiner Tätigkeit in Afrika dachte.

Seither war alles schiefgegangen. Er hatte das Speditionsgeschäft aufgemacht und sich, unterstützt von der resoluten Cänis, mit der Vermittlung von Ämtern und Adelstiteln befaßt. Er hatte sich aber über einer bedenklichen Schiebung erwischen lassen und war wieder nur durch Eingreifen seines unangenehmen Herrn Bruders schwerer Bestrafung entgangen. Er war jetzt achtundfünfzig Jahre alt, kein Mensch mehr dachte daran, daß er immerhin einmal auf einem Triumphwagen über das Forum gezogen war und das Konsulat bekleidet hatte. Wo er sich zeigte, grinste man und sprach von faulen Rüben. Man nannte ihn nur den Spediteur. Sein Bruder Sabin, jetzt Polizeipräsident von Rom, verzog das Gesicht, wenn sein Name fiel, und sagte sauer: »Schweigen Sie. Es riecht nach Pferdeäpfeln, wenn man von diesem Spediteur spricht.«

Jetzt, nach dem Fehlschlag in Griechenland, war es wohl endgültig aus. Eigentlich war es gut, daß er wenigstens den schäbigen Rest seines Lebens nach seinem Wohlgefallen wird verbringen können. Gleich morgen wird er die Rückreise antreten. Vorher noch wird er hier in Korinth mit dem Kaufmann Laches abrechnen, der ihm das Haus vermietet hat. Der tut, als sei es eine Gnade, wenn er den abgetakelten General gegen teures Geld in seinem Hause duldet. Vespasian freut sich darauf, es dem feinen, gezierten Griechen, der ihn hinten und vorn begaunert, auf derbe, gutrömische Art zu zeigen. Dies besorgt, wird er vergnügt nach Italien zurückfahren, wird ein halbes Jahr auf seinem Gut bei Cosa wohnen, ein halbes Jahr auf seinem Gut bei Nursia, wird Maultiere züchten und seine Oliven pflegen, wird mit den Nachbarn Wein trinken und Witze machen, wird sich nachmittags mit Cänis oder mit einer von seinen Mägden vergnügen. Und dann, in fünf Jahren oder in zehn, wenn man seine Leiche verbrennt, wird Cänis viele ehrliche Tränen weinen, Sabin wird froh sein, daß er seinen kompromittierenden Bruder los ist, die übrigen Trauergäste werden schmunzelnd von Pferdeäpfeln und faulen Rüben flüstern, und der üppige junge Trieb der heiligen Eiche wird sich umsonst angestrengt haben.

Titus Flavius Vespasian, Exkommandant einer römischen Legion in England, Exkonsul von Rom, Exgouverneur von Afrika, abgetakelt, bei Hof in Ungnade, ein Mann mit einer Million einhunderttausend Sesterzien Schulden und von dem Kammerherrn Gortyn aufgefordert, seinen eignen Mist zu fressen, war mit seiner Bilanz fertig. Er war zufrieden. Er wird jetzt auf die Reederei gehen und mit diesen betrügerischen Griechen um den Preis der Rückreise herumfeilschen. Dann wird er Cänis vor den Hintern stoßen und sagen: »Na, alter Hafen, jetzt ist es soweit. Von jetzt an lockst du mich bestimmt nie wieder hinterm Ofen hervor, und wenn du das Bein noch so hochhebst.« Ja, im Grunde war er froh. Mit einem vergnügten Ächzen warf er sich den Mantel um.

In der Vorhalle kam ihm der Kaufmann Laches entgegen, bestürzt geradezu, ungewöhnlich höflich, voll Verbeugungen und Beflissenheit. Hinter ihm, gravitätisch, mit feierlichem, offiziellem Gesicht, ein kaiserlicher Kurier, den glückkündenden Lorbeer auf seinem Botenstab.

Der Kurier streckte die Lanze vor, erwies die Ehrenbezeigung. Sagte: »Botschaft Seiner Majestät an den Konsul Vespasian.«

Vespasian hatte seinen verblaßten Titel lange nicht mehr gehört, überrascht nahm er das versiegelte Schreiben, schaute nochmals nach dem Stab des Boten. Es war der Lorbeer, nicht die Feder; es konnte sich nicht um jenes unselige Einschlafen bei der Rezitation handeln. Sehr unfeierlich, in Gegenwart des neugierigen Laches und des Kuriers, erbrach er das Siegel. Seine langen Lippen gingen auseinander, der ganze, runde, breite Bauernschädel verfältelte sich, grinste. Er schlug dem Kurier derb auf die Schulter, schrie: »Laches, alter Gauner, geben Sie dem Kerl drei Drachmen Trinkgeld. Oder halt, zwei genügen.« Er lief, den Brief schwenkend, hinauf ins obere Stockwerk, haute seiner Freundin Cänis den Hintern, dröhnte: »Cänis, alter Hafen, wir haben’s geschafft.«

Die Dame Cänis und er pflegten auch ohne Worte aufs Haar genau zu wissen, was jeweils der andere dachte und spürte. Dennoch, jetzt schwatzten sie aufeinander ein. Packten sich bei den Schultern, lachten sich ins Gesicht, lösten sich wieder, stapften durchs Zimmer, jetzt jeder für sich, jetzt wieder zusammen. Mochte sie hören, wer wollte, unbekümmert stülpten sie ihr Inneres heraus.

Donner und Jupiter! Diese Reise hat gelohnt. Niederwerfung der aufrührerischen Provinz Judäa, das war eine handliche Sache, wie zugeschnitten für Vespasians Begabung. Mit so utopischem Zeug wie dem Alexanderzug mochten sich geniale Strategen abgeben, Corbulo oder Tiber Alexander. Er, Vespasian, zog sich den Mantel über die Ohren, wenn von so windigen, imperialistischen Projekten die Rede war. Aber bei so einer deftigen Sache wie diesem Feldzug in Judäa, da ging einem alten General das Herz auf. Jetzt konnten die Herren Marschälle warten, und er war der Dotter im Ei. Diese gesegneten Juden. Ein Bravo für sie, und nochmals bravo! Schon längst hätten sie aufbegehren müssen.

Er ist ungeheuer vergnügt. Die Dame Cänis beauftragt den Kaufmann Laches, Vespasians Lieblingsspeisen aufzutreiben, und wenn sie noch so teuer sind. Auch soll er für den Nachmittag ein besonders leckeres, nicht zu mageres Mädchen beschaffen, mit dem sich Vespasian vergnügen kann. Aber es scheint, Vespasian hat für diese Aufmerksamkeiten kaum mehr Sinn, er hat sich an die Arbeit gemacht. Schon ist er nicht mehr der alte Bauer, sondern der General, der Feldherr, der mit nüchternem Sinn an die Lösung seiner Aufgabe herangeht. Die syrischen Regimenter sind schweinemäßig verlottert; er wird den Kerls beibringen, was römische Disziplin heißt. Wahrscheinlich wird ihm die Regierung die Fünfzehnte Legion aufhängen wollen, die man jetzt nach Ägypten geworfen hat. Oder die Zweiundzwanzigste, weil sie ohnedies für diesen windigen Alexanderzug in Marsch gesetzt ist. Aber damit wird er sich nicht abspei sen lassen. Man wird mit dem Militärkabinett um jeden einzelnen Mann feilschen müssen. Aber er wird sich nicht scheuen, wenn es nötig ist, auf den Tisch zu hauen und den Herren klar und deutlich Bescheid zu sagen. Meine Herren, wird er sagen, hier geht es nicht gegen primitive Wilde wie die Deutschen, hier geht es gegen ein militärisch durchorganisiertes Volk.

Er wird noch heute im Palais vorsprechen. Schmunzelnd steckt er seine alten Knochen in die Galauniform, von der er noch vor drei Stunden glaubte, er werde sie niemals mehr benötigen.

In der kaiserlichen Residenz empfängt ihn der Kammerherr Gortyn. Er streckt ihm den Arm mit der flachen Hand entgegen, offiziell grüßend. Ein kurzes, steifes Gespräch. Ja, der Herr General kann Seine Majestät sehen, in einer Stunde etwa. Und der Gardepräfekt? Der Herr Gardepräfekt steht ihm sogleich zur Verfügung. Leichthin, gemütlich, wie er an dem Kammerherrn Gortyn vorbeigeht, um mit dem Gardepräfekten zu konferieren, meint Vespasian: »Na, mein Junge, wer frißt jetzt seinen eigenen Mist?«

Zu schnell verging der Winter, ein guter Winter für Josef. Er arbeitete fieberhaft. Er verhöhnte die Technik der Römer, aber er verschmähte nicht, sie nachzuahmen. Er hatte mit hellem Kopf in Rom Erfahrungen gesammelt, er hatte Ideen. Er riß alles Kleinliche aus seinem Herzen, es galt ihm nur eines: die Verteidigung vorzubereiten. Sein Glaube wuchs. Babel, Ägypten, das Königtum der Seleukiden, waren sie nicht ebenso mächtige Reiche gewesen wie Rom? Und dennoch hatte Judäa ihnen standhalten können. Was ist die stärkste Armee vor dem Atem Gottes? Er bläst sie übers Land wie leere Spreu und ihre Kriegsmaschinen ins Meer wie taube Nüsse.

In den Städten, in den Hallen der Synagogen, an den großen Versammlungsorten, in den Rennbahnen von Tiberias und Sepphoris oder auch unter freiem Himmel sammelte Josef die Massen um sich. »Marin, Marin! Unser Herr, unser Herr«, riefen sie ihm zu. Und er, hager und schmal stand er vor der großen Landschaft, stieß das Gesicht mit den glühenden Augen vor, riß sich, die Hände hochgeworfen, dunkle, mächtige Worte der Zuversicht aus der Brust. Dieses Land hat Jahve geheiligt, jetzt ist der römische Aussatz und Würmerfraß darübergekommen. Er muß zertreten, zertilgt, ausgemerzt muß er werden. Worauf vertrauen diese Römer, daß sie so frech herwandeln? Sie haben ihre Armee, ihre lächerliche »Technik«. Man kann sie genau messen, ihre Legionen, sie haben zehntausend Mann eine jede, zehn Kohorten, sechzig Kompanien, dazu fünfundsechzig Geschütze. Israel hat seinen Gott Jahve. Der ist gestaltlos, man kann ihn nicht messen. Aber vor seinem Haus zerknicken die Belagerungsmaschinen, und die Legionen schmelzen in den Wind. Rom hat Macht. Aber seine Macht ist schon vorbei, denn es hat die dreiste Hand ausgestreckt gegen Jahve und seinen Erwählten, an dem er so lange Wohlgefallen hat, gegen seinen Erstgeborenen, seinen Erben: Israel. Die Zeit ist erfüllt, Rom ist gewesen, das Reich des Messias aber wird sein, es steigt herauf. Er wird kommen, heute, morgen; vielleicht ist er schon da. Es ist unausdenkbar, daß ihr, mit denen Jahve den Bund geschlossen hat, in diesem seinem Land die Geduldeten sein sollt und die Schweinefresser die Herren. Laßt sie ihre Legionen heranbringen auf Meerschiffen und durch die Wüste. Glaubt und kämpft. Sie haben ihre Kompanien und ihre Maschinen: ihr habt Jahve und seine Heerscharen.

Der Winter verging, ein herrliches Frühjahr strahlte über den Weinbergen, den Oliventerrassen, den Maulbeerfeigenhainen Galiläas. Der Strand des Sees Genezareth um die Stadt Magdala, wo Josef noch immer sein Hauptquartier hatte, war schwer von Blüte und Duft. Die Menschen atmeten leicht und gut. In diesen strahlenden Frühlingstagen kamen die Römer.

Erst lugten ihre Vorhuten ins Land, vom Norden her und von den Küstenstädten her, nicht mehr wichen sie den plänkelnden Vortruppen des Josef aus, und dann wälzte es sich heran, drei ganze Legionen mit Roß und Wagen und starken Kontingenten der Vasallenstaaten. Voraus Leichtbewaffnete, Schützenregimenter, Erkundungstruppen. Dann die ersten Abteilungen Schwerbewaffneter. Dann Pioniere, um höckerige Stellen der Straße abzutragen, schwierige Stellen zu ebnen, Buschwerk zu entfernen, auf daß die marschierende Truppe nicht behindert sei. Dann der Train des Marschalls und des Generalstabs, die Garde des Feldherrn und er selber. Dann die Kavallerie und die Artillerie, die gewaltigen Belagerungsmaschinen, die Widder, die vielbestaunten Geschütze, die Ballisten und die Katapulte. Dann die Feldzeichen, die göttlich verehrten Adler. Dann das Gros der Armee in Reihen zu sechs Mann. Schließlich die riesige Bagage der Truppen, ihre Proviantkolonnen, ihre Juristen und Kassenbeamten. Und ganz am Ende ein Troß von Zivilisten: Diplomaten, Bankiers, zahllose Kaufleute, Juweliere vornehmlich und Makler der Leibeigenen, Auktionatoren für die Beute, Privatkuriere für die Diplomaten und Großkaufleute des Reichs, Weiber.

Es wurde sehr still im Land, als die Römer heranrückten. Viele Freiwillige verliefen sich. Langsam, unausweichlich marschierte die Armee vor. Planmäßig säuberte Vespasian Galiläa, das Land, die Küste und das Meer.

Das Westufer des Sees Genezareth zu befrieden wäre eigentlich Sache des Königs Agrippa gewesen; denn dieser Landstrich mit den Städten Tiberias und Magdala gehörte ihm. Aber der elegante König war von bequemer Gutmütigkeit; es ging ihm gegen den Strich, die Gewalttaten, die die notwendige Züchtigung der Aufständischen mit sich bringen mußte, selber vorzunehmen. Vespasian erfüllte also die Bitte des befreundeten, Rom tatkräftig ergebenen Fürsten und übertrug seiner eigenen Armee die Strafexpedition. Tiberias unterwarf sich ohne Widerstand. Die wohlbefestigte Stadt Magdala versuchte, sich zu verteidigen. Aber sie konnte sich gegen die Artillerie der Römer nicht lange halten; Verrat im Innern tat das übrige. Viele der Aufständischen flüchteten, als die Römer in die Stadt drangen, hinaus auf den großen See Genezareth. Sie okkupierten die ganze kleine Fischerflotte, so daß die Römer gezwungen waren, sie auf Flößen zu verfolgen. Das war eine groteske Seeschlacht, bei der es auf seiten der Römer viel Gelächter, auf seiten der Juden sehr viele Tote gab; denn rings die Ufer waren besetzt. Die Römer brachten die leichten Kähne zum Kentern, und es gab interessante Jagden der schwerfälligen Flöße auf die Ertrinkenden. Die Soldaten beschauten sich mit Interesse das Gezappel der Schiffbrüchigen, sie schlossen Wetten ab, ob einer es vorziehe, im See unterzugehen oder sich von ihnen umbringen zu lassen. Und sollte man sie mit Pfeilen töten oder abwarten, bis sie sich doch an das Floß anklammern, und ihnen dann die Hände abhauen? Der schöne See, berühmt um seines Farbenspiels willen, war an diesem Tag einfarbig rot, seine Ufer, berühmt um ihres Wohlgeruchs willen, stanken viele Wochen hindurch nach Leichen, sein gutes Wasser war verdorben, seine Fische aber wurden fett in den nächsten Monaten und schmeckten den Römern gut. Die Juden hingegen, auch der König Agrippa, versagten es sich Jahre hindurch, Fische aus dem See Genezareth zu essen. Auch sang man später ein Lied unter den Juden, das begann: Weithin ist der See rot von Blut in der Nähe von Magdala, weithin ist der Strand voll Leichen in der Nähe von Magdala. Eine genaue Zählung ergab schließlich, daß bei diesem Seegefecht viertausendzweihundert Juden umgekommen waren. Was dem Hauptmann Sulpiz viertausendzweihundert Sesterzien einbrachte. Denn er hatte gewettet, daß die Zahl der Toten mehr als viertausend betragen werde. Wäre sie darunter geblieben, dann hätte er viertausend Sesterzien zahlen müssen und dazu so viele Sesterzien, als die Zahl der Toten unter viertausend blieb.

Zwei Tage später berief Vespasian seine Herren zu einem Kriegsrat. Von den meisten Einwohnern der Stadt konnte man eindeutig feststellen, ob sie sich friedfertig gehalten hatten oder nicht. Was aber sollte mit den vielen gefangenen Flüchtlingen geschehen, die sich von außerhalb, überallher aus Galiläa, in die wohlbefestigte Stadt geworfen hatten? Es waren ihrer an achtunddreißigtausend. Zu ermitteln, wieweit jeder einzelne ein Rebell war, machte zuviel Umstände. Sie einfach freizulassen, waren sie zu verdächtig. Sie in langer Gefangenschaft zu halten war zu beschwerlich. Andernteils hatten sie sich den Römern ohne Widerstand auf Treu und Glauben ergeben, und sie ohne weiteres niederzumetzeln, fand Vespasian nicht fair.

Die Herren seines Kriegsrats aber kamen nach einigem Hin und Her zu der einmütigen Überzeugung, den Juden gegenüber sei alles erlaubt, und wenn sich nicht beides ver binden lasse, müsse man das Nützliche dem Anständigen vorziehen. Vespasian machte sich nach einigem Zögern diese Ansicht zu eigen. Er bewilligte den Gefangenen in zweideutigem, schwer verständlichem Griechisch Schonung, gab ihnen aber für den Abzug nur die Straße nach Tiberias frei. Die Gefangenen glaubten gern, was sie wünschten, und zogen auf dem vorgeschriebenen Wege ab. Die Römer aber hatten die Straße nach Tiberias besetzt und duldeten nicht, daß einer einen Nebenweg einschlage. Als die achtunddreißigtausend die Stadt erreicht hatten, wurden sie in die Große Rennbahn gewiesen. Gespannt hockten sie und warteten, was der römische Feldherr ihnen sagen werde. Alsbald erschien Vespasian. Er gab Weisung, diejenigen, die über fünfundfünfzig Jahre waren, sowie die Kranken auszusondern. Viele drängten sich unter diese Ausgesonderten, denn sie glaubten, die andern würden zu Fuß, sie aber auf Wagen in ihre Heimat transportiert werden. Das war ein Irrtum. Vespasian ließ sie, als die Auslese vollzogen war, niederhauen; zu anderem waren sie unverwendbar. Aus den übrigen ließ er die sechstausend Kräftigsten aussuchen und schickte sie mit einem höflichen Brief dem Kaiser nach Griechenland für die Arbeiten an dem Kanal von Korinth. Den Rest ließ er für Rechnung der Armee als Leibeigene verauktionieren. Einige Tausend auch schenkte er dem Agrippa.

Es waren nun im Lauf der Unruhen schon hundertneuntausend Juden als Leibeigene verauktioniert worden, und der Preis der Leibeigenen begann bedenklich zu sinken; in den östlichen Provinzen sank er von durchschnittlich zweitausend Sesterzien auf dreizehnhundert pro Stück.

Von einem Mauerturm der kleinen, starken Bergfestung Jotapat aus sah Josef, wie nun auch die Zehnte Legion anrückte. Schon vermaßen die Militärgeometer den Platz für das Lager. Josef kannte sie, diese römischen Lager. Wußte, wie die Legionen durch die Übung von Jahrhunderten gelernt hatten, an jedem Tag, da sie haltmachten, solche Lager zu schlagen. Wußte, zwei Stunden nach Beginn der Arbeit wird das Ganze fertig dastehen. Zwölfhundert Zelte für je eine Legion, Straßen dazwischen, Wälle, Tore und Türme ringsum, eine gutbefestigte Stadt für sich.

Finster und in Bereitschaft hatte Josef zugeschaut, wie die Römer langsam in großem Kreis angerückt waren, wie sie die Berge ringsum besetzt hatten, vorsichtig in die Schluchten und Täler vorgestoßen waren. Nun also hatten sie die Zange geschlossen.

Es waren jetzt außer diesem Jotapat von ganz Galiläa nur mehr zwei feste Plätze in der Hand der Juden: der Berg Tabor und Gischala, wo Johann kommandierte. Nahmen die Römer diese drei Plätze, dann stand ihnen der Weg nach Jerusalem offen. Die Führer hatten beschlossen, die Festungen so lange wie möglich zu halten, sich selber aber im letzten Augenblick nach der Hauptstadt durchzuschlagen; dort hatte man große Mengen von Miliz, aber wenig Führer und Organisatoren.

Josef, als er sah, daß jetzt auch die Zehnte Legion vor seiner Festung stand, spürte eine Art grimmiger Freude. Der General Vespasian war kein nervöser Cestius Gall, er hatte nicht eine, sondern drei Legionen bei sich, vollwertige, die Fünfte, die Zehnte und die Fünfzehnte, schwerlich wird Josef einen der drei Goldenen Adler erbeuten, die diese Legionen mit sich führen. Aber auch seine Festung Jotapat hat gute Mauern und Türme, sie liegt hoch und erfreulich steil, er hat gewaltige Massen von Lebensmitteln, seine Leute, vor allem die Mannschaften des Sapita, sind gut in Form. Der Marschall Vespasian wird sich anstrengen müssen, ehe er die Mauern dieser Festung schleifen und die Gesetzesrollen ihres Bethauses fortschleppen kann.

Vespasian unternahm keine Attacke. Sein Heer lagerte untätig wie ein Klotz, allerdings auch fest wie ein Klotz. Vermutlich wollte er warten, bis Josef verzweifelt aus seinem Loch herausbrechen oder an Entkräftung verrecken würde.

Auf Schleichwegen gelangte ein Schreiben aus Jerusalem an Josef. Die Hauptstadt, teilte sein Vater Matthias mit, werde ihm keine Entsatztruppen schicken. Doktor Eleasar Ben Simon zwar habe die Sendung von Entsatz dringlich verlangt. Aber es gebe Leute in Jerusalem, die Jotapat nicht ungern fallen sähen, wenn nur auch Josef mit umkomme. Er solle die Festung übergeben, die sich ohne Hilfe von außen keine zwei Wochen halten könne. Josef überlegte trotzig. Man war im Mai. Wenn Jotapat sich bis in den Juli hinein halten kann, dann wird es vielleicht für die Römer zu spät im Jahr sein, vor Jerusalem zu rücken. Begreifen sie das nicht, die in der Quadernhalle? Dann wird eben er die verblendete Stadt gegen ihren Willen retten. Er schrieb seinem Vater zurück, nicht zwei Wochen, sondern sieben mal sieben Tage werde er Jotapat halten. Sieben mal sieben Tage: die Worte waren ihm wie von selbst gekommen. Mit so traumhafter Sicherheit mochten vordem die Propheten ihre Gesichte verkündet haben. Aber Josefs Brief gelangte nicht an seinen Vater. Die Römer fingen ihn ab, und die Herren des Generalstabs lachten über den großmäuligen jüdischen Kommandanten: es war ausgeschlossen, daß Jotapat sich so lange halten konnte.

Die zweite Woche kam, und die Römer griffen noch immer nicht an. Die Stadt war gut mit Lebensmitteln verproviantiert, aber das Zisternenwasser wurde knapp, Josef mußte es scharf rationieren. Es war ein heißer Sommer, die Belagerten litten Tag für Tag schlimmer unter dem Durst. Viele stahlen sich, um Wasser zu suchen, auf unterirdischen Wegen aus der Stadt; denn die Bergkuppe war durchzogen von einem wilden und wirren System unterirdischer Gänge. Aber solche Versuche waren tollkühne Unternehmungen. Wer dabei den Römern in die Hände fiel, den exekutierten sie am Kreuz.

Das Kommando über die Exekutionen hatte der Hauptmann Lukian. Er war im Grund ein gutmütiger Herr, aber er litt sehr unter der Hitze und war infolgedessen oft schlechter Laune. Bei solcher Laune gab er Befehl, die zu Exekutierenden ans Kreuz zu binden, was einen langsameren, peinvolleren Tod bedeutete. Bei besserer Laune ließ er zu, daß die Profose ihren Verurteilten die Hände festnagelten, so daß der schnell ausbrechende Wundbrand einen rascheren Tod herbeiführte.

Abend für Abend bewegten sich die jämmerlichen Prozessionen die Höhen hinauf, die Verurteilten trugen die Querbalken ihrer Kreuze auf dem Nacken, die ausgereckten Arme waren ihnen bereits daran festgebunden. Die Nacht kühlte die hängenden Leiber, aber die Nächte waren kurz, und sowie die Sonne aufging, kamen Fliegen und anderes Geziefer. Ringsum sammelten sich Vögel und herrenlose Hunde und warteten auf den Fraß. Die Männer am Kreuz sagten das Sterbebekenntnis: Höre, Israel, Jahve ist unser Gott, Jahve ist einzig. Sie sagten es, solange noch Worte aus ihrem Mund kamen, sie sagten es hinüber einer zum Kreuz des andern. Bald war die hebräische Formel auch im römischen Lager geläufig, willkommener Anlaß zu allerhand Witzen. Die Militärärzte machten Statistiken, wie lange es dauerte, bis einer starb, der angenagelt, wie lange, bis einer starb, der angebunden war. Sie baten sich besonders kräftige und besonders schwächliche Gefangene für ihre Beobachtungen aus und konstatierten, wie sehr die hochsommerliche Hitze zur Beschleunigung des letalen Ausgangs beitrug. Auf allen Höhen ringsum standen die Kreuze, und die an ihnen hingen, wurden Abend für Abend ausgewechselt. Die Römer konnten nicht jedem sein Sonderkreuz geben, sie mußten, trotzdem die Gegend waldreich war, mit Holz sparen.

Sie benötigten es, um kunstvolle Wälle und Laufgänge gegen die hartnäckige Stadt heranzuführen. Alle Wälder ringsum holzten sie ab und machten solche Wälle daraus. Sie arbeiteten unter dem Schutz sinnreicher Konstruktionen aus Tierfell und feuchtem Leder, die die Brandgeschosse der Belagerten wirkungslos machten. Die Leute von Jotapat beneideten die Römer, die Wasser zu solchem Zweck verwenden konnten. Sie machten Ausfälle, mehrmals gelang es ihnen, die feindlichen Werke anzuzünden. Aber rasch wurde das Zerstörte ergänzt, und die Wälle und Gänge krochen näher.

Abend für Abend hielt Josef von den Mauertürmen nach ihnen Ausschau. Wenn die Laufgänge einen gewissen Punkt im Norden erreicht hatten, dann war Jotapat verloren, selbst wenn Jerusalem noch Truppen zum Entsatz schicken sollte. Langsam ging Josefs Blick in die Runde. Überall auf den Bergkuppen waren Kreuze, die Bergstraßen waren gesäumt mit Kreuzen. Die Exekutierten hatten die Köpfe nach vorn geneigt, schräg, den Mund hängend. Josef schaute, mechanisch suchte er die Kreuze zu zählen. Seine Lippen waren trocken und gesprungen, sein Gaumen gedörrt, seine Augen gerötet; er nahm für sich keine größere Ration Wasser als für die andern. Am 20. Juni, am 18. Siwan jüdischer Rechnung, hatten die Wälle jenen gefährlichen Punkt im Norden erreicht. Josef setzte für den Tag darauf einen Gottesdienst an. Er ließ die Versammelten das Sündenbekenntnis sprechen. Eingehüllt in die Mäntel mit den purpurblauen Gebetfäden, standen die Männer, schlugen sich wild die Brust, schrien inbrünstig: O Adonai! Gesündigt hab ich, gefehlt hab ich, gefrevelt hab ich vor deinem Angesicht. Josef stand vorn, als Priester der Ersten Reihe, mit Inbrunst wie die andern einbekannte er dem Gott: O Adonai! Gesündigt hab ich, gefehlt hab ich, gefrevelt hab ich, und er fühlte sich schmutzig, niedrig und zerknirscht. Da, als er den dritten Satz des Sündenbekenntnisses anhub, riß es ihm den Kopf hoch, er spürte aus den rückwärtigen Reihen aus kleinen, besessenen Augen einen Blick bösartig und beharrlich auf sich gerichtet, und er sah einen Mund, der nicht im Chor der andern mitsprach: Gefehlt hab ich, gesündigt hab ich, sondern der scharf und wild die Worte bildete: Gesündigt hast du, gefehlt hast du. Es war der Mund des Sapita. Und als Josef am Schluß des Dienstes mit den andern Priestern den Segen sprach, als er mit gehobenen Händen, die Finger gespreizt, vor der Versammlung stand, die die Köpfe zu Boden senkte, denn über den segnenden Priestern schwebte der Geist Gottes, da war es wieder ein Augenpaar, das sich frech erhob und bösartig und beharrlich gegen ihn richtete, und das Gesicht des Sapita höhnte deutlich: Sperr deinen Mund zu, Josef Ben Matthias. Wir verrecken lieber ohne deinen Segen, Josef Ben Matthias.

Josef war voll von einer großen Verwunderung. Er hatte sich keiner Gefahr versagt, er nahm Durst und Bedrängnis auf sich wie der Geringste seiner Soldaten, seine Maßnahmen erwiesen sich als gut und wirksam, Gott war sichtbarlich mit ihm, schon hielt er die Stadt länger, als irgend jemand es für möglich gehalten hätte. Was wollte dieser Sapita? Josef zürnte ihm nicht. Der Mann war verblendet, was er tat, Lästerung.

Der Ausfall, den Josef am andern Tag gegen den Wall im Norden machte, geschah mit wildem Fanatismus. Im Kampf zu sterben war besser als am Kreuz, und diese finstere Sehnsucht nach einem Tod im Kampf ließ die Juden trotz des dich ten Geschoßregens bis zu dem gefährdeten Punkt vordringen. Sie machten die Verteidigungsmannschaften nieder, setzten Dämme und Maschinen in Brand. Die Römer wichen. Wichen nicht nur an dieser Stelle, sondern auch im Süden, wo sie kaum bedrängt waren. Bald auch wußten die Leute von Jotapat den Grund: Vespasian war getroffen, der römische Marschall war verwundet. Jubel war in der Stadt, Josef ließ die doppelte Ration Wasser verteilen. Es war die fünfte Woche. Wenn es ihm gelingt, die siebente Woche zu erreichen, dann wird der Sommer zu weit vorgeschritten, dann wird Jerusalem für dieses Jahr gerettet sein.

Es dauerte fast eine Woche, bis die Römer den Punkt im Norden wieder gesichert hatten. Inzwischen aber hatten sie auch ihre Belagerungsmaschinen, die Widder, an drei Seiten der Mauer in Stellung gebracht. Es waren dies gewaltige Balken, Schiffsmasten ähnlich, vorne mit einem mächtigen Eisenblock in Form eines Widderkopfes versehen. In der Mitte waren die Masten mit Seilen an einem waagrechten Balken aufgehängt, der auf starken Pfählen ruhte. Eine große Anzahl Artilleristen zog den Balken mit dem Widderkopf nach rückwärts und ließ ihn wieder vorschnellen. Keine noch so dicke Mauer konnte auf lange Zeit der Stoßkraft dieser Maschine widerstehen.

Jetzt endlich, nachdem die Widder eine Zeitlang gearbeitet hatten, fand Vespasian die Festung reif für einen Generalangriff. Der Angriff begann am frühen Morgen. Der Himmel wurde finster von den Geschossen, grauenvoll und beharrlich gellten die Trompeten der Legionen, aus allen Wurfmaschinen zugleich flogen die großen Steinkugeln, dumpf dröhnten, von den Bergen widerhallend, die Stoßmaschinen. Auf den Wällen arbeiteten drei eisenbeschlagene Türme, je siebzehn Meter hoch, besetzt mit Speerwerfern, Bogenschützen, Schleuderern, auch mit leichten Wurfmaschinen. Die Belagerten waren wehrlos gegen diese gepanzerten Ungeheuer. Unter ihrem Schutz kroch es aus den Laufgängen hervor, unheimliche, riesige Schildkröten, gebildet aus je hundert Mann römischer Elitetruppen, die ihre Schilde über den Köpfen ziegelförmig ineinanderschuppten, so daß sie keinem Geschoß erreichbar waren. Die Panzertürme arbeiteten präzis zusammen mit diesen Schildkröten, richteten ihre Geschosse gegen die Stellen der Mauer, die die Schildkröten sich erwählt hatten, so daß die Verteidiger sie räumen mußten. Schon hatten die Angreifer an fünf Stellen gleichzeitig die Mauer erreicht, warfen die Sturmbrücken. Allein in dieser Minute, da die Römer nicht schießen konnten, ohne ihre eigenen Leute zu gefährden, gossen die Verteidiger auf die Stürmenden siedendes Öl, das unter das Eisen der Rüstungen drang, und schütteten auf die Sturmbrücken einen glitschigen Absud aus griechischem Heu, so daß die Angreifer abrutschten.

Die Nacht kam, aber der Sturm der Römer ließ nicht nach. Dumpf, die ganze Nacht hindurch, dröhnten die Stöße der Widder, gleichmäßig arbeiteten die Panzertürme, die Wurfmaschinen. Die Getroffenen polterten grotesk von den Mauern herab. Geschrei war, Ächzen und Gestöhn. So voll von grausigem Lärm war die Nacht, daß die jüdischen Führer die Soldaten auf den Mauern anwiesen, sich die Ohren mit Wachs zu verstopfen. Josef selber hörte das Gedröhn mit einer beinah wilden Befriedigung. Es war der sechsundvierzigste Tag: sieben mal sieben Tage wird er die Stadt halten. Dann wird der fünfzigste Tag kommen, und es wird Stille sein. Vielleicht wird diese Stille der Tod sein. Wie immer, selig inmitten des wüsten Getöses schmeckte er die Stille dieses fünfzigsten Tages voraus, und er dachte an das Wort der Überlieferung: Erst ist der Sturm und das große Getöse, aber dann in der Stille kommt Gott.

Einem der Verteidiger gelang es in dieser Nacht, von der Mauer herab einen Ungeheuern Block mit solcher Wucht auf einen der Widder zu schleudern, daß der Eisenkopf der Maschine sich löste. Der Jude sprang von der Mauer herunter, holte den Widderkopf mitten aus den Feinden heraus, trug ihn zurück, umschwirrt von Geschossen, erstieg die Mauer und stürzte, fünfmal getroffen, sich krümmend auf der Innenseite herab. Der Mann war Sapita.

Über den Sterbenden neigte sich Josef. Sapita durfte nicht dahingehen, die Lästerung ungesühnt im Herzen. Ringsum standen zehn Männer. Sie sprachen dem Sterbenden vor: Höre, Israel, eins und ewig ist unser Gott Jahve, auf daß er in den Tod eingehe mit den Worten des Bekenntnisses. Sapita riß peinvoll an der einen Strähne seines zweigeteilten Bartes. Er bewegte die Lippen, aber Josef sah gut, es waren nicht die Worte des Bekenntnisses, die er sprach. Josef neigte sich tiefer zu ihm. Die kleinen, besessenen Augen des Sterbenden zwinkerten bösartig und schmerzhaft, er bemühte sich, etwas zu sagen. Josef brachte das Ohr ganz nah an seine trockenen Lippen, er konnte ihn nicht verstehen, aber es war deutlich, daß Sapita etwas Verächtliches sagen wollte. Josef war erstaunt und voll Kummer, daß dieser Verblendete so dahinfahren sollte. Mit raschem Entschluß, leise und leidenschaftlich, sprach er auf ihn ein: »Hören Sie, Sapita, ich werde verhindern, daß die Römer in diesem Sommer vor Jerusalem rücken. Ich werde die Stadt noch drei Tage halten. Und ich werde mich nicht nach Jerusalem durchschlagen, wie wir vereinbart haben. Ich werde bis zum vierten Morgen in der Stadt bleiben.« Die Männer, gleichmäßig, im Chor, auf daß es das Ohr des Sterbenden erreiche, gellten: Höre, Israel. Josef starrte dringlich, flehentlich fast auf Sapita. Der mußte sein Unrecht einsehen, versöhnt sterben. Aber Sapitas blutunterlaufene Augen hatten sich verdreht, sein Kiefer war herabgefallen: Josef hatte sein Versprechen einem Toten gegeben.

Von diesem Tag an gönnte sich Josef kaum mehr Schlaf. Er war überall auf den Mauern. Sein Gesicht brannte, seine Lider schmerzten, sein Gaumen war geschwollen, seine Ohren taub vom Lärm der Belagerungsmaschinen, seine Stimme rauh und heiser. Aber er schonte sich nicht, er sparte sich nicht. So hielt er es drei Tage durch, bis die Mitternacht des neunundvierzigsten Tages erreicht war. Dann fiel er in einen steintiefen Schlaf.

Im grauenden Morgen des ersten Juli, am fünfzigsten Tag nach dem Beginn der Belagerung, nahmen die Römer die Festung Jotapat.

Es waren noch nicht zwei Stunden, daß Josef sich hingelegt hatte, als man ihn hochriß und ihm zuschrie: sie sind da. Er torkelte aus seinem Schlaf, raffte an sich, was ihm unter die Hände kam, Fleisch, Brot, den blumenbestickten Priestergürtel, die Urkunde, die ihn zum Kommissar bestellte, die Würfel, die einmal in Rom der Schauspieler Demetrius Liban ihm geschenkt hatte. Er stolperte auf die Straße, in den grauenden Morgen hinein. Einige aus seiner Umgebung rissen ihn mit sich, hinunter in einen unterirdischen Gang, einer verlassenen Zisterne zu, die sich in eine ziemlich geräumige Höhle ausweitete.

Sie waren ein gutes Dutzend in dieser Höhle, ein Schwerverwundeter darunter, sie hatten Lebensmittel, aber einen einzigen kleinen Eimer Wasser. Tagsüber blieben sie zuversichtlich, aber in der Nacht zeigte sich, daß an ein Entkommen nicht zu denken war. Der unterirdische Gang war verästelt und verwinkelt, allein er mündete immer wieder in diese Höhle und hatte nur den Ausgang in die Stadt, wo die Römer scharfe Wacht hielten.

Am zweiten Tag starb der Verwundete. Am dritten Tag ging ihnen das Wasser aus, am vierten Tag waren die durch die lange Belagerung geschwächten Männer krank und irr vor Durst.

Am fünften Tag lag Josef Ben Matthias in einem Winkel der Höhle, er hatte den blauen Priestergürtel unter den Kopf gelegt, das Kleid übers Gesicht gezogen und wartete, daß die Römer kämen und ihn erschlügen. Seine Eingeweide brannten, immer wieder versuchte er zu schlucken, trotzdem er wußte, wie peinvoll und unmöglich das war, seine Pulse flatterten, all sein Gebein stach und prickelte. Die geschlossenen Lider rieben seine entzündeten Augen, durch die Dunkelheit tanzten Punkte und Kreise, vergrößerten sich wild, schrumpften, funkelten, verschlangen sich. Süß und lockend war es, den Tod zu beschleunigen, sich umzubringen; aber *eine* Hoffnung blieb: vielleicht kann man vorher trinken. Vielleicht, wenn die Römer kommen, geben sie ihm zu trinken, bevor sie ihn ans Kreuz hängen. In Jerusalem gibt es eine Vereinigung wohltätiger Damen, die den zum Kreuz Verurteilten einen Trank aus Wein und Myrrhen auf ihren Weg mitgeben. Das wäre ein guter Tod. Er schiebt das Kleid zurück vom Kopf und lächelt mit seinen trockenen Lippen.

Greifbar vor sich sieht er die große Zisterne mit dem rationierten Wasser, mit dem vielen, vielen rationierten Wasser. Da jetzt die Römer da sind, braucht man doch mit dem Wasser nicht mehr zu sparen. Daß er bis jetzt nicht daraufkam. Er sieht sich auf dem Weg zur Zisterne. Viele sind auf diesem Weg. Aber er geht mitten durch die schreienden Juden und die Römer, die sich die Straße hinauftasten, er ist ja der Feldherr, und die Leute teilen sich vor ihm, immer geradewegs der Zisterne zu geht er, unbeirrbar, gierig. Trinken! An der Zisterne sind keine Wächter mehr. Aber da steht einer und will ihn nicht trinken lassen. Gehen Sie gefälligst weg, Sapita. Ich schlage Sie nieder, wenn Sie mich nicht trinken lassen. Bin ich feige gewesen? Habe ich mich kostbar gemacht, wenn es Schwerter gab, fliegende Eisen, Feuerbrände, von der Mauer polternde Männer? Stemmen Sie nicht so blöd den Widderkopf hoch mit Ihrem gesunden Arm. Ich weiß ganz genau, daß Sie tot sind. Sie sind ein hundsgemeiner Lügner, Sapita, und wenn Sie hundertmal tot sind. Sie haben da wegzugehen.

Das peinvolle, vergebliche Schlucken kratzt Josef den geschwollenen Rachen auf, reißt ihn aus seinen Phantasien. Er zieht wieder das Kleid übers Gesicht. Er will das alles weghaben. Wie er in der Wüste war, bei dem Essäer Banus, und sich kasteit hat, damals hat er Gesichte gebraucht, aber jetzt will er Klarheit in seinem Hirn, Ordnung. Er denkt gar nicht daran, zu verrecken, weil er einige Tage kein Wasser getrunken hat. Gewiß, wenn man einige Tage nichts getrunken hat, dann geht man ein, das ist eine bekannte Tatsache. Aber er nicht. Die andern, ja, die werden schließlich verdursten. Aber er selber, das ist unmöglich. Er hat noch viel zu tun, er hat viel zuviel versäumt. Wo sind die Frauen, die er nicht gehabt, der Wein, den er nicht getrunken, die Herrlichkeiten der Erde, die er nicht gesehen, die Bücher, die er nicht geschrieben hat? Warum eigentlich hat er Poppäa nicht gepackt, damals? Ihr Kleid war aus koischem Flor, hauchdünn, und man sah die Haare durchschimmern. Sicher waren sie bernsteingelb. So viele Frauen waren, die er versäumt hat. Er sieht die Schenkel, die Brüste, die Gesichter.

Aber das sind gar keine Gesichter, das sind Haufen von Früchten, wie sie auf den Märkten feilgeboten werden, runde, saftige Früchte, Feigen, Äpfel, riesiggroße Trauben. Er will hineinbeißen, malmen, schlürfen; aber wie er sie packen will, hat jede das gleiche, infame, gelbbraune Gesicht, das er gut kennt. Nein, Sie verfluchter Hund, ich sterbe nicht, diesen Gefallen tue ich Ihnen nicht. Überhaupt Sie. Sie trauriger Pedant, Sie Affe der Vernunft mit Ihren Statuen und Ihrer ganzen Symmetrie und Ihrem System. Sie wollen von Judäa reden? Was verstehen Sie davon? Waren Sie einmal dabei? Haben Sie einmal mitgetan? Sie haben ja kein Blut in den Adern, Sie Schuft. Wenn Judäa Ihr verdammtes Götzenpalais kaputt haut, dann hat es recht, zehnmal recht, und ich hau mit.

Ich phantasiere nicht, Herr. Ich bin sehr durstig, aber ich weiß ganz genau: es ist eine Gemeinheit, sich von Rom aus über die Makkabi-Leute lustig zu machen. Es ist kahl und schäbig. Sie sind eine kümmerliche Erscheinung, Justus von Tiberias.

In seinem Kopf dröhnt es, viele Stimmen: Marin, Marin. Und eine dünne, hartnäckig ergebene Stimme immer dazwischen: dieser ist es.

Nein, er hat diese Stimme nie Gewalt über sich gewinnen lassen, er hat sich nie überhoben, er hat die Lästerung immer weit von sich abgetan. Es ist der Versucher, der jetzt seine Schwäche mißbraucht und ihn auf einmal jene Stimme wieder hören läßt. Ja, sicherlich ist es nichts als eine freche Schiebung des Versuchers, der das Antlitz Jahves von ihm abwenden will.

Mit großer Mühe richtete er sich auf die Knie, schlug die Stirn gegen die Erde, qualvoll, sprach das Sündenbekenntnis, qualvoll. Sprach groß und stolz: O Adonai, nicht gesündigt hab ich, nicht gefehlt hab ich. Du mußt mich trinken lassen, ich habe deinen Namen geheiligt. Ich will Wasser. Laß deinen Knecht nicht verdursten, denn ich habe dir gut gedient, und du mußt mir Wasser geben.

Auf einmal war eine Stimme in der Höhle, eine knarrende, dem Josef bekannte römische Offiziersstimme. Die andern rüttelten ihn. Es war eine sehr wirkliche Stimme, das war klar. Die Stimme sprach griechisch und sagte, man wisse, daß der galiläische Feldherr in der Höhle sei, und wenn sich die Eingeschlossenen ergäben, dann wolle man sie schonen. »Geben Sie mir zu trinken«, sagte Josef. »Sie haben eine Stunde Bedenkzeit«, erwiderte die Stimme, »dann werden wir die Höhle ausräuchern.«

Ein seliges Lächeln zog Josefs Gesicht weit auseinander. Er hat gesiegt. Er hat den toten Sapita überlistet und den frechen, lebendigen Justus, der ihn nicht an die Früchte heranlassen wollte. Jetzt wird er doch trinken und wird leben.

Aber da waren unter den Gefährten des Josef einige, die wollten von Übergabe nichts wissen. Sie dachten an die Vorgänge von Magdala, sie nahmen an, wenn die Römer sie packten, dann würden sie bestenfalls den Josef für den Triumphzug aufsparen, die andern aber ans Kreuz schlagen oder als Leibeigene verauktionieren. Sie beschlossen zu kämpfen. Halb irr vor Durst stellten sie sich dem Josef in den Weg. Eher wollten sie ihn umbringen, ehe sie duldeten, daß er sich den Römern ergebe.

Josef wollte nur eins: trinken. Ob die Römer sie wirklich schonen werden oder nicht, das kam später. Auf alle Fälle werden sie ihnen zu trinken geben, und diese Narren wollten nicht. Das waren ja Verrückte, tolle Hunde. Es wäre ja lächerlich, wenn er nach soviel Qualen sich selber umbrächte, ohne getrunken zu haben. Aus allen Winkeln seines erschöpften Hirns holte er Kraft zusammen, um sich gegen die andern zu behaupten, zu trinken, zu leben.

Lange sprach er vergeblich auf sie ein. Kaum mehr reichte seine rauhe, heisere Stimme, ihnen einen letzten Vorschlag zu machen: sie sollten nicht jeder sich selber töten, sondern wenigstens einer den andern; das sei die kleinere Sünde. Das sahen sie ein, sie nahmen den Vorschlag an, und das war die Rettung. Sie ließen nämlich das Los entscheiden, wer von ihnen jedesmal den andern niederstoßen sollte, und sie würfelten mit den Würfeln, die Josef sich von dem Schauspieler Demetrius Liban hatte schenken lassen. Sie baten einer den andern um Verzeihung und starben, das Bekenntnis auf den Lippen. Als Josef mit dem letzten übrigblieb, ging er einfach den Weg aus der Höhle zurück, zu den Römern. Der andere stand eine Weile schlaff, dann kroch er ihm nach.

Es war der Oberst Paulin, der Josef in Empfang nahm. Er streckte ihm den Arm mit der flachen Hand entgegen, wie ein Sportsmann dem besiegten Gegner, fröhlich grüßend. Josef dankte nicht. Er fiel hin und sagte: Wasser. Sie brachten ihm zu trinken, und er, dies war die frömmste Tat seines Lebens, er bezwang sich und sagte den Segensspruch: Gelobt seist du, unser Gott Jahve, der alles entstehen ließ durch sein Wort, und dann erst trank er. Selig ließ er das Nasse über die Lippen rinnen, durch den Mund, den Schlund hinab, verlangte neues Wasser und nochmals neues und bedauerte, daß er absetzen mußte und Atem holen, und trank. Lächelte breit, töricht übers ganze Gesicht und trank. Die Soldaten standen herum, grinsten gutmütig, schauten zu.

Man ließ Josef flüchtig sich säubern, gab ihm zu essen, führte ihn gefesselt nach dem Quartier des Feldherrn. Der Weg ging durchs ganze Lager. Überall drängten sich die Soldaten, alle wollten den feindlichen Führer sehen. Viele feixten wohlwollend: das war also der Mann, der ihnen sieben Wochen zu schaffen gemacht hatte. Ein tüchtiger Bursche. Manche, erbittert über den Tod von Kameraden, drohten, schimpften wüst. Andere rissen Witze, weil er so jung, dünn und hager ausschaute: na, Jüdlein, wenn du am Kreuz hängst, ‘ werden die Vögel und die Fliegen wenig zu fressen haben. Josef, so verwahrlost er war, mit verfilzten Haaren, schmutzigen Flaum um die Wangen, ging still durch den ganzen Aufruhr, Drohungen und Witze fielen von ihm ab, mancher senkte den Blick vor seinen traurigen, entzündeten Augen. Als einer gar ihn anspie, hatte er kein Wort für den Beleidiger, er bat nur, der Gefesselte, die Begleitmannschaften, den Speichel abzuwischen, da es unziemlich sei, so vor den Feldherrn zu treten.

Es war aber ein weiter Weg durch das Lager. Zelte, Zelte, neugierige Soldaten. Dann der Altar des Lagers. Davor, plump, golden, feindselig und gewalttätig, die Adler der drei Legionen. Dann wieder Zelte, Zelte. Es kostete den geschwächten Mann viel Mühe, sich aufrecht zu halten, aber er riß sich zusammen und ging aufrecht den langen Weg der Schmach.

Als man das Zelt des Marschalls endlich erreicht hatte, sah Josef zunächst außer dem Oberst Paulin nur einen jungen Herrn mit den Generalsabzeichen, nicht groß, doch breit und fest von Figur, mit rundem, offenem Gesicht, das kurze Kinn kräftig vorgestoßen, so daß es scharf dreieckig einzackte. Josef wußte sogleich, das war Titus, der Sohn des Feldherrn. Der junge General kam ihm entgegen. »Es tut mir leid«, sagte er freimütig, liebenswürdig, »daß Sie Pech gehabt haben. Sie haben sich ausgezeichnet geschlagen. Wir haben euch Juden unterschätzt, ihr seid vortreffliche Soldaten.« Er sah seine Erschöpfung, hieß ihn sitzen. »Heiße Sommer habt ihr hier«, sagte er. »Aber hier im Zelt haben wir es angenehm kühl.«

Unterdes war aus dem Vorhang, der das Zelt teilte, Vespasian selbst hereingekommen, sehr bequem angezogen, mit einer statiösen, resoluten Dame. Josef erhob sich, versuchte, auf römische Art zu grüßen. Der Marschall aber winkte gemütlich ab. »Geben Sie sich keine Mühe. Verdammt jung sehen Sie aus, mein Jüdlein. Wie alt sind Sie?« — »Dreißig«, erwiderte Josef. »Siehst du, Cänis«, schmunzelte Vespasian, »wie weit man es mit dreißig Jahren bringen kann.« Die Dame Cänis betrachtete Josef ohne Wohlwollen. »Der Jude gefällt mir wenig«, äußerte sie unverhohlen. »Sie kann Sie nicht leiden«, erklärte Vespasian dem Josef, »weil sie sich so erschreckte, wie ihr mir die Steinkugel auf den Fuß gepfeffert habt. Es war übrigens blinder Alarm, man merkt schon nichts mehr.« Als er aber jetzt auf Josef zukam, sah man deutlich, daß er noch ein wenig hinkte. »Lassen Sie sich anfühlen«, sagte er und betastete ihn wie einen Leibeigenen. »Mager, mager«, konstatierte er, stark atmend. »Ihr habt allerhand aushalten müssen. Ihr hättet es billiger haben können. Sie scheinen überhaupt eine kräftig bewegte Vergangenheit zu haben, junger Herr. Ich habe mir erzählen lassen. Die Geschichte mit Ihren drei sogenannten Unschuldigen, die dann unserm Cestius Gall so auf die Nerven gingen: wie gesagt, allerhand.« Er war vergnügt. Er dachte daran, daß ohne die drei Greise dieses smarten Burschen der Gouverneur Cestius schwerlich abberufen worden wäre und daß dann er nicht hier stünde.

»Was meinen Sie, junger Herr«, fragte er jovial, »soll ich noch heuer vor Jerusalem rücken? Ich habe Lust, mir euern Großen Sabbat im Tempel anzuschauen. Aber Sie mit Ihrem Jotapat haben mich so lang aufgehalten. Es ist spät im Jahr geworden. Und wenn die in Jerusalem so querköpfig sind wie ihr hier, dann wird das eine langwierige Angelegenheit.«

Das war beiläufig hingesprochen, spaßhaft. Aber Josef sah die hellen, aufmerksamen Augen des Mannes in dem breiten, hartfaltigen Bauerngesicht, er hörte sein starkes Atmen, und plötzlich, mit blitzheller Intuition, ging ihm auf: dieser Römer, in seinem heimlichen Innern, *will* gar nicht nach Jerusalem, dem *liegt* nichts an einem schnellen Sieg über Judäa. Der sieht nicht so aus, als ob er, was er einmal hat, rasch wieder hergäbe. Der will seine Armee *behalten,* seine drei großartigen, aufeinander eingearbeiteten Legionen. Ist aber der Feldzug erst zu Ende, dann werden sie ihm ohne weiteres wieder abgenommen, dann ist es aus mit seinem Kommando. Josef sah klar: dieser General Vespasian *will* heuer nicht mehr vor Jerusalem.

Diese Erkenntnis gab ihm neuen Auftrieb. Die Erregungen der Höhle waren noch in seinen Eingeweiden. Er wußte, jetzt erst und endgültig hatte er um sein Leben zu rennen, und für dieses Rennen gab ihm die Erkenntnis, daß der Römer gar nicht vor Jerusalem wollte, eine unerhörte Vorgabe. Leise, doch mit großer Bestimmtheit sprach er: »Ich sage Ihnen, General Vespasian, Sie werden in diesem Jahr nicht vor Jerusalem ziehen. Wahrscheinlich auch nicht im nächsten.« Angestrengt schauend, langsam, die Worte aus sich herausgrabend, fuhr er fort: »Sie sind zu Größerem bestimmt.«

Alle waren betroffen von der unerwarteten Antwort: dieser jüdische Offizier, der sich so tadellos geschlagen hatte, beliebte eine absonderliche Diktion. Vespasian machte die Augen eng, beschaute sich seinen Gefangenen. »Sieh mal an«, zog er ihn auf, »die Propheten sind also nicht ausgestorben in Judäa?« Aber der Spott in seiner alten, knarrenden Stimme war leise, es war mehr Aufmunterung darin, Wohlwollen. Es gab viele merkwürdige Dinge in diesem Land Judäa. Im See Genezareth gab es einen Fisch, der schrie; was auf den sodomitischen Feldern gepflanzt wurde, schwärzte sich und zerfiel in Asche; das Tote Meer trug jeden, mochte er schwimmen können oder nicht. Alles hier war fremdartiger als sonstwo. Warum sollte nicht auch in diesem jungen jüdischen Menschen, wiewohl er ein guter Politiker und Soldat war, ein Teil Narrheit und Priestertum stecken?

In Josef unterdes arbeitete es in rasender Eile. Angesichts dieses Römers, der sein Leben in der Hand hielt, kamen plötzlich Sätze wieder herauf, die er seit langem hinunter hatte sinken lassen, die Sätze der schweren, einfältigen Männer aus der Schenke von Kapernaum. Fiebrig spannte er sich, es ging um sein Leben, und was jene dumpf geahnt hatten, das sah er auf einmal blitzhaft klar und scharf. »Es gibt nicht viele Propheten in Judäa«, erwiderte er, »und ihre Sprüche sind dunkel. Sie haben uns verkündet, der Messias gehe aus von Judäa. Wir haben sie mißverstanden und den Krieg begonnen. Jetzt, wo ich vor Ihnen stehe, Konsul Vespasian, in diesem Ihrem Zelt, weiß ich die richtige Deutung.« Er verneigte sich voll großer Ehrerbietung, aber seine Stimme blieb nüchtern und voll Maß. »Der Messias geht aus von Judäa: aber er ist kein Jude. Sie sind es, Konsul Vespasian.«

Diese abenteuerlich freche Lüge verblüffte alle im Zelt. Vom Messias hatten sie gehört, der ganze Osten war voll von dem Gerede. Der Messias, das war der Halbgott, von dem dieser Teil der Erde träumte, daß er auferstehen werde, um den unterjochten Orient an Rom zu rächen. Ein dunkles Wesen, geheimnisvoll, überirdisch, ein bißchen zum Spott reizend wie alle Erzeugnisse östlichen Aberglaubens, aber doch voll Lockung und voll Drohung.

Cänis war aufgestanden, sie hatte den Mund halb offen. Ihr Vespasian der Messias? Sie dachte an die Sache mit dem Trieb der heiligen Eiche. Davon konnte der Jude schwerlich etwas wissen. Sie starrte Josef an, mißtrauisch, befangen. Was er sagte, war groß und erfreulich und durchaus in der Richtung ihrer Hoffnung: aber dieser östliche Mensch blieb ihr unheimlich.

Der junge General Titus, ein Fanatiker der Präzision, liebte es, Leute auf ihre genauen Äußerungen festzulegen; er hatte es sich zur mechanischen Gewohnheit gemacht, Gespräche mitzustenographieren. Auch jetzt hatte er mitgeschrieben. Nun aber sah er verwundert auf. Es wäre ihm eine Enttäuschung gewesen, wenn dieser junge, tapfere Soldat sich als Schwindler erwiesen hätte. Nein, er schaute wahrhaftig nicht aus wie ein Schwindler. Vielleicht war er trotz seines einfachen und natürlichen Gehabes ein Besessener, wie so viele im Orient. Vielleicht hatten langer Hunger und Durst ihn verrückt gemacht.

Vespasian schaute mit seinen hellen, schlauen Bauernaugen in die ehrfurchtsvollen des Josef. Der hielt seinen Blick aus, lange. Er schwitzte, trotzdem es im Zelt wirklich nicht allzu heiß war, die Fesseln scheuerten ihn, die Kleider kratzten ihn. Aber er hielt den Blick aus. Er wußte, dies war der entscheidende Moment. Vielleicht wird der Römer sich einfach umdrehen, erzürnt oder auch angewidert, und ihn wegschleppen lassen, zum Kreuz oder auf ein Leibeigenenschiff für die ägyptischen Bergwerke. Vielleicht aber auch wird der Römer ihm glauben. Er *muß* ihm glauben. Hastig, in seinem Innern, während er auf Antwort wartete, betete er: Gott, mach, daß der Römer mir glaubt. Wenn du’s nicht um meinetwillen tust, dann tu es um deines Tempels willen. Denn wenn der Römer glaubt, wenn er wirklich in diesem Jahr nicht mehr vor die Stadt zieht, dann, bis zum nächsten Jahr, läßt sich deine Stadt und dein Tempel vielleicht noch retten. Du mußt machen, Gott, daß der Römer glaubt. Du mußt, du mußt. So stand er, betend, bang um sein Leben, den Blick des Römers aushaltend, in ungeheurer Spannung die Antwort des Römers erwartend.

Der Römer sagte nur: »Na, na, na. Nicht so heftig, junger Herr.«

Josef atmete hoch. Der Mann hatte sich nicht abgewandt, der Mann hatte ihn nicht wegschleppen lassen, er hatte gewonnen. Leise, rasch, voll Zuversicht, dringlich fuhr er fort: »Bitte, glauben Sie mir. Nur deshalb, weil ich bestimmt war, Ihnen das zu sagen, habe ich mich nicht nach Jerusalem durchgeschlagen, wie es unser Plan war, sondern mich bis zum Schluß in Jotapat gehalten.«

»Unsinn«, knurrte Vespasian. »Sie hätten sich nie nach Jeru salem durchschlagen können.« — »Ich habe Briefe von Jerusalem bekommen und Briefe hingeschickt«, wandte Josef ein, »also hätte ich auch selber durchkommen können.« Titus, vom Tisch her, sagte lächelnd: »Ihre Briefe haben wir aufgefangen, Doktor Josef.« Bescheiden jetzt mischte sich Oberst Paulin ein: »In einem der aufgefangenen Briefe heißt es: ›Ich werde die Festung Jotapat sieben mal sieben Tage halten.‹ Wir haben darüber gelacht. Aber die Juden haben die Festung sieben Wochen gehalten.«

Alle wurden nachdenklich. Vespasian grinste hinüber zu Cänis. »Na, Cänis«, sagte er. »Eigentlich ist dieser junge Bursche mit seinen drei Unschuldigen die Ursache, daß sich, gerade noch vor Torschluß, Gott Mars mit seinem Eichentrieb nicht heftig blamiert hat. Der Marschall ist ein aufgeklärter Mann. Immerhin, warum soll er, wenn es seine Pläne nicht stört, nicht an Vorzeichen glauben? Manchmal hat man sich in der Deutung dieser Vorzeichen geirrt, aber andernteils gibt es gut verbürgte Geschichten von der verblüffenden Zuverlässigkeit gewisser Hellseher. Und was den gestaltlosen Gott der Juden anlangt, der in seinem dunkeln Allerheiligsten in Jerusalem wohnt: warum soll er es in den Wind schlagen, wenn dieser jüdische Gott ihm Dinge mitteilen läßt, die sich so gut zu den eigenen Plänen schicken? Er hat bisher selber nicht genau gewußt, ob er eigentlich nach Jerusalem will oder nicht. Die Regierung drängt, er müsse mit dem Feldzug noch im Sommer zu Ende sein. Aber es wäre wirklich ein Jammer, nicht nur für ihn, sondern auch für den Staat, wenn diese Ostarmee, die er jetzt so gut gedrillt hat, nach einem zu schnellen Sieg wieder zerschlagen würde und in zweifelhafte Hände käme. Eigentlich hat der Bursche da mit seinem harten Jotapat ihm einen guten Dienst getan, und der Gott, der aus ihm spricht, ist kein schlechter Ratgeber.«

Josef aber blühte auf wie ein verdorrtes Feld unterm Regen. Gott war gnädig gewesen; es war augenscheinlich, daß der Feldherr ihm glaubte. Und warum auch nicht? Dieser, der da vor ihm stand, war wirklich der Mann, von dem es hieß, daß er ausgehen werde von Judäa, die Welt zu richten. Hieß es nicht in der Schrift: »Der Libanon wird in eines Mächtigen Hand fallen«? Adir, das hebräische Wort für mächtig, bedeutete es nicht genau das gleiche wie Cäsar, Imperator? Gab es ein besseres, deckenderes Wort für diesen breiten, schlauen, klaren Mann? Er neigte den Kopf vor dem Römer, tief, die Hand an der Stirn. Das Wort vom Messias und das alte, finstere Wort, daß Jahve Israel schlagen werde, um es zu entsühnen, war *eines,* und dieser Römer war gekommen, es zu erfüllen. Wie die Olive ihr Öl nur hergibt, wenn man sie preßt, so gibt Israel sein Bestes nur, wenn es gedrückt wird, und der es keltert und preßt, heißt Vespasian. Ja, Josef hatte das letzte, abschließende Argument gefunden. Eine tiefe Sicherheit überkam ihn, er fühlte die Kraft in sich, mit seiner Ausdeutung vor dem kniffligsten Doktor der Tempelhochschule zu bestehen. Die Höhle von Jotapat war voll Krampf und Schmach gewesen, aber wie des Menschen Frucht hervorgestoßen wird aus Blut und Kot, so war aus ihr gute Frucht hervorgegangen. Er war bis an die Poren seiner Haut voll von Zuversicht.

Cänis aber ging unbehaglich um den Gefangenen herum. »Es ist die Angst vor dem Kreuz«, maulte sie, »die aus dem Menschen redet. Ich würde ihn nach Rom öder Korinth schikken. Der Kaiser soll ihn richten.«

»Schicken Sie mich nicht nach Rom«, bat dringlich Josef. »Sie sind es, der über mein und unser aller Schicksal zu bestimmen haben wird.«

Er war ausgehöhlt vor Erschöpfung; aber es war eine glückliche Erschöpfung, er hatte keine Angst mehr. Ja, im Innersten fühlte er sich dem Römer bereits überlegen. Er stand vor dem Römer, er sprach seine kühnen, schmeichlerischen Worte, er neigte sich vor ihm, aber schon hatte er das Gefühl, den andern zu leiten. Der Römer war unbewußt eine Zuchtrute in der Hand Gottes: er, Josef, war bewußt und fromm Jahves Instrument. Was er gespürt hat, als er zum erstenmal vom Capitol über Rom hinschaute, hat sich auf seltsame Art erfüllt. Er hat die Hand am Schicksal Roms. Vespasian ist der Mann, den Gott erwählt hat, aber er, Josef, ist der Mann, ihn nach dem Willen Gottes zu lenken.

Der Marschall sagte, und in seiner knarrenden Stimme war eine leise Drohung: »Jüdlein, nimm dich in acht. Stenogra phier gut mit, Titus, mein Sohn. Wir werden vielleicht einmal Lust haben, diesen Herrn beim Wort zu nehmen. Können Sie mir auch sagen«, wandte er sich an Josef, »wann das sein wird mit meiner Messiasherrlichkeit?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Josef. Und plötzlich, unerwartet stürmisch: »Halten Sie mich in Ketten bis dahin. Lassen Sie mich exekutieren, wenn es Ihnen zu lange dauert. Aber es wird nicht lange dauern. Ich war ein guter Diener der ›Rächer Israels‹, solange ich glaubte, Gott sei in Jerusalem und diese Männer seine Beauftragten. Ich werde Ihnen ein guter Diener sein, Konsul Vespasian, nun ich weiß, Gott ist in Italien, und Sie sind sein Beauftragter.«

Vespasian sagte: »Ich nehme Sie aus der Beute in meine privaten Dienste.« Und, da Josef sprechen wollte: »Gratulieren Sie sich nicht zu rasch, mein Jüdlein. Ihren Priestergürtel können Sie weitertragen, aber auch Ihre Fesseln werden Sie tragen, bis sich herausgestellt hat, was an Ihrer Prophezeiung stimmt.«

An Kaiser und Senat schrieb der Feldherr, er müsse sich für dieses Jahr damit begnügen, das Erreichte zu sichern.

Noch immer warteten die Telegrafisten an den Posten, die Cestius Gall vorbereitet hatte, auf die Nachricht, Jerusalem sei gefallen. Vespasian zog die Posten zurück.

Drittes Buch

CÄSAREA

Josef wurde in der näheren Umgebung Vespasians einfach, aber nicht schlecht gehalten. Der Feldherr hörte ihn als Ratgeber in Dingen, die jüdische Gebräuche und persönliche Verhältnisse einzelner Juden anlangten, er hatte ihn gern um sich. Aber er zeigte, daß er seinen Angaben nie ganz traute, ließ sie oft nachprüfen, hänselte und demütigte ihn zuweilen empfindlich. Josef nahm Hohn und Demütigung mit schmiegsamer Bescheidenheit hin und machte sich auf jede Art nützlich. Er stilisierte die Erlasse des Feldherrn an die jüdische Bevölkerung, fungierte als Sachverständiger bei Streitigkeiten zwischen der Besatzungsbehörde und den jüdischen Autoritäten, bald wurde seine Tätigkeit unentbehrlich.

Den Juden Galiläas galt Josef, trotzdem er sich nach Kräften um sie mühte, als feiger Überläufer. In Jerusalem gar mußten sie ihn auf den Tod hassen. Es drangen zwar nur vage Nachrichten aus der Hauptstadt in das von den Römern besetzte Gebiet; aber so viel war gewiß: die Makkabi-Leute waren dort die unumschränkten Herren geworden, sie hatten eine Schreckensherrschaft aufgerichtet und bewirkt, daß der Große Bann über Josef verhängt wurde. Unter Posaunenstößen war verkündet worden: »Verflucht, zerschmettert, gebannt sei Josef Ben Matthias, früher Priester der Ersten Reihe aus Jerusalem. Niemand pflege Umgang mit ihm. Niemand rette ihn aus Feuer, Einsturz, Wasser, aus irgend etwas, was ihn vernichten kann. Jeder weise seine Hilfe zurück. Seine Bücher seien als die eines falschen Propheten geächtet, seine Kinder als Bastarde. An ihn denke jeder, wenn die zwölfte, die Fluchbitte, aus den Achtzehn Bitten gesprochen wird, und wenn er des Weges kommt, dann halte jeder sieben Schritte Abstand von ihm wie vor einem Aussätzigen.«

Auf besonders eindrucksvolle Art bezeigte die Gemeinde Meron in Obergaliläa ihren Abscheu vor Josef, trotzdem sie in dem von den Römern besetzten Gebiet lag und solches Tun nicht ungefährlich war. Hier in Meron hatte einmal einer gerufen: »Dieser ist es«, und die Leute von Meron hatten die Hufspuren des Pferdes Pfeil mit Kupfer ausgießen lassen und die Stätte heiliggehalten. Jetzt legten sie ihre Hauptstraße über einen Umweg, weil sie sie einmal zur Begrüßung Josefs mit Blumen und Laub bestreut hatten. In feierlicher Zeremonie säten sie Gras aus über das, was einmal ihre Hauptstraße gewesen war, auf daß Gras wachse über den Weg, den der Verräter getreten hatte, und sein Andenken vergessen werde.

Josef kniff die Lippen zusammen, machte die Augen eng. Die Kränkung steifte nur sein Selbstgefühl. Im Gefolge des Vespasian kam er nach Tiberias. Hier hatte er die entscheidende Tat seines Lebens getan, durch diese Straßen war er groß und glühend hingezogen, auf seinem Pferde Pfeil, der Held, der Führer seines Landes. Er machte sich hart. Er trug seine Ketten mit Stolz durch die Straßen von Tiberias, achtete nicht der Menschen, die vor ihm ausspuckten, ihm voll Haß und Ekel in weitem Bogen auswichen. Er schämte sich nicht des Schicksals, das ihn aus dem Diktator Galiläas zum verächtlich gehätschelten Leibeigenen der Römer gemacht hatte.

Vor einem aber hielt sein künstlicher Stolz nicht stand, vor Justus und seiner blicklosen Verachtung. Justus brach mitten im Satz ab, wenn Josef ins Zimmer trat, kehrte peinlich das gelbbraune Gesicht weg. Josef wollte sich rechtfertigen. Dieser Mann wußte soviel um das menschliche Herz, er mußte ihn verstehen. Doch Justus ließ es nicht zu, daß Josef das Wort an ihn richtete.

König Agrippa hatte sich daran gemacht, seinen zerstörten Palast neu aufzurichten. Josef erfuhr, daß Justus fast den ganzen Tag in den weitläufigen Bauanlagen herumstrich. Immer wieder erstieg auch er den Hügel, auf dem der neue Palast errichtet wurde, suchte eine Gelegenheit, den Justus zu stellen. Endlich einmal fand er ihn allein. Es war ein klarer Tag frühen Winters. Justus hockte auf dem Vorsprung einer Mauer, er schaute hoch, als Josef zu sprechen anfing. Aber gleich zog er den Mantel über den Kopf, als ob ihn friere, und Josef wußte nicht, ob er ihn hörte. Er redete ihm zu, bat, beschwor, suchte sich ihm klarzumachen. Ist nicht ein kraftvoller Irrtum besser als eine schwächliche Wahrheit? Muß man nicht durch die Gefühle der Makkabi-Leute durchgegangen sein, ehe man sie verwerfen darf?

Allein Justus schwieg. Als Josef zu Ende war, erhob er sich, hastig, ein wenig ungeschickt. Wortlos an dem bittend Daste henden vorbei ging er, durch den starken Geruch von Mörtel und frischem Holz, ging fort. Gedemütigt, erbittert schaute Josef ihm nach, wie er ein wenig müde und mühsam über die großen Steine kletterte, den nächsten Weg aus dem Neubau hinaus.

Es gab in der Stadt Tiberias viele, die den Justus nicht leiden mochten. Vernunft war in diesen Kriegsläuften weder bei der einheimischen griechisch-römischen Bevölkerung Judäas noch bei den Juden populär. Justus aber war vernünftig. Mit leidenschaftlicher Vernunft hatte er, solange er Kommissar der Stadt war, zwischen Juden und Nichtjuden vermittelt, um den Frieden aufrechtzuerhalten. Ohne Glück. Die Juden fanden ihn zu griechisch, die Griechen zu jüdisch. Die Griechen verübelten ihm, daß er nicht schärfer gegen Sapita vorgegangen war und daß er die Zerstörung des Palastes nicht verhindert hatte. Sie wußten, daß König Agrippa seinen Sekretär in hohem Ansehen hielt, und sie hatten nach der Wiedereinnahme der Stadt geschwiegen. Jetzt aber, durch die Anwesenheit des römischen Marschalls ermutigt, reichten sie Klage ein, der Jude Justus trage die Hauptschuld, daß der Aufruhr in Galiläa und in ihrer Stadt sich so habe ausbreiten können.

König Agrippa, in diesen zweideutigen Zeiten doppelt beflissen, den Römern seine Ergebenheit zu beweisen, wagte nicht, sich schützend vor seinen Beamten zu stellen. Der Oberst Longin andernteils, der höchste Richter in der Armee Vespasians, hatte sich’s zur Maxime gemacht, es sei besser, einen Unschuldigen hinzurichten als einen Schuldigen laufenzulassen. Die Sache sah also für Justus nicht gut aus. Justus selber, voll Menschenverachtung, hochmütig, bitter, verteidigte sich ohne Schwung. Mochte sein König ihn im Stich lassen. Er wußte, wen die Schuld traf an allem Übel, das in Galiläa geschehen war. Dem schillernden, oberflächlichen Burschen schlug alles, was er tat, zum Glück aus. Mochten ihn jetzt die Römer hätscheln. Es ist alles eitel. Justus war voll bis in die Poren seiner Haut von bitterm Fatalismus.

Oberst Longin nahm aus Rücksicht auf König Agrippa die Sache sehr gewissenhaft. Er lud den Josef als Zeugen. Josef, als er nun das Schicksal des Justus in die Hand bekam, wurde hin und her gerissen vom Zwiespalt. Justus hatte in die Winkel seines Herzens gesehen, wo es am schmutzigsten war: nun stand es bei ihm, ob dieser Mann für immer verschwinden sollte oder nicht. Für alles und für jeden wußte dieser Justus eine zureichende Erklärung, eine Entschuldigung. Für ihn nicht. Für ihn hatte er nur Schweigen und Verachtung. Josef hatte viel Würde von sich abgetan, er hatte Geduld gelernt, er ging in Ketten, aber Verachtung dringt selbst durch den Panzer einer Schildkröte. Es war so einfach, den Beleidiger für alle Zeiten verschwinden zu lassen. Josef brauchte nicht einmal zu lügen, es genügte, wenn seine Aussage lau war.

Seine Aussage war leidenschaftlich und für Justus günstig. Mit heftiger Überzeugung und mit guten Gründen tat er dar, niemand habe je konsequenter die Sache des Friedens und der Römer vertreten als dieser Doktor Justus. Und die ihn verklagten, seien Lügner oder Narren.

Oberst Longin unterbreitete die Aussage dem Feldherrn. Vespasian schnaufte. Er beobachtete seinen Gefangenen gut und witterte wohl, daß Dinge sehr persönlicher Art zwischen den beiden waren. Aber bis jetzt war er seinem klugen Juden auf keine einzige falsche Angabe gekommen. Im übrigen war dieser Doktor Justus ein typischer Literat und Philosoph und somit ungefährlich. Der Marschall schlug die Untersuchung nieder, stellte den Doktor Justus zur Verfügung seines Herrn, des Königs Agrippa.

König Agrippa war vor seinem vielgeprüften Sekretär höflich und schuldbewußt. Justus sah deutlich, wie unbequem er ihm war. Er grinste, er kannte die Menschen. Er erbot sich, für seinen Herrn nach Jerusalem zu gehen, dort die Rechte Agrippas wahrzunehmen, während des Winters, da die militärischen Handlungen stockten, für den Frieden zu wirken. Das war, da jetzt die »Rächer Israels« in Jerusalem schrankenlos herrschten, ein ebenso aussichtsloses wie gefährliches Unternehmen. Niemand erwartete, der Sekretär des Königs werde lebend zurückkommen. Justus reiste mit gefälschten Pässen. Josef stand an seinem Weg, als er aufbrach. Justus fuhr an ihm vorbei, blicklos wie bisher, schweigend.

In Cäsarea bei der großen Spätsommermesse sah Josef den Glasbläser Alexas aus Jerusalem, den Sohn des Nachum. Josef glaubte, er werde einen Bogen um ihn machen wie die meisten Juden. Aber siehe, Alexas kam auf ihn zu, er begrüßte ihn. Josefs Kette und der Große Bann hielten ihn nicht ab, mit ihm zu sprechen.

Alexas ging neben Josef her, stattlich und beleibt wie immer, aber seine Augen waren noch trüber und bekümmerter. Er hatte sich nur mit Gefahr aus Jerusalem fortstehlen können; denn die Makkabi-Leute verhinderten mit den Waffen, daß irgendwer die Stadt verlasse und sich in die Gewalt der Römer begebe. Ja, es herrschte jetzt Wahnsinn und krasse Gewalt in Jerusalem. Nachdem die »Rächer Israels« die Gemäßigten fast alle beseitigt hatten, zerfleischten sie sich untereinander. Simon Bar Giora bekämpfte den Eleasar, und Eleasar den Johann von Gischala, und Johann wieder den Simon, und zusammen hielten sie nur gegen eines: gegen die Vernunft. Wenn man es nüchtern ansah, dann stand die Gefahr dieser Reise nach Cäsarea in keinem rechten Verhältnis zum Gewinn. Denn er, Alexas, hatte die feste Absicht, wieder nach Jerusalem zurückzukehren. Er nahm es auf sich, in dieser Stadt weiterzuleben, die im Unsinn und im blinden Haß der MakkabiLeute erstickte. Das war eine Torheit von ihm. Aber er liebte seinen Vater und seine Brüder, er konnte nicht leben ohne sie, er wollte sie nicht im Stich lassen. Allein in den letzten Tagen hatte er die Tollheit der Stadt nicht mehr ertragen können. Einmal wieder mußte er freiere Luft atmen, mußte mit seinen eigenen Augen sehen, daß es noch eine vernünftigere Welt gab.

Es war ja eigentlich verboten, hier mit Josef zusammenzustehen und zu schwatzen, und wenn man es in Jerusalem hört, dann werden es die Makkabi-Leute ihn entgelten lassen. Josef trägt ja auch ein gerüttelt Maß Schuld daran, daß die Dinge so gekommen sind. Er hätte in Galiläa viel verhüten können. Aber Josef hat manches wiedergutgemacht. Er wenigstens, Alexas, sieht es als ein großes Verdienst an, als einen Sieg der Vernunft, daß Josef nicht mit den andern in Jotapat starb, sondern gebeugten Hauptes zu den Römern überging. Besser ein lebendiger Hund denn ein toter Löwe, zitierte er. In Jerusalem freilich denken sie anders, fuhr er bitter fort, und er erzählte Josef, wie Jerusalem den Fall der Festung Jotapat aufgenommen hatte. Zuerst war dort gemeldet worden, Josef sei bei der Einnahme Jotapats mit umgekommen. Die ganze Stadt habe teilgenommen an der wilden und großartigen Trauerfeier für den Helden, der die Festung so unglaubhaft lange gehalten hatte. Ausführlich berichtete Alexas, wie im Haus des alten Matthias feierlich, in Gegenwart der Erzpriester und der Mitglieder des Großen Rats, das Bett umgestürzt wurde, in dem Josef geschlafen hatte. Sein eigener Vater dann, Nachum Ben Nachum, habe im Auftrag der Bürgerschaft mit zerrissenem Gewand und Asche auf dem Kopf dem alten Matthias in dem vorgeschriebenen weidengeflochtenen Korb das Linsengericht der Trauer überbracht. Und ganz Jerusalem war zugegen, als der alte Matthias zum erstenmal das Kaddisch sprach, das Totengebet, jene drei Worte hinzufügend, die nur gesagt werden durften, wenn ein Großer in Israel gestorben war.

»Und dann?« fragte Josef.

Alexas lächelte sein fatales Lächeln. Dann freilich, erzählte er, als man erfuhr, Josef lebe und habe sich der Gnade der Römer übergeben, sei der Umschwung um so heftiger gewesen. Des Josef Jugendfreund, Doktor Amram, war es, der die Bannung beantragt hatte, und nur ganz wenige von den Herren des Großen Rats hatten gewagt, sich dagegen auszusprechen, unter ihnen allerdings der Großdoktor Jochanan Ben Sakkai. Die Hallen des Tempels, als von den Stufen zum Heiligen Raum Verfluchung und Bann gegen Josef verkündet wurde, waren so voll wie am Passahfest. »Lassen Sie es sich nicht anfechten«, sagte er zu Josef und grinste ihn herzlich an, wobei seine weißen Zähne groß und gesund aus seinem viereckigen schwarzen Bart herauskamen. »Wer sich zur Vernunft bekennt, muß leiden.«

Er trennte sich von Josef. Stattlich, beleibt, das frischfarbige Gesicht bekümmert, schritt er zwischen den Buden hin. Später sah Josef, wie er bei einem Händler pulverisierten Quarz erstand und wie er zärtlich mit der Hand über den feinen Staub strich; er hatte das kostbare Material seiner geliebten Kunst wohl lange entbehren müssen.

Josef dachte oft an diese Unterredung, mit geteilten Empfindungen. Schon in Jerusalem war er der Meinung gewesen, Alexas sei klarer von Urteil als sein Vater Nachum, aber sein, Josefs, Herz war mit dem törichten Nachum gewesen und gegen den klugen Alexas. Nun standen alle gegen ihn, und nur der kluge Alexas war für ihn. Seine Kette, an die er sich gewöhnt zu haben glaubte, drückte, scheuerte. Sicher hatte der Prediger recht, besser ein lebendiger Hund denn ein toter Löwe. Aber manchmal wünschte er, er wäre in Jotapat mit den andern umgekommen.

Marcus Licinius Crassus Mucianus, Generalgouverneur von Syrien, lief nervös durch die weiten Räume seines Palais in Antiochia. Er war überzeugt gewesen, diesmal werde Vespasian keine Ausrede mehr finden, den Feldzug länger hinzuzögern. Nachdem der Terror der »Rächer Israels« die Gemäßigten in Jerusalem ausgemerzt hatte, wüteten die Meuterer unter sich. Bürgerkrieg war in Jerusalem, die Nachrichten waren klar und zuverlässig. Es war sinnlos, diese Chance ungenützt vorbeigehen zu lassen. Jetzt endlich mußte Vespasian vor die Stadt rücken, sie nehmen, den Krieg beenden. Mit brennen-der Spannung hatte Mucian den Bericht über den Kriegsrat erwartet, der jetzt zu Winterende die Richtlinien für die Frühjahrskampagne festlegen sollte. Nun lag er vor ihm, der Bericht. Die weitaus meisten Herren des Kriegsrats, selbst der Sohn des Vespasian, der junge General Titus, waren der Meinung gewesen, man müsse unverzüglich gegen Jerusalem marschieren. Aber der Spediteur, der unverschämte, plumpe Pferdeäpfelbauer, hatte einen neuen Dreh gefunden. Der innere Zwist der Juden, hatte er ausgeführt, werde die Stadt in absehbarer Zeit reif machen, mit sehr viel weniger Opfern genommen zu werden als jetzt. Jetzt vor Jerusalem zu marschieren hieße das Blut guter römischer Legionäre verschwenden, das man sparen könne. Er sei dafür, zuzuwarten, vornächst den bisher nicht besetzten Süden zu okkupieren. Er war schlau, dieser Vespasian. So filzig er war, mit Ausreden war er nicht filzig. Der würde sein Kommando nicht so bald abgeben.

Der schmächtige Mucian, den Stock hinterm Rücken, den hagern Kopf schräg vorgestreckt, lief wütend hin und her. Er war nicht mehr jung, er hatte die Fünfzig hinter sich, ein Leben voll von herrlichen, nie bereuten Lastern, voll von Studien über die nie erschöpfte Fülle der Merkwürdigkeiten der Natur, ein Leben voll von Macht und Absturz, von Reichtum und Niederbruch. Nun, gerade noch im Besitz seiner ganzen Kraft, war er Herr in diesem tief erregenden, uralten Asien geworden, und er kochte vor Wut, daß der abgefeimte junge Kaiser ihn den großartigen Bissen gerade mit diesem widerwärtigen Bauern teilen hieß. Fast ein ganzes Jahr hatte er den verschmitzten Spediteur als Gleichgestellten neben sich dulden müssen. Aber jetzt war es genug. Er durchschaute natürlich die Absichten des Marschalls ebensogut wie die des Kaisers. Der Bursche durfte ihm nicht länger im Weg stehen. Er mußte fort aus seinem Asien, er mußte, mußte! mit diesem läppischen Judenkrieg endlich Schluß machen.

In Eile und großem Zorn diktierte Mucian ein ganzes Bündel von Briefen, an den Kaiser, an die Minister, an befreundete Senatoren. Es sei unverständlich, warum der Feldherr auch zu Beginn dieses Sommers nach soviel Vorbereitungen und nachdem der Gegner durch innere Zwistigkeiten geschwächt sei, die Stadt Jerusalem noch immer nicht für sturmreif halte. Er wolle nicht bittere Meditationen darüber anstellen, wie sehr diese wenig energische Kriegführung die Pläne des Alexanderzugs gefährdet habe. Aber so viel sei gewiß, daß, wenn die Strategie des Zögerns fortgesetzt werde, das Prestige des Kaisers, des Senats und der Armee im ganzen Osten auf dem Spiel stehe.

Der Zeitpunkt, zu dem diese Briefe in Rom eintrafen, war für die Absichten des Mucian recht ungünstig. Die Westprovinzen hatten nämlich soeben viel wichtigere und unangenehmere Dinge gemeldet. Der Gouverneur von Lyon, ein gewisser Vindex, meuterte, er schien die Sympathien ganz Galliens und Spaniens zu haben. Die Depeschen klangen bedenklich. Wirkliche, volle Anteilnahme fand unter diesen Umständen der Bericht des Mucian nur an einer einzigen Stelle, bei dem Minister Talaß. Der alte Herr hielt es für einen ihm persönlich angetanen Tort des Generals Vespasian, daß der die Zerstörung Jerusalems so lange hinauszögerte. Er antwortete dem Mucian verständnisvoll, von ganzem Herzen zustimmend.

Der Generalgouverneur, diese Antwort in Händen, beschloß, den Spediteur selber zu stellen, fuhr ins Hauptquartier Vespasians nach Cäsarea.

Der Marschall empfing ihn schmunzelnd, sichtlich erfreut. Man lag bei Tische, zu dreien, Vespasian, Titus, Mucian, unter herzlichen Gesprächen. Langsam, beim Nachtisch, glitt man ins Politische. Mucian betonte, wie fern es ihm liege, sich in die Dinge des andern zu mengen; es sei Rom, es seien die römischen Minister, die auf Beendigung des Feldzugs drängten. Er für sein Teil begreife durchaus die Motive des Marschalls, aber anderseits erscheine ihm der Wunsch Roms so wichtig, daß er bereit sei, aus seinen eigenen syrischen Legionen Truppen abzugeben, falls nur Vespasian vor Jerusalem rücke. Der junge General Titus, begierig, seine soldatischen Qualitäten endlich zu zeigen, pflichtete stürmisch bei: »Tu es, Vater, tu es! Meine Offiziere brennen darauf, die ganze Armee brennt darauf, Jerusalem niederzuschlagen.«

Vespasian sah mit Vergnügen, wie in dem gescheiten, von Lüsten, Geldgier und Ehrgeiz verwüsteten Gesicht des Mucian ein großes Gefallen an seinem Sohn Titus aufstieg, gemischt aus ehrlicher Sympathie und Begierde. Der Marschall schmunzelte. Er hatte dem Sohn, sosehr er an ihm hing, von seinen wirklichen Motiven nichts gesagt. Im Innern war er überzeugt, der Junge wußte so gut darum wie dieser schlaue Mucian oder sein Jude Josef; aber er freute sich, daß Titus so stürmisch loslegte. Um *so* leichter fiel es ihm selber, seine persönlichen Argumente durch sachliche zu verdecken.

Später, als er mit Mucian allein war, zog dieser den Brief des Ministers Talaß heraus. Vespasian bekam geradezu Respekt vor seiner Zähigkeit. Der Mensch war ekelhaft, aber gescheit: man konnte offen mit ihm reden. Vespasian also winkte ab: »Lassen Sie nur, Exzellenz. Ich weiß, Sie wollen mir jetzt die Meinung irgendeines einflußreichen Kackers aus Rom versetzen, der Ihnen versichert, Rom gehe zugrunde, wenn ich nicht augenblicklich vor Jerusalem rücke.« Er schob sich näher an Mucian heran, blies ihm seinen starken Atem ins Gesicht, daß Mucians ganze Höflichkeit dazu gehörte, nicht zurückzuweichen, und sagte gemütlich: »Und wenn Sie mir noch zehn solcher Briefe zeigen, Verehrter, ich denke gar nicht daran.« Er richtete sich hoch, strich ächzend seinen gichtischen Arm, rückte ganz dicht neben den andern, sagte vertraulich: »Hören Sie einmal, Mucian, wir haben uns doch beide alle acht Winde um die Nase wehen lassen, wir brauchen einander nichts vorzumachen. Mir wird der Wein sauer, wenn ich Sie anschauen muß mit Ihrem zuckenden Gesicht und Ihrem Stock hinterm Rücken, und Sie werden seekrank, wenn Sie meinen lauten Atem hören und meine Haut riechen. Stimmt’s?« Mucian erwiderte verbindlich: »Bitte, fahren Sie fort.« Vespasian fuhr fort: »Nun sind wir aber einmal leider an die gleiche Deichsel gespannt. Es war ein verdammt schlauer Einfall der Majestät. Nur: sollten wir nicht ebenso schlau sein? Ein Dromedar und ein Büffel kommen schlecht miteinander aus an der gleichen Deichsel, Griechen und Juden kann man mit Erfolg gegeneinander ausspielen: aber zwei alte Eingeweide-Beschauer wie wir, was meinen Sie?« Mucian zwinkerte heftig und nervös. »Ich folge aufmerksam Ihren Gedankengängen, Konsul Vespasian«, sagte er. »Haben Sie Nachrichten aus dem Westen?« fragte jetzt unumwunden Vespasian, und seine hellen Augen ließen den andern nicht los. »Aus Gallien, meinen Sie?« fragte Mucian zurück. »Ich sehe, Sie sind im Bilde«, schmunzelte Vespasian. »Sie brauchen mir den Brief Ihres römischen Hintermannes wirklich nicht zu versetzen. Rom hat jetzt andere Sorgen.«

»Mit Ihren drei Legionen können Sie wenig ausrichten«, sagte unbehaglich Mucian. Er hatte den Stock beiseite gelegt, wischte sich mit dem Rücken der kleinen, gepflegten Hand den Schweiß von der Oberlippe. »Richtig«, konstatierte gemütlich Vespasian. »Darum schlage ich Ihnen ein Abkommen vor. Ihre vier syrischen Legionen sind miserabel, aber zusammen mit meinen drei guten sind es immerhin sieben. Halten wir unsere sieben Legionen zusammen, bis man im Westen klarer sieht.« Und da Mucian schwieg, redete er ihm vernünftig zu: »Bevor es im Westen klar wird, werden Sie mich doch nicht los. Seien Sie gescheit.« — »Ich danke Ihnen für Ihre offenen und konsequenten Darlegungen«, erwiderte Mucian.

Es waren angeblich seine wissenschaftlichen Interessen, die den Mucian in den nächsten Wochen in Judäa festhielten; denn er arbeitete an einem großen Werk, einer Darstellung der Geographie und Ethnographie des Imperiums, und Judäa stak voller Merkwürdigkeiten. Der junge Titus begleitete den Gouverneur auf seinen Exkursionen, sehr beflissen; oft stenographierte er mit, was die Eingeborenen zu erzählen hatten. Da war die Quelle von Jericho, die vor Zeiten nicht nur die Erd- und Baumfrüchte, sondern auch die Leibesfrucht der Weiber vernichtet und überhaupt allem Lebendigen Tod und Verderben gebracht hatte, bis sie ein gewisser Prophet Elysseus durch Gottesfurcht und Priesterkunst entsühnte, so daß sie jetzt das Gegenteil bewirkte. Auch den Asphaltsee besichtigte Mucian, das Tote Meer, das selbst die schwersten Gegenstände trägt und sie sogleich wieder hochspült, wenn man sie mit Gewalt hineintaucht. Mucian ließ sich das vorführen, ließ Personen, die des Schwimmens unkundig waren, mit auf dem Rücken gebundenen Händen in die Tiefe werfen und schaute mit Interesse zu, wie sie auf der Oberfläche herumtrieben. Dann bereiste er die sodomitischen Gefilde, suchte die Spuren des vom Himmel gesandten Feuers, sah im See die schattenhaften Umrisse von fünf untergegangenen Städten, pflückte Früchte, an Farbe und Gestalt eßbaren ähnlich, die aber noch während des Pflückens zu Staub und Asche zerplatzten.

Er stellte Fragen über alles, er war sehr wißbegierig, notierte und ließ notieren. Eines Tages fand er solche Notizen niedergeschrieben in seiner eigenen Handschrift, trotzdem er genau wußte, er hatte diese Notizen nicht gemacht. Es stellte sich heraus, daß sie von Titus stammten. Ja, der junge Herr hatte die Fähigkeit, sich rasch und so tief in die Handschrift anderer einzuleben, daß diese andern seine Nachahmung von ihrer eigenen Schrift nicht unterscheiden konnten. Mucian, nachdenklich, bat den Titus, ihm einige Zeilen in der Schrift seines Vaters zu schreiben. Titus tat es, und es war wirklich unmöglich, diese Zeilen als Nachahmung zu erkennen. Aber das Merkwürdigste, was Mucian in diesen judäischen Wochen sah und erlebte, blieb der kriegsgefangene gelehrte General Josef Ben Matthias. Schon am ersten Tag in Cäsarea war dem Gouverneur der gefangene Jude aufgefallen, wie er bescheiden und dennoch überaus sichtbar mit seiner Kette in den Straßen Cäsareas herumlief. Vespasian hatte seine Fragen sonderbar beiläufig weggewischt. Aber er konnte nicht verhindern, daß sich der neugierige Mucian trotzdem eingehend mit diesem Priester Josef unterhielt. Er tat das oft; er merkte bald, daß Vespasian seinen Gefangenen als eine Art Orakel verwandte, nach dessen Aussprüchen er sich in Zweifelsfällen richtete, ohne natürlich den Gefangenen diese seine Bedeutung merken zu lassen. Den Mucian beschäftigte das; denn er hielt den Marschall für einen wassernüchternen Rationalisten. Er sprach mit Josef über alle möglichen Dinge zwischen Himmel und Erde und staunte immer wieder, wie seltsam östliche Weisheit das griechische Weltwissen des Juden veränderte. Er kannte Priester aller Art, Priester des Mithras und des Aumu, barbarische Priester der englischen Sulis und der deutschen Rosmerta: dieser Priester des Jahve, so wenig er sich äußerlich von einem Römer unterschied, lockte ihn mehr als die andern.

Bei alledem versäumte er nicht, seine Beziehungen zu dem Marschall nach Möglichkeit zu klären. Vespasian hatte recht: solange nicht im Westen und in Rom helle Sicht geschaffen war, hatten die beiden Herren des Ostens, der Gouverneur von Syrien und der Oberstkommandierende in Judäa, die genau gleichen Interessen. Vespasian, mit seiner rüden Offenheit, legte fest, wie weit diese Interessengemeinschaft sich in der Praxis auswirken sollte. Keiner wird ohne Zustimmung des andern wichtige politische oder militärische Handlungen vornehmen; in ihren offiziellen Berichten nach Rom aber werden sie wie bisher gegeneinander intrigieren, jetzt freilich auf eine genau vereinbarte Art.

Der nicht sehr freigebige Vespasian hatte Angst, was der verschwenderische und habgierige Gouverneur sich als Gastgeschenk für die Rückreise ausbitten würde. Mucian verlangte ein einziges: den kriegsgefangenen Juden Josef. Der Marschall, zuerst überrascht von soviel Bescheidenheit, wollte schon ja sagen. Aber dann überlegte er sich’s anders; nein, er gab seinen Juden nicht weg. »Sie wissen doch«, lachte er gemütlich zu Mucian, »der Spediteur ist geizig.«

So viel wenigstens erreichte der Gouverneur, daß Vespasian ihm den Titus auf einige Zeit zu Besuch nach Antiochia mitgab. Der Marschall hatte sogleich durchschaut, daß Titus eine Art Geisel dafür sein sollte, daß Vespasian die getroffenen Vereinbarungen auch einhalte. Aber das kränkte ihn nicht. Er gab Mucian das Geleite bis zum Schiff nach Antiochia. Mucian, sich verabschiedend, sagte in seiner höflichen Art: »Ihr Sohn Titus, Konsul Vespasian, hat alle Ihre guten Eigenschaften ohne Ihre schlechten.« Vespasian schnaufte stark, dann erwiderte er: »Sie haben leider keinen Titus, Exzellenz.«

Vespasian besichtigte in den Docks von Cäsarea die Kriegsgefangenen, die versteigert werden sollten. Der Hauptmann Fronto, dem das Depot unterstand, hatte eine flüchtige Liste der Gefangenen anfertigen lassen, es waren an dreitausend. Jeder trug ein Täfelchen um den Hals, auf dem seine Nummer sowie Alter, Gewicht, Krankheiten, auch allenfallsige besondere Fähigkeiten vermerkt waren. Die Händler gingen herum, hießen die Gefangenen aufstehen, niederhocken, die Glieder heben, öffneten ihnen den Mund, betasteten sie. Die Händler mäkelten; es war keine gute Ware, das wird morgen eine ziemlich magere Auktion werden.

Vespasian hatte einige Offiziere mit, auch Cänis, dazu seinen Juden Josef, den er benötigte, um sich mit den Gefangenen besser zu verständigen. Er hatte aus der Beute Anspruch auf zehn Leibeigene, die er sich aussuchen wollte, bevor die gesamte Ware auf den Markt gebracht wurde. Cänis benötigte eine Friseuse und einen gut aussehenden Jungen, der bei Tisch aufwarten konnte. Der praktische Vespasian hingegen wollte sich ein paar kräftige Burschen herausholen, um sie auf seinen italienischen Besitzungen als Landarbeiter zu verwenden.

Er war guter Laune, machte Witze über die jüdischen Leibeigenen. »Sie sind verdammt schwierig mit ihren Sabbaten, Festtagen, verzwickten Speisevorschriften und dem ganzen Kram. Duldet man es, daß sie ihre sogenannten religiösen Vorschriften ausführen, dann muß man zusehen, wie sie ihr halbes Leben faulenzen; duldet man’s nicht, dann werden sie störrisch. Eigentlich sind sie nur dazu gut, daß man sie an die andern Juden zurückverkauft. Ich habe mich gefragt«, wandte er sich plötzlich an Josef, »ob ich Sie nicht an Ihre Landsleute zurückverkaufen soll. Aber sie haben miserable Preise geboten, sie haben offenbar Überfluß an Propheten.«

Josef lächelte still und bescheiden. Innerlich lächelte er keineswegs. Aus Gesprächsbrocken, die er aufgeschnappt hatte, folgerte er, daß die Dame Cänis, die ihn nun einmal nicht leiden mochte, hinterm Rücken Vespasians versucht hatte, ihn an den Generalgouverneur Mucian weiterzuverkaufen. Der höfliche, literarisch interessierte Mucian hätte sich bestimmt keine so derben Witze mit ihm erlaubt wie der Marschall. Aber Josef fühlte sich nun einmal diesem Vespasian verbunden. Gott hatte ihn an diesen geschmiedet, hier war seine große Chance. Sein Lächeln, als Vespasian spaßte, ob er ihn verkaufen solle, war dünn, ein wenig verzerrt.

Man geriet an einen Haufen Weiber. Man hatte ihnen gerade zu essen gegeben; gierig und dennoch sonderbar stumpf schlangen sie ihre Linsensuppe, kauten sie ihr Johannisbrot. Es war der erste ganz heiße Tag, Schwüle und Gestank war ringsum. Den älteren Weibern, die nur mehr zur Arbeit zu brauchen waren, hatte man ihre Kleider gelassen, die jüngeren waren nackt. Ein ganz junges Mädchen war darunter, schlank und doch nicht mager. Sie aß nicht, sie kauerte mit gekreuzten Beinen, die Schultern eingezogen, mit den Händen hatte sie die Fußknöchel umfaßt, sie neigte sich vor, um ihre Nacktheit zu verbergen. So hockte sie, sehr scheu, und schaute aus großen Augen aufmerksam, gehetzt, voll Vorwurf auf die Männer.

Dem Vespasian fiel das Mädchen auf. Durch die Weiber auf sie zu trat er, hart schnaufend in der Hitze. An den Schultern packte er die Kauernde, bog ihr die Schultern auseinander. Verschreckt, gräßlich verängstigt, sah sie zu ihm hoch. »Steh auf«, herrschte der Hauptmann Fronto sie an. »Lassen Sie sie hocken«, sagte Vespasian. Er beugte sich nieder, hob die Holztafel, die ihr auf der Brust hing, las laut: »Mara, Tochter des Lakisch, Theaterdieners aus Cäsarea, vierzehn Jahre, Jungfrau. Na ja«, sagte er und richtete sich ächzend wieder hoch. »Wirst du aufstehen, Hündin«, zischelte ein Aufseher. Sie verstand offenbar nicht vor Angst. »Ich glaube, du solltest aufstehen, Mara«, sagte sanft Josef. »Laßt sie doch«, sagte halblaut Vespasian.

»Wollen wir nicht weitergehen?« fragte die Dame Cänis. »Oder willst du sie nehmen? Ich weiß nicht, ob sie sich zur Kuhmagd eignet.« Die Dame Cänis hatte nichts dagegen, daß Vespasian sich vergnügte, aber sie liebte es, selber die Objekte dieser Vergnügungen auszusuchen. Das Mädchen war jetzt aufgestanden. Eirund, zart und klar hob sich das Gesicht aus den langen, sehr schwarzen Haaren, der Mund, vollippig, mit großen Zähnen, sprang leicht vor. Hilflos, nackt, jung, erbärmlich stand sie, den Kopf hin und her ruckend. »Fragen Sie sie, ob sie was Besonderes kann«, wandte sich Vespasian an Josef. »Der große Herr fragt, ob du eine besondere Kunst kannst«, sagte Josef freundlich und behutsam zu dem Mädchen. Mara atmete heftig, in Stößen, sie sah Josef aus ihren langen Augen dringlich an. Plötzlich legte sie die Hand an die Stirn und verneigte sich tief, aber sie antwortete nicht. »Wollen wir nicht weitergehen?« fragte die Dame Cänis. »Ich glaube, du solltest uns antworten, Mara«, redete Josef dem Mädchen gut zu. »Der große Herr fragt, ob du eine besondere Kunst kannst«, wiederholte er geduldig. »Ich kann sehr viele Gebete auswendig«, sagte Mara. Sie sprach schüchtern, ihre Stimme klang merkwürdig dunkel, angenehm. »Was sagt sie?« erkundigte sich Vespasian. »Sie kann beten«, gab Josef Auskunft. Die Herren lachten. Vespasian lachte nicht. »Na ja«, sagte er. »Darf ich Ihnen das Mädchen schicken?« fragte der Hauptmann Fronto. Vespasian zögerte. »Nein«, antwortete er schließlich, »ich brauche Arbeiter für meine Güter.«

Am Abend fragte Vespasian den Josef: »Beten eure Frauen viel?« — »Unsere Frauen sind nicht gehalten zu beten«, klärte Josef ihn auf. »Sie sind verpflichtet, die Verbote zu halten, aber nicht die Gebote. Wir haben dreihundertfünfundsechzig Gebote, soviel wie die Tage des Jahres, und zweihundertachtundvierzig Verbote, soviel wie die Knochen des Menschen.« — »Das ist reichlich«, meinte Vespasian.

»Glaubst du, daß sie wirklich Jungfrau ist?« fragte er nach einer Weile. »Unkeuschheit der Frau straft unser Gesetz mit dem Tod«, sagte Josef. »Das Gesetz«, achselzuckte Vespasian. »Um Ihr Gesetz, Doktor Josef«, meinte er, »kümmert sich vielleicht das Mädchen, aber bestimmt nicht meine Soldaten. Ich muß sagen, ich habe allerhand zuwege gebracht, wenn die auch in diesem Falle Disziplin gehalten haben sollten. Es sind ihre großen Kuhaugen. Sie schauen aus, als ob alles mögliche dahintersteckte. Wahrscheinlich steckt gar nichts dahinter, wie immer in euerm Land. Alles pathetische Aufmachung, und wenn man näher hinsieht, nichts dahinter. Wie ist das mit Ihrem Orakel, Herr Prophet?« wurde er unvermutet bösartig. »Wenn ich Sie nach Rom geschickt hätte, dann wären Sie vermutlich längst abgeurteilt und könnten in einem sardinischen Bergwerk schuften, statt sich hier mit netten Judenmädchen zu unterhalten.«

Josef kümmerten die Scherze des Marschalls wenig. Er hatte seit geraumer Zeit gemerkt, daß nicht nur er gebunden war. »Der Generalgouverneur Mucian«, erwiderte er mit dreister Höflichkeit, »hätte den Preis für mindestens zwei Dutzend Bergarbeiter bezahlt, wenn Sie mich ihm überlassen hätten. Ich glaube nicht, daß es mir in Antiochia schlecht ginge.« — »Ich habe dich sehr frech werden lassen, mein Jüdlein«, sagte Vespasian. Josef wechselte den Ton. »Mein Leben wäre zerschlagen gewesen«, sagte er heftig, demütig und überzeugt, »wenn Sie mich fortgeschickt hätten. Glauben Sie mir, Konsul Vespasian. Sie sind der Retter, und Jahve hat mich zu Ihnen geschickt, Ihnen das zu sagen, immer wieder. Sie sind der Retter«, wiederholte er hartnäckig, glühend und verbissen. Vespasian schaute spöttisch, leicht ablehnend. Er konnte nicht verhindern, daß ihm die feurigen Versicherungen des Menschen in sein altes Blut gingen. Es ärgerte ihn, daß er immer wieder aus dem Juden solche Prophezeiungen herauskitzelte. Er hatte sich an die geheimnisvolle, zuversichtliche Stimme zu sehr gewöhnt, hatte sich zu fest mit dem Juden verknüpft. »Wenn dein Gott sich nicht sehr beeilt, mein Jüdlein«, hänselte er, »dann wird der Messias etwas wackelig ausschauen, bis er endlich arriviert.« Josef, er wußte selbst nicht, woher er die Sicherheit nahm, erwiderte still und unerschütterlich: »Wenn sich nicht, ehe noch der Sommer auf seiner Höhe ist, etwas ereignet, was Ihre Situation von Grund auf ändert, Konsul Vespasian, dann, bitte, verkaufen Sie mich nach Antiochia.«

Vespasian schleckte diese Worte mit Vergnügen. Aber er wollte es nicht zeigen und lenkte ab: »Euer König David hat sich warme junge Mädchen ins Bett legen lassen. Er war kein Kostverächter. Ich glaube, Kostverächter seid ihr alle nicht. Wie ist das, mein Jüdlein, Sie können da wohl einiges erzählen?« — »Bei uns sagt man«, erklärte Josef, »wenn ein Mann mit einer Frau zusammen war, dann spricht Gott sieben Neumonde nicht mehr aus ihm. Ich habe, solang ich an dem Makkabäerbuch schrieb, keine Frau berührt. Ich habe, seitdem ich das Oberkommando in Galiläa bekam, keine Frau angerührt.« — »Es hat Ihnen aber wenig geholfen«, meinte Vespasian.

Den Tag darauf ließ der Marschall auf der Auktion das Mädchen Mara, Tochter des Lakisch, für sich ersteigern. Am gleichen Abend wurde sie ihm zugeführt. Sie trug noch den Kranz derer, die nach Kriegsrecht unter der Lanze versteigert wurden, aber sie war auf Anordnung des Hauptmanns Fronto gebadet, gesalbt und in ein Gewand von durchsichtigem, koischem Flor gekleidet. Vespasian schaute sie aus seinen hellen, harten Augen auf und ab. »Dummköpfe«, schimpfte er, »Fetthirne! Sie haben sie zugerichtet wie eine spanische Hure. Für so was hätte ich keine hundert Sesterzien gezahlt.« Das Mädchen begriff nicht, was der alte Mann sagte. Es war soviel auf sie niedergegangen, jetzt stand sie scheu und stumpf. Josef sprach in ihrem heimatlichen Aramäisch auf sie ein, sanft, behutsam, sie antwortete zaghaft mit ihrer dunkeln Stimme. Vespasian hörte dem fremdartigen, gurgelnden Gespräch der beiden geduldig zu. Endlich erklärte ihm Josef: »Sie schämt sich, weil sie nackt ist. Nacktheit ist eine arge Sünde bei uns. Eine Frau darf sich nicht nackt zeigen, selbst wenn es ihr nach Aussage des Arztes das Leben rettet.« — »Blöd«, konstatierte Vespasian. Josef fuhr fort: »Mara bittet den Fürsten, daß er ihr ein Kleid aus *einem* Stück geben lasse und viereckig. Mara bittet den Fürsten, daß er ihr ein Netz für ihre Haare geben lasse und parfümierte Sandalen für ihre Füße.« — »Mir riecht sie gut genug«, meinte Vespasian. »Aber schön. Kann sie haben.«

Er schickte sie fort, sie brauchte heute nicht wiederzukommen. »Ich kann warten«, erklärte er vertraulich dem Josef. »Ich habe warten gelernt. Ich hebe mir gute Dinge gern eine Zeit auf, bevor ich sie genieße. Fürs Essen und fürs Bett und in jeder Hinsicht. Ich habe ja auch einige Zeit warten müssen, bis ich hier ans Amt gelangte.« Er rieb sich ächzend den gichtischen Arm, wurde noch vertraulicher. »Findest du eigentlich etwas daran an diesem Judenmädchen? Scheu ist sie, blöd ist sie, sprechen mit ihr kann ich auch nicht. Das Ungeweckte ist ja ganz nett, aber man kann hier, verdammt noch eins, hübschere Frauen finden. Weiß der Himmel, was einem an so einem kleinen Tier reizt.« Auch den Josef reizte das Mädchen Mara. Er kannte sie, diese Frauen aus Galiläa, sie waren langsam, scheu, wohl auch traurig, aber wenn sie sich auftaten, üppig und reich. »Sie sagte«, erklärte er mit ungewohnter Offenheit dem Römer, »sie sei aufs Johannisbrot gekommen. Sie hat wohl recht. Diese Mara, Tochter des Lakisch, hat nicht viel Ursache, den Segensspruch zu sprechen, wenn sie jetzt ihr neues, viereckiges Kleid bekommt.« Vespasian ärgerte sich. »Sentimental, mein Jüdlein? Ihr fangt an, mir Ärgernis zu geben. Ihr habt euch zu wichtig. Wenn man ein kleines Mädchen ins Bett will, verlangt ihr Vorbereitungen wie für einen Feldzug. Ich sag dir was, mein Prophet. Bring du ihr ein wenig Latein bei. Sprich mit ihr morgen vormittag. Aber schmeck mir nicht vor, daß dein Prophetentum keinen Schaden leidet.«

Am andern Tag wurde Mara zu Josef gebracht. Sie trug das landesübliche viereckige Kleid aus *einem* Stück, dunkelbraun, rotgestreift. Der Marschall hatte guten Instinkt gehabt. Die Reinheit ihres eirunden Gesichts, die niedrige, schimmernde Stirn, die langen Augen, der üppig vorspringende Mund wurden durch die schlichte Tracht viel augenscheinlicher als durch die aufgeputzte Nacktheit.

Josef befragte sie behutsam. Ihr Vater, ihre ganze Familie war umgekommen. Es war, glaubte das Mädchen Mara, weil er sein Leben in Sünden verbracht hatte, und auch an ihr, glaubte sie, würden seine Sünden gestraft. Lakisch Ben Simon war als Diener am Theater von Cäsarea angestellt gewesen. Er hatte, bevor er den Posten annahm, mehrere Priester und Doktoren befragt, man hatte ihm, zögernd freilich, erlaubt, auf diese Art sein Brot zu verdienen. Aber andere hatten gegen ihn um seiner Tätigkeit willen fromm geeifert. Mara glaubte diesen Frommen, sie hatte die Reden der Makkabi-Leute gehört, das Tagewerk ihres Vaters war Sünde gewesen, sie war verworfen. Nun hat sie nackt gestanden vor den Unbeschnittenen, die Römer hatten sich an ihrer Nacktheit ergötzt. Warum hat sie Jahve nicht vorher sterben lassen? Still klagte sie mit ihrer dunkeln Stimme, demütig kamen die Worte aus ihrem üppigen Mund, jung, süß und reif saß sie vor Josef. Ihr Weinberg blüht, dachte er. Er spürte plötzlich ein großes Verlangen, die Knie wurden ihm schwach, es war wie damals, als er in der Höhle von Jotapat lag. Er sah das Mädchen an, sie wandte ihre langen, dringlichen Augen nicht ab von seinem Blick, ihr Mund öffnete sich halb, ihr guter, frischer Atem kam herüber zu ihm, er begehrte sie sehr. Sie fuhr fort: »Was soll ich tun, mein Doktor und Herr? Es ist ein großer Trost, eine große Gnade, daß Gott mich Ihre Stimme hören läßt.« Und sie lächelte.

Dies Lächeln machte, daß in Josef eine wilde, grenzenlose Wut gegen den Römer aufstieg. Er riß an seinen Fesseln, fügte sich, riß, fügte sich. Er mußte selber mithelfen, diese da dem gefräßigen Römer hinzuwerfen, dem Tier.

Mara erhob sich plötzlich. Immer lächelnd, leichtfüßig, in den geflochtenen, parfümierten Sandalen, ging sie auf und ab. »Am Sabbat habe ich immer parfümierte Sandalen getragen. Es ist ein Verdienst und wird einem von Gott angerechnet, wenn man sich am Sabbat gut anzieht. War es richtig, daß ich von dem Römer parfümierte Sandalen verlangte?« Josef sagte: »Hör zu, Mara, Tochter des Lakisch, Jungfrau, mein Mädchen«, und vorsichtig suchte er ihr zu erklären, daß sie beide, er und sie, zum gleichen Zweck von Gott zu diesem Römer geschickt seien. Er sprach mit ihr von dem Mädchen Esther, das Gott zu dem König Ahasver gesandt habe, um ihr Volk zu retten, und von dem Mädchen Irene vor dem König Ptolemäus. »Es ist deine Aufgabe, Mara, daß du dem Römer gefällst.« Aber Mara fürchtete sich. Der Unbeschnittene, der Frevler, der im Tale Hinom gerichtet werden wird, der alte Mann, ihr ekelte, ihr grauste. Josef, Wut im Herzen gegen sich und gegen den andern, sprach ihr zu mit behutsamen, zärtlichen Worten, bereitete dies Gericht für den Römer.

Vespasian, am andern Morgen, schilderte derb und offen, wie es mit Mara gewesen war. Ein wenig Angst und Scham waren ihm ganz recht; aber diese da hatte am ganzen Leib gezittert, geradezu ohnmächtig war sie gewesen, hinterher war sie eine lange Zeit starr und steif gelegen. Er sei ein alter Herr, leicht rheumatisch, sie sei für ihn zu anstrengend. »Sie scheint«, meinte er, »randvoll von abergläubischen Vorstellungen: wenn ich sie anrühre, fressen sie die Dämonen oder dergleichen. Du mußt das ja besser wissen, mein Jüdlein. Hör einmal, mach du sie mir zahm. Willst du? Übrigens, was heißt auf aramäisch: sei zärtlich, mein Mädchen, sei nicht dumm, meine Taube, oder so was?«

Mara, als Josef sie wiedersah, war in Wahrheit starr und zugesperrt. Die Worte kamen mechanisch aus ihrem Mund, sie war wie eine geschminkte Tote. Als Josef sich ihr nähern wollte, wich sie zurück und schrie gleich einer Aussätzigen hilflos und entsetzt: »Unrein! Unrein!«

Bevor der Sommer auf seiner Höhe war, kamen große Nachrichten aus Rom. Der Aufstand im Westen war geglückt, der Senat hatte den Kaiser abgesetzt, Nero, der fünfte Augustus, hatte sich selber getötet, nicht unwürdig, seiner Umgebung ein großes Schauspiel bietend. Herren der Welt jetzt waren die Führer der Armeen. Vespasian lächelte. Er war ein unpathetischer Mann, aber er reckte sich höher. Es war gut, daß er seiner innern Stimme gefolgt war und den Feldzug nicht so rasch beendet hatte. Er hatte drei starke Legionen jetzt, mit denen des Mucian sieben. Er packte Cänis an den Schultern, er sagte: »Nero ist tot. Mein Jude ist kein Dummkopf, Cänis.« Sie schauten sich an, ihre schweren Leiber schaukelten hin und her, leise, gleichmäßig, beide lächelten.

Josef, als er die Nachricht vom Tode des Kaisers Nero hörte, stand ganz langsam auf. Er war ein noch junger Mann, einunddreißig Jahre war er alt, und er hatte mehr Auf und Ab erlebt als gemeinhin ein Mensch mit einunddreißig Jahren. Jetzt stand er, atmete, griff sich nach der Brust, den Mund leicht offen. Er hatte vertraut darauf, daß Jahve in ihm sei, er hatte ein sehr hohes Spiel gespielt, er hatte es nicht verloren. Mühsam mit der gefesselten Hand setzte er den Priesterhut auf, sprach den Segensspruch: »Gelobt seist du, Jahve, unser Gott, der du uns hast erleben und erreichen und erlangen lassen diesen Tag.« Dann, langsam, schwer, hob er den rechten Fuß, dann den linken, er tanzte, so wie die großen Herren dem Volke vortanzten im Tempel beim Feste des Wasserschöpfens. Er stampfte auf, die Kette klirrte, er sprang, hüpfte, stampfte, versuchte in die Hände zu klatschen, sich auf die Hüfte zu schlagen. Das Mädchen Mara kam in sein Zelt, sie stand ungeheuer verblüfft, erschreckt. Er hörte nicht auf, er tanzte weiter, er raste, er schrie: »Lache mich aus, Mara, Tochter des Lakisch. Lache, wie die Feindin den Tänzer David verlachte. Hab keine Angst. Es ist nicht Satan, der Erztänzer, es ist König David, der tanzt, vor der Bundeslade.« So also feierte der Doktor und Herr Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe, daß Gott seine Prophezeiung nicht hatte zuschanden werden lassen.

Am Abend sagte Vespasian zu Josef: »Sie können die Kette jetzt ablegen, Doktor Josef.« Josef erwiderte: »Wenn Sie erlauben, Konsul Vespasian, werde ich die Kette weiter tragen. Ich will sie tragen, bis der Kaiser Vespasian sie mir zerhaut.« Vespasian grinste. »Sie sind ein kühner Mann, mein Jude«, sagte er. Josef, wie er nach Hause ging, pfiff lautlos vor sich hin, zwischen Lippen und Zähnen. Das tat er sehr selten, nur wenn ihm besonders wohl zumute war. Es war aber das Couplet des Leibeigenen Isidor, das er pfiff: »Wer ist der Herr hier? Wer zahlt die Butter?«

Kuriere jagten von Antiochia nach Cäsarea, von Cäsarea nach Antiochia. Eilbotschaften kamen von Italien, aus Ägypten. Senat und Garde hatten den sehr alten General Galba zum Kaiser ausgerufen, einen gichtbrüchigen, mürrischen, launischen Herrn. Der wird nicht lange Kaiser bleiben. Wer der neue Kaiser sein wird, bestimmen die Armeen, die Rheinarmee, die Donauarmee, die Ostarmee. Der Generalgouverneur Ägyptens, Tiber Alexander, schlug eine engere Verbindung vor zwischen sich und den beiden Herren Asiens. Selbst der säuerliche Bruder Vespasians, der Polizeipräsident Sabin, kam in Bewegung, meldete sich, machte dunkle Angebote.

Es gab viel zu tun, und Vespasian hatte keine Zeit, für das Mädchen Mara aramäische Studien zu treiben. Donner und Jupiter! Die Nutte soll endlich lernen, auf lateinisch zärtlich zu sein. Aber Mara lernte es nicht. Vielmehr konnte man sie gerade noch verhindern, sich mit einem Haarpfeil zu erstechen.

Soviel Unverständnis verdroß den Feldherrn. Er fühlte sich dem jüdischen Gott auf eine dunkle Art verpflichtet, er wollte nicht, daß das Mädchen ihn und den Gott auseinanderbringe. Dem Josef traute er nicht in dieser Angelegenheit; so versuchte er durch einen andern Mittler aus ihr herauszulocken, was eigentlich sie so im Herzen kümmere. Er war überrascht, als er es erfuhr. Dieses Stückchen Nichts war voll von dem gleichen naiven Hochmut wie sein Jude. Vespasian schmunzelte breit, ein bißchen boshaft. Er wußte, wie er sich, dem Mädchen und Josef helfen wird.

»Ihr Juden«, erklärte er Josef noch am gleichen Tag in Gegenwart der Dame Cänis, »seid wirklich randvoll von frechem, barbarischem Aberglauben. Stellen Sie sich vor, Doktor Josef, diese kleine Mara ist fest überzeugt, sie sei unrein, weil ich sie ins Bett genommen habe. Verstehen Sie das?« — »Ja«, sagte Josef. »Da sind Sie schlauer als ich«, meinte Vespasian. »Gibt es ein Mittel, sie wieder rein zu machen?« — »Nein«, gab Josef Bescheid. Vespasian trank von dem guten Weine von Eschkol; dann erklärte er behaglich: »Aber sie weiß ein Mittel. Wenn ein Jude sie heiratet, dann, versichert sie, werde sie wieder rein.« — »Das ist kindisches Geschwätz«, erklärte Josef. »Das ist kein schlechterer Aberglaube als der erste«, meinte konziliant Vespasian. »Sie werden schwerlich«, sagte Josef, »einen Juden finden, der sie heiratet. Das Gesetz verbietet es.« — »Ich werde einen finden«, erwiderte gemütlich Vespasian. Josef schaute fragend auf. »Dich, Jüdlein«, schmunzelte der Römer.

Josef erblaßte. Vespasian wies ihn behaglich zurecht: »Sie sind unmanierlich, mein Prophet. Wenigstens ›Danke schön!‹ könnten Sie sagen.« — »Ich bin Priester der Ersten Reihe«, sagte Josef, seine Stimme klang heiser, merkwürdig ausgelöscht. »Verdammt heikel sind diese Juden«, sagte Vespasian zu Cänis. »Was unsereiner angerührt hat, schmeckt ihnen nicht mehr. Dabei haben Kaiser Nero und ich selber abgelegte Frauen geheiratet. Was, Cänis, alter Hafen?« — »Ich stamme ab von den Hasmonäern«, sagte sehr leise Josef, »mein Geschlecht geht auf König David zurück. Wenn ich diese Frau heirate, dann verliere ich meine Priesterrechte für immer, und die Kinder aus solcher Vereinigung sind illegitim, rechtlos. Ich bin Priester der Ersten Reihe«, wiederholte er leise, beharrlich. »Du bist ein Haufen Dreck«, sagte schlicht und abschließend Vespasian. »Wenn du ein Kind kriegst, will ich es in zehn Jahren sehen. Dann wollen wir untersuchen, ob es dein Sohn ist oder meiner.« — »Werden Sie sie heiraten?« erkundigte sich interessiert die Dame Cänis. Josef schwieg. »Ja oder nein?« fragte, unvermittelt heftig, Vespasian. »Ich sage weder ja noch nein«, erwiderte Josef. »Gott, der bestimmt hat, daß der Feldherr Kaiser sein soll, hat dem Feldherrn diesen Wunsch eingegeben. Ich neige mich vor Gott.« Und er neigte sich tief.

Josef schlief schlecht in den folgenden Nächten; seine Kette scheuerte ihn. So hoch ihn das Eintreffen seiner Prophezeiung erhoben hatte, so tief stürzte ihn der freche Spaß des Römers. Er erinnerte sich der Lehren des Essäers Banus in der Wüste. Fleischliche Begier vertrieb den Geist Gottes; es war ihm selbstverständlich gewesen, daß er sich der Weiber enthalten müsse, solange seine Prophezeiung nicht erfüllt war. Das Mädchen Mara war seinem Herzen und seiner Haut wohlgefällig, das mußte er jetzt bezahlen. Wenn er dieses Mädchen heiratete, das durch Kriegsgefangenschaft und die Buhlerei mit dem Römer zur Hure geworden war, dann war er verworfen vor Gott und hatte die Strafe der öffentlichen Geißelung verwirkt. Er kannte genau die Bestimmungen; hier gab es keine Ausnahme, kein Ausbiegen und kein Deuteln. »Die Weinrebe soll sich nicht um den Dornstrauch ranken«, das war die Grundstelle. Und zu dem Satze »Verflucht, der bei einem Tiere schläft« sagt der authentische Kommentar der Doktoren, daß der Priester, der sich mit einer Hure mischt, nicht besser sei als der, der mit einem Tiere schläft.

Allein Josef schluckte das ganze Gift hinunter. Hohes Spiel erfordert hohen Einsatz. Er ist mit diesem Römer verknüpft, er wird die Schande auf sich nehmen.

Vespasian wandte Zeit und Intensität daran, den Spaß ganz auszukosten. Er ließ sich genau über das umständliche, verzwickte jüdische Eherecht unterrichten, auch über das Zeremoniell bei Verlobung und Hochzeit, das in Galiläa anders war als in Judäa. Er sah darauf, daß alles streng nach dem Ritus vor sich ging.

Der Ritus verlangte, daß an Stelle des toten Vaters der Vormund über den Kaufpreis der Braut mit dem Bräutigam verhandelte. Vespasian erklärte sich zum Vormund. Es war Usus, daß der Bräutigam zweihundert Zuz zahlte, wenn die Braut Jungfrau, hundert Zuz, wenn sie Witwe war. Vespasian ließ für Mara, Tochter des Lakisch, hundertfünfzig Zuz als Kaufpreis in das Dokument setzen und bestand darauf, daß Josef ihm persönlich eine Schuldverschreibung über diesen Betrag ausstellte. Er berief Doktoren und Studenten der Schulen von Tiberias, Magdala, Sepphoris und sonstige Notabeln des besetzten Gebiets als Zeugen der Hochzeit. Viele weigerten sich, bei dem Greuel mitzuwirken. Der Feldherr legte ihnen Strafen, ihren Gemeinden Kontributionen auf.

Die ganze Bevölkerung wurde durch Herolde zur Teilnahme an dem Fest aufgefordert. Für den Hochzeitszug mußte der kostbarste Brautstuhl von Tiberias herbeigeschafft werden, wie das bei der Vermählung großer Herren der Brauch war. An Stelle des Vaters sagte, als Mara auf dem myrtenbekränzten Brautstuhl sein Haus verließ, Vespasian: »Gebe Gott, daß du hierher nicht zurückkommst.« Dann wurde sie durch die Stadt geführt, die vornehmsten Juden Galiläas, auch sie mit Myrten geschmückt, trugen den Brautstuhl. Mädchen mit Fak keln gingen voran, dazu Studenten, die Alabasterkrüge mit Wohlgerüchen schwenkten. Wein und Öl wurde auf den Weg ausgeschüttet, Nüsse, geröstete Ähren ausgeworfen. Gesang war ringsum: »Der Schminke, der Salbe, des Heilkrauts bedarfst du nicht, du liebliche Gazelle.« Tanz war auf allen Straßen; die sechzigjährige Matrone mußte zur Sackpfeife springen genau wie das sechsjährige Mädchen, und selbst die alten Doktoren mußten tanzen, Myrtenzweige in den Händen, denn Vespasian wünschte sein Brautpaar nach altem Herkommen geehrt.

So wurde Josef durch die Stadt Cäsarea geführt, einen langen Weg, nicht weniger qualvoll als der durch das römische Lager, als er das erstemal zu Vespasian gebracht wurde. Dann endlich stand er mit Mara im Brautzelt, in der Chuppa. Das Brautzelt war aus weißem, golddurchwirktem Linnen, von der Decke hingen Weintrauben, Feigen und Oliven. Vespasian und eine Reihe seiner Offiziere sowie die jüdischen Notabeln Galiläas waren Zeugen, wie Josef das Mädchen Mara heiratete. Sie hörten es, wie er deutlich und verbissen die Formel sprach, die verbrecherisch war in seinem Munde: »Hiermit erkläre ich, du bist mir angetraut nach dem Gesetz Mosis und Israels.« Der Boden stürzte nicht ein, als der Priester diese ihm verbotenen Worte sprach. Die Früchte schaukelten leicht von der Decke des Brautzelts. Ringsum sangen sie: »Meine Schwester, liebe Braut, du bist ein verschlossener Garten, eine verschlossene Quelle, ein versiegelter Brunnen.« Das Mädchen Mara aber, schamlos und lieblich, hing ihre langen, dringlichen Augen an das blasse Gesicht Josefs und gab den Vers zurück: »Mein Freund komme in seinen Garten und esse von seinen guten Früchten.« Vespasian ließ sich alles übersetzen, schmunzelte vergnügt. »Eines möchte ich mir ausgebeten haben, mein Lieber«, sagte er zu Josef, »daß du dich nicht zu rasch wieder aus dem Garten verdrückst.«

Die Prinzessin Berenike, Tochter des ersten, Schwester des zweiten Königs Agrippa, tauchte auf aus ihren Meditationen in der Wüste, kehrte zurück nach Judäa. Leidenschaftlich jedem Gefühl hingegeben, hatte sie, als die Römer die Städte Galiläas verheerten, körperlich mitgelitten, war in die südliche Wüste geflohen. Sie fieberte, wies angeekelt Speise und Trank zurück, kasteite sich, ließ ihr Haar verfilzen, ihren Körper von einem härenen Gewand zerkratzen, gab ihn der Mittagshitze und dem nächtlichen Frost preis. So lebte sie Wochen, Monate, allein, in heilloser Zerknirschung, niemand sah sie als die Einsiedler, die essäischen Brüder und Schwestern.

Allein als das Gerücht von den wüsten Dingen, die in Rom geschahen, vom Tode Neros und den Wirren unter Galba auf unerklärliche Weise auch in die Wüste drang, warf sich die Prinzessin mit der gleichen Leidenschaft, mit der sie sich in das grundlose Meer der Buße gestürzt hatte, in die Politik. Von jeher schon schlugen ihre Neigungen jäh um; bald versank sie in den heiligen Schriften, gebieterisch und wild Gott suchend, bald richtete sie die ganze Kraft ihres kühnen und wendigen Geistes auf die Wirrungen im Regiment des Reichs und der Provinzen.

Schon auf der Reise begann sie zu arbeiten, zettelte, sandte und empfing unzählige Briefe, Depeschen. Lange bevor sie Judäa wieder erreichte, war sie sich klar über die Fäden, die vom Osten zum Westen liefen, über die Verteilung der Macht im Reich, hatte Pläne entworfen, Stellung genommen. Viele Faktoren waren gegeneinander abzuwägen: die Rheinarmee, die Donauarmee, das Heer im Osten; der Senat, die reichen Herren in Rom und in den Provinzen; Wesensart und Macht der Gouverneure von England, Gallien, Spanien, Afrika, der leitenden Beamten in Griechenland, am Schwarzen Meer; die geizige, mürrische, uralte Person des Kaisers; die zahlreichen stillen und auch lauten Kandidaten für die Nachfolge. Je mehr Verwirrung in der Welt, um so besser. Schon haben diese Wirren bewirkt, daß Jerusalem und der Tempel heil und unversehrt dastehen. Vielleicht glückt es, den Schwerpunkt des Weltregiments wieder nach dem Osten zu rücken, so daß die Welt nicht von Rom, sondern von Jerusalem aus geordnet wird.

Die Prinzessin wägt ab, zählt, sucht den Punkt, wo sie eingreifen kann. Im Osten, in ihrem Osten, haben drei Männer die Macht: der Herr von Ägypten, Tiberius Alexander; der Herr von Syrien, Mucian; der Feldmarschall von Judäa, Vespa sian. Jetzt also ist sie nach seinem Hauptquartier gekommen, um sich diesen Feldmarschall einmal anzuschauen. Sie ist voll von Vorurteil gegen ihn. Man nennt ihn den Spediteur, den Pferdeäpfelmann, er soll hinterhältig sein, ein verschlagener Bauer, grob und plump, ihr Land Judäa jedenfalls hat er roh und blutig angepackt. Sie verzieht angewidert die langen, starken Lippen, wenn sie an ihn denkt. Man muß leider oft an ihn denken, er ist sehr in Sicht gekommen, er hat Glück. Der ganze Osten ist voll von Geraun über göttliche Vorzeichen und Prophezeiungen, die auf ihn weisen.

Vespasian zögert unhöflich lange, ehe er der Prinzessin seine Aufwartung macht. Auch er kommt voll von Vorurteilen. Er hat von der preziösen Dame gehört, von ihren modischen Launen, ihren überhitzten Liebschaften, den keineswegs geschwisterlichen Beziehungen zu ihrem Bruder. Das snobistische, verschnörkelte Gehabe dieser östlichen Dame ist ihm zuwider. Aber es wäre Unsinn, sie sich ohne Not zur Feindin zu machen. Sie hat zahlreiche Beziehungen zu Rom, sie gilt als sehr schön, sie ist ungeheuer reich. Selbst ihre wilde Bauwut, sie und ihr Bruder haben den ganzen Osten mit Palästen übersät, hat ihren Reichtum nicht merklich angeknabbert.

Berenike hat sich zu seinem Empfang ernsthaft und zeremoniös angezogen. Ihr großer, edler Kopf, verbrannt noch von der Sonne, kommt königlich aus dem vielfaltigen Gewand, das kurze, widerspenstige Haar ist ohne Schmuck, brokatne Ärmel fallen über die schönen, langen, noch von der Wüste zerschrundeten Hände. Schon nach wenigen einleitenden Worten steuert sie auf ihr Ziel los: »Ich danke Ihnen, Konsul Vespasian, daß Sie die Stadt Jerusalem so lange verschont haben.« Ihre Stimme ist tief, voll, dunkel, aber immer ist ein kleines, nervöses Zittern darin, auch klingt sie ein wenig gebrochen, belegt von einer leisen, erregenden Heiserkeit. Kühl, aus seinen harten, hellen Augen schaut Vespasian die Frau auf und ab, dann sagt er, schnaufend, reserviert: »Ich habe offen gestanden nicht Ihr Jerusalem, ich habe meine Soldaten geschont. Wenn Ihre Landsleute so weitermachen, dann, hoffe ich, werde ich die Stadt ohne große Opfer nehmen können.« Berenike erwidert höflich: »Bitte, sprechen Sie weiter, Konsul Vespasian. Ihr sabinischer Dialekt ist angenehm zu hören.« Sie selber spricht ein leichtes, völlig akzentfreies Latein. »Ja«, sagt Vespasian gemütlich, »ich bin ein alter Bauer. Das hat seine Vorteile, aber auch seine Nachteile. Für Sie, meine ich.«

Die Prinzessin Berenike erhob sich; leise federnd, mit ihrem berühmten Schritt, ging sie ganz nahe an den Feldmarschall heran: »Warum sind Sie eigentlich so kratzbürstig? Wahrscheinlich hat man Ihnen tolle Dinge über mich erzählt. Sie sollten sie nicht glauben. Ich bin eine Jüdin, eine Enkelin des Herodes und der Hasmonäer. Das ist eine etwas schwierige Situation, während Ihre Legionen im Lande stehen.« — »Ich kann es begreifen, Prinzessin Berenike«, erwiderte Vespasian, »daß Sie sich in allerlei reizvolle Verwicklungen hineinträumen, solange ein sehr alter Kaiser in Rom ist, der keinen Nachfolger designiert hat. Ich würde es bedauern, wenn ich genötigt sein sollte, Sie als Feindin zu betrachten.« — »Mein Bruder Agrippa ist in Rom, um Kaiser Galba zu huldigen.« — »Mein Sohn Titus ist zum gleichen Zweck nach Rom gefahren.« — »Ich weiß es«, sagte gelassen Berenike. »Ihr Sohn huldigt dem Kaiser Galba, trotzdem Sie aus aufgefangenen Briefen zuverlässig erfahren haben, daß dieser Kaiser Sie durch gedungene Leute erledigen lassen wollte.« — »Wenn ein sehr alter Herr«, erwiderte noch gelassener Vespasian, »auf einem sehr wackeligen Thron sitzt, dann schlägt er ein wenig um sich, um das Gleichgewicht zu halten. Das ist natürlich. Wenn wir beide einmal so alt sind, werden wir es vermutlich genauso machen. Wohinaus wollen Sie eigentlich, Prinzessin Berenike?« — »Wohinaus wollen Sie, Konsul Vespasian?« — »Ihr Leute aus dem Osten wollt immer erst den Preis des andern herauslocken.« Das belebte, veränderliche Gesicht der Prinzessin strahlte plötzlich in einer großen, kühnen Zuversicht. »Ich will«, sagte sie mit ihrer tiefen, erregenden Stimme, »daß dieser uralte, heilige Osten seinen gemessenen Anteil nimmt an der Herrschaft der Welt.« — »Das ist etwas zu allgemein ausgedrückt für meinen sabinischen Bauernschädel. Aber ich fürchte, wir wollen jeder so ziemlich das Gegenteil. Ich will nämlich, daß die großzügige Schlamperei aufhört, die vom Osten her in das Reich eingedrungen ist. Ich sehe, daß die Orientpläne des Kaisers Nero und seine östlich betonte Sinnesart dem Reich mehrere Milliarden Schulden gebracht hat. Damit finde ich die uralte Heiligkeit etwas überbezahlt.« — »Wenn der Kaiser Galba stirbt«, fragte Berenike geradezu, »wird dann die Ostarmee nicht versuchen, auf die Ernennung des neuen Kaisers einzuwirken?« — »Ich bin für Gesetz und Recht«, erklärte Vespasian. »Das sind wir alle«, erwiderte Berenike, »aber die Meinungen, was Gesetz und Recht ist, gehen manchmal auseinander.« — »Ich wäre Ihnen wirklich dankbar, meine Dame, wenn Sie mir klar sagten, was Sie eigentlich wollen.«

Berenike sammelte sich; ihr Gesicht wurde ganz still. Mit einer leisen, wilden Innigkeit sagte sie: »Ich will, daß der Tempel Jahves nicht zerstört wird.«

Vespasian war hierhergesandt mit dem Mandat, Judäa mit allen Mitteln, die ihm recht dünkten, zu zähmen. Einen kleinen Augenblick hatte er Lust zu erwidern: Die Erhaltung der Weltherrschaft erlaubt leider nicht immer architektonische Rücksichten. Aber er sah ihr regloses, innig gespanntes Gesicht, und er knarrte nur ablehnend: »Wir sind keine Barbaren.«

Sie erwiderte nichts. Langsam, voll traurigem Zweifel, tauchte sie ihre langen, erfüllten Augen in die seinen, und es wurde ihm unbehaglich. War es nicht vollkommen gleichgültig, ob diese Jüdin ihn für einen Barbaren hielt? Es war ihm merkwürdigerweise nicht gleichgültig. Er spürte vor ihr jene kleine Benommenheit wie manchmal in Gegenwart seines Juden Josef. Er suchte darüber wegzukommen: »Sie sollten mich nicht bei meinem Ehrgeiz packen wollen. Dazu bin ich nicht mehr jung genug.«

Berenike fand, daß der Spediteur ein harter, schwieriger Bursche war, verflucht hinterhältig bei aller Offenheit. Sie lenkte ab. »Zeigen Sie mir ein Bild Ihres Sohnes Titus«, bat sie. Er schickte einen Läufer, um das Bild holen zu lassen. Sie betrachtete es interessiert und sagte vieles, was dem Herzen des Vaters wohltun sollte. Aber Vespasian war alt und menschenkennerisch und sah gut, daß ihr das Bild durchaus nicht gefiel. Man trennte sich freundlich, und der Römer und die Jüdin wußten, daß sie einander unausstehlich waren. Berenike, als Josef Ben Matthias sie auf ihren Wunsch aufsuchte, streckte abwehrend die Hand aus, rief: »Kommen Sie nicht näher. Bleiben Sie stehen. Es sollen sieben Schritte sein zwischen Ihnen und mir.« Josef erblaßte, weil sie sich entfernt von ihm hielt wie von einem Aussätzigen.

Berenike begann: »Ich habe Ihr Buch gelesen, zweimal.« Josef erwiderte: »Wer schriebe nicht gern und begeistert, wenn er von Vorfahren zu berichten hat wie den unsern?« Berenike strich heftig das kurze, widerspenstige Haar zurück. Es war richtig, der Mann war mit ihr verwandt. »Ich bedaure es, mein Vetter Josef«, sagte sie, »daß wir mit Ihnen verwandt sind.« Sie sprach sehr ruhig, nur ganz leise lag die vibrierende Heiserkeit über ihrer Stimme. »Ich verstehe nicht, daß Sie am Leben bleiben konnten, als Jotapat fiel. Seither gibt es in Judäa niemanden, den es nicht anekelte, wenn er den Namen Josef Ben Matthias hört.« Josef dachte daran, wie Justus von Tiberias erklärt hatte: »Ihr Doktor Josef ist ein Lump.« Aber Frauenrede erbitterte ihn nicht. »Es wird sicher sehr viel Schlechtes über mich erzählt«, sagte er, »aber ich glaube nicht, daß jemand Ihnen erzählt hat, ich sei feig. Bedenken Sie, bitte, daß es manchmal nicht sehr schwer ist, zu sterben. Sterben war leicht und eine große Verlockung. Es gehörte Entschluß dazu, zu leben. Es gehörte Tapferkeit dazu. Ich bin am Leben geblieben, weil ich wußte, ich bin ein Instrument Jahves.« Berenikes lange Lippen krümmten sich, ihr ganzes Gesicht war Spott und Verachtung. »Es geht ein Gerücht durch den Osten«, sagte sie, »ein jüdischer Prophet habe verkündet, der Römer sei der Messias. Sind Sie dieser Prophet?« — »Ich weiß«, sagte Josef still, »daß Vespasian der Mann ist, von dem die Schrift redet.«

Berenike beugte sich vor über die Sieben-Schritt-Grenze, die sie sich gesteckt hatte. Es war der ganze Raum des Zimmers zwischen ihnen, auch das Kohlenbecken, denn es war ein kalter Wintertag. Sie betrachtete den Mann; er trug noch immer seine Kette, aber er sah gepflegt aus. »Ich muß ihn mir genau anschauen, diesen Propheten«, höhnte sie, »der willig das Ausgespiene des Römers hinunterschlang, als der es ihn hieß. Mir wurde übel vor Verachtung, als ich hörte, wie die Doktoren von Sepphoris Ihrer ›Hochzeit‹ zuschauen mußten.« — »Ja«, sagte still Josef, »ich habe auch dieses geschluckt.«

Er sah mit einemmal klein und gedrückt aus. Mehr als daß er das Mädchen geehelicht hatte, drückte und erniedrigte ihn ein anderes. Damals unterm Brautzelt hatte er gelobt, er werde Mara nicht anrühren. Allein dann war Mara zu ihm gekommen, sie war auf dem Bett gehockt, jung, glatthäutig, heiß, voll Erwartung. Er hatte sie genommen, hatte sie nehmen müssen, wie er damals hatte trinken müssen, als er aus der Höhle kam. Das Mädchen Mara war um ihn seither. Ihre großen Augen hingen mit der gleichen Inbrunst an ihm, wenn er sie nahm und wenn er sie hernach wild und voll Verachtung wegschickte. Berenike hatte mehr als recht. Er hatte den Wegwurf des Römers nicht nur hinuntergeschlungen, er fand Geschmack daran.

Josef atmete auf, da Berenike nicht auf dem Thema beharrte. Sie sprach von Politik, sie eiferte gegen den Marschall: »Ich will nicht, daß dieser Bauer sich in die Mitte der Welt setzt. Ich will es nicht.« Ihre dunkle Stimme war heiß von Leidenschaft. Josef stand still, beherrscht. Aber er war voll von Ironie über ihre Ohnmacht. Sie sah es gut. »Gehen Sie hin, mein Vetter Josef«, höhnte sie, »sagen Sie es ihm. Verraten Sie mich ihm. Vielleicht bekommen Sie eine noch reichere Belohnung als die Leibeigene Mara.«

Sie standen, getrennt durch den Raum, die beiden jüdischen Menschen, jung beide, schön beide, getrieben beide von dem heißen Willen nach ihren Zielen. Aug in Aug standen sie, voll Hohn einer gegen den andern, und doch im Innersten verwandt. »Wenn ich es dem Feldherrn sagte«, spottete Josef zurück, »daß Sie sein Gegner sind, Kusine Berenike, er würde lachen.« — »Also machen Sie ihn lachen, Ihren römischen Herrn«, sagte Berenike. »Wahrscheinlich hält er Sie zu diesem Zweck. Ich, mein Vetter Josef, werde mir die Hände gut waschen und ein langes Bad nehmen, nun ich mit Ihnen zusammen war.«

Josef, auf dem Rückweg, lächelte. Er ließ sich von einer Frau wie Berenike lieber beschimpfen als gleichgültig anschauen. Im Hauptquartier des Vespasian in Cäsarea erschien, von den römischen Behörden mit Ehrfurcht empfangen, ein uralter jüdischer Herr, sehr klein, sehr angesehen, Jochanan Ben Sakkai, Rektor der Tempeluniversität, Oberrichter von Judäa, Großdoktor von Jerusalem. Mit seiner welken Stimme, im Kreis der Juden von Cäsarea, berichtete er von den Greueln, die die jüdische Hauptstadt erfüllten. Wie die leitenden Männer der Gemäßigten fast allesamt niedergemetzelt worden seien, der Erzpriester Anan, die meisten Aristokraten, auch viele von den »Wahrhaft Schriftgläubigen«; wie jetzt die Makkabi-Leute mit Brand und Schwert gegeneinander wüteten. Selbst in den Vorhallen des Tempels hatten sie Geschütz aufgefahren, und Leute, die ihr Opfer zum Altar bringen wollten, waren von ihren Geschossen getroffen worden. Manchmal, auf altmodische Art, bekräftigte der Alte: »Meine Augen haben es gesehen.« Auch er hatte sich nur mit Gefahr aus Jerusalem wegstehlen können. Er hatte aussprengen lassen, er sei tot, seine Schüler hatten ihn in einem Sarg zur Bestattung aus den Mauern Jerusalems herausgetragen.

Er ersuchte den Marschall um eine Unterredung, und Vespasian bat ihn sogleich zu sich. Uralt, vergilbt, stand der jüdische Großdoktor vor dem Römer; die blauen Augen stachen auffallend frisch aus dem zerknitterten, von einem kleinen, entfärbten Bart umrahmten Gesicht. Er sagte: »Ich bin gekommen, Konsul Vespasian, um mit Ihnen über Frieden und Unterwerfung zu reden. Es steht keine Macht hinter mir. Die Macht in Jerusalem haben die ›Rächer Israels‹; allein das Gesetz ist nicht tot, und ich bringe mit das Siegel des Oberrichters. Das ist nicht viel. Aber niemand weiß besser als Rom, daß ein großes Reich auf die Dauer nur zusammengehalten werden kann durch Recht, Gesetz und Siegel, und darum ist es vielleicht auch nicht wenig.« Vespasian erwiderte: »Ich freue mich, mit dem Manne zu reden, der in Judäa den ehrwürdigsten Namen trägt. Aber ich bin lediglich gesandt, das Schwert zu führen. Über Frieden verhandeln kann nur der Kaiser in Rom und sein Senat.« Jochanan Ben Sakkai wiegte den alten, kleinen Kopf. Listig, leise, mit dem Singsang orientalischen Dozierens, führte er aus: »Es sind manche, die sich nennen Kaiser. Aber es ist nur einer, mit dem ich austauschen möchte Siegel und Dokument. Ist der Libanon gefallen durch Galba? Nur der, durch den fällt der Libanon, ist der Mächtige, der Adir. Der Libanon ist nicht gefallen durch Galba.« Vespasian schaute den Alten mißtrauisch an. Fragte: »Haben Sie mit meinem Gefangenen Josef Ben Matthias gesprochen?« Jochanan Ben Sakkai verneinte, ein wenig erstaunt. Reumütig, täppisch, sagte Vespasian: »Verzeihen Sie, Sie haben wirklich nicht mit ihm gesprochen.«

Er setzte sich, machte sich klein, so daß er nicht auf den Alten hinabschauen mußte: »Bitte, teilen Sie mir mit, was Sie geben und was Sie nehmen wollen.« Jochanan streckte seine welken Hände hin, bot dar: »Ich gebe Ihnen Brief und Siegel, daß der Große Rat und die Doktoren von Jerusalem sich Senat und Volk von Rom unterwerfen. Ich bitte Sie dagegen um eines: lassen Sie mir eine kleine Stadt, daß ich eine Universität dort gründe, und geben Sie mir Lehrfreiheit.« — »Daß ihr mir von neuem die finstersten Rezepte gegen Rom zusammenbraut«, schmunzelte Vespasian. Jochanan Ben Sakkai machte sich noch kleiner und geringer: »Was wollen Sie? Ich werde pflanzen ein winziges Reis von dem mächtigen Baume Jerusalem. Geben Sie mir, sagen wir, das Städtchen Jabne. Jabne, es wird eine so kleine Universität sein.« Betulich redete er dem Römer zu, malte mit Gesten die Geringfügigkeit seiner Universität: ach, sie wird so klein sein, seine Universität Jabne, und er schloß und öffnete seine winzige Hand.

Vespasian erwiderte: »Schön, ich werde Ihren Vorschlag nach Rom übermitteln.« — »Übermitteln Sie nicht«, bat Jochanan. »Ich möchte nur mit Ihnen zu tun haben, Konsul Vespasian.« Hartnäckig wiederholte er: »Sie sind der Adir.«

Vespasian erhob sich; breit, bäurisch fest stand er vor dem sitzenden Großdoktor. »Offen gestanden«, sagte er, »ganz verstehe ich es nicht, was ihr gerade an mir für einen Narren gefressen habt. Sie sind ein alter, weiser und, wie es scheint, relativ ehrlicher Herr. Wollen Sie es mir nicht erklären? Ist es nicht schwer erträglich, wenn in dem Land, das euer Gott Jahve euch zugesagt hat, ausgerechnet ich der Adir sein soll? Ich höre, daß von allen Völkern ihr am heftigsten vor der Berührung mit andern zurückscheut.« Jochanan hatte die Augen geschlossen. »Als die Engel Gottes«, dozierte er, »nach dem Untergang der Ägypter im Schilfmeer ein Jubellied anstimmen wollten, sprach Jahve: ›Meine Geschöpfe ertrinken, und ihr wollt ein Jubellied singen?‹« Der Marschall trat ganz nahe an den winzigen Gelehrten heran, rührte ihm leicht, vertraulich die Schulter, fragte listig: »Aber soviel stimmt doch: als richtige, vollwertige Menschen anerkennt ihr uns nicht?« Jochanan, immer die Augen geschlossen, erwiderte still, wie von weit her: »Wir opfern am Laubhüttenfest siebzig Stiere zur Sühnung der Nichtjuden vor Gott.«

Vespasian sagte ungewohnt höflich: »Wenn Sie nicht zu müde sind, mein Doktor und Herr Jochanan, dann bitte ich noch um eine Belehrung.« — »Ich antworte Ihnen gern, Konsul Vespasian«, sagte der Großdoktor.

Vespasian stützte die Hände auf den Tisch. Über den Tisch hinüber, gespannt, fragte er: »Hat ein Nichtjude eine unsterbliche Seele?« Jochanan erwiderte: »Es gibt sechshundertdreizehn Gebote, die zu halten wir Juden verpflichtet sind. Der Nichtjude ist nur auf sieben Gebote verpflichtet. Hält er sie, dann läßt sich auch in ihm der Heilige Geist nieder.« — »Welches sind diese sieben Gebote?« fragte der Römer. Jochanan zog die runzligen Brauen hoch, seine blauen Augen schauten hell und sehr jung in die grauen des Vespasian. »Es ist ein Ja und sechs Nein«, sagte er. »Er muß Gerechtigkeit üben, er darf Gott nicht leugnen, Götzen nicht dienen, darf nicht morden, nicht stehlen, nicht Unzucht treiben und nicht Tiere quälen.« Vespasian dachte ein wenig nach, dann sagte er bedauernd: »Da habe ich leider wenig Aussicht, daß sich in mir der Heilige Geist niederläßt.«

Der Großdoktor schmeichelte: »Finden Sie es sehr gefährlich für Rom, wenn wir in meiner kleinen Universität Jabne solche Dinge lehren?« Breit, ein wenig protzig, sagte Vespasian: »Gefährlich oder nicht, groß oder klein, welche Ursache überhaupt sollte ich haben, euch entgegenzukommen?« Der Alte machte ein pfiffiges Gesicht, hob die winzige Hand, führte sie einmal durch die Luft, legte dar, wieder im Singsang orientalischen Dozierens: »Solange Sie nicht der Adir sind, haben Sie keinen Grund, Jerusalem zu erobern; denn Sie brauchen vielleicht Ihre Truppen, um der Adir zu werden. Sowie Sie aber ernannt sind, haben Sie vielleicht keine Zeit mehr, Jerusalem zu erobern. Vielleicht dann aber ist es für Sie von Interesse, wenn nicht das eroberte Jerusalem, so doch einen Rechtstitel mit nach Rom zu bringen. Vielleicht ist Ihnen dieser Rechtstitel die kleine Konzession wert, um die ich Sie bitte.«

Er schwieg, er schien erschöpft. Vespasian hatte seinen Darlegungen mit großer Aufmerksamkeit zugehört. »Wenn Ihre andern Herren so schlau wären wie Sie«, schloß er lächelnd die Unterhaltung, »dann wäre ich wahrscheinlich nie in die Lage gekommen, von Ihnen als der Adir bezeichnet zu werden.«

Es gab Sünden, für die der Großdoktor bei aller Milde Nachsicht nicht kannte, und dem Josef schlug das Herz, als er zu ihm entboten wurde. Aber Jochanan hielt nicht die sieben Schritte Abstand. Josef beugte sich herab, die Hand an der Stirn, und der Alte segnete seinen Lieblingsschüler.

Josef sagte: »Ich habe das Wort des Propheten zweideutig gebraucht, ich bin schuldig der schlechten Zunge. Daraus ist viel Unheil entstanden.« Der Alte sagte: »Jerusalem und der Tempel waren fallreif vor Ihrer Tat. Die Tore des Tempels springen auf, wenn einer nur hinbläst. Sie sind überheblich selbst in Ihrer Schuld. Ich will mit Ihnen reden, Doktor Josef, mein Schüler«, fuhr er fort. »In Jerusalem glaubt man, Sie hätten ein schaukelndes Herz, und man hat Sie in den Bann getan. Ich aber glaube an Sie und will zu Ihnen reden.« Diese Worte erquickten den Josef wie Tau das Feld in der rechten Jahreszeit, und er machte sein Herz weit auf.

»Das Reich ist verloren«, wiederholte Jochanan. »Aber es ist nicht das Reich, was uns zusammenhält. Reiche haben auch andere gegründet, sie sind zerfallen, es werden neue Reiche kommen, auch sie werden zerfallen. Das Reich ist nicht das Wichtigste.«

»Was ist das Wichtigste, mein Vater?«

»Nicht Volk und Staat schaffen die Gemeinschaft. Unserer Gemeinschaft Sinn ist nicht das Reich, unserer Gemeinschaft Sinn ist das Gesetz. Solange Lehre und Gesetz dauert, haben wir Zusammenhalt, festeren als durch den Staat. Das Gesetz dauert, solange eine Stimme da ist, es zu verkünden. Solange die Stimme Jakobs ertönt, bleiben die Arme Esaus kraftlos.«

Josef fragte zaghaft: »Habe ich die Stimme, mein Vater?« — »Die andern glauben«, erwiderte Jochanan, »daß Sie Ihr Judentum eingebüßt haben, Josef Ben Matthias. Aber wenn auch das Salz im Wasser sich löst, es ist doch immer da, und wenn das Wasser verdunstet, bleibt das Salz zurück. »

Dieses Wort des Alten erhob den Josef und demütigte ihn, daß er eine lange Zeit nicht sprechen konnte. Dann, leise, schüchtern erinnerte er seinen Lehrer: »Wollen Sie mir sagen, was Ihre Pläne sind, mein Vater?«

»Ja«, erwiderte Jochanan, »jetzt will ich es dir sagen. Wir geben den Tempel preis. Wir wollen setzen an Stelle des sichtbaren Gotteshauses ein unsichtbares, wir wollen umgeben den wehenden Atem Gottes mit Mauern aus Worten an Stelle der Mauern aus Granit. Was ist der wehende Atem Gottes? Lehre und Gesetz. Man kann uns nicht auseinanderreißen, solange wir Zungen haben oder Papier für das Gesetz. Darum habe ich den Römer um die Stadt Jabne gebeten, daß ich dort eine Universität einrichten kann. Ich glaube, er wird sie mir geben.«

»Ihr Plan, mein Vater, braucht die Arbeit von vielen Geschlechtern.«

»Wir haben Zeit«, erwiderte der Alte.

»Aber werden uns die Römer nicht hindern?« fragte Josef.

»Gewiß wird man versuchen, uns zu hindern; die Macht hat immer Mißtrauen gegen den Geist. Aber der Geist ist elastisch. So dicht kann man nichts verschließen, daß er nicht doch durchdringen könnte. Sie zerschlagen uns Staat und Tempel: wir bauen an seine Stelle Lehre und Gesetz. Sie verbieten uns das Wort: wir verständigen uns durch Zeichen. Sie verbieten uns die Schrift: wir denken uns Chiffren aus. Sie versperren uns die grade Straße: Gott wird nicht kleiner, auch wenn seine Bekenner auf listigen Umwegen zu ihm gehen müssen.« Der Alte schloß die Augen, öffnete sie, sagte: »Es ist uns nicht gegeben, das Werk zu vollenden, aber es ist uns auferlegt, nicht davon abzulassen. Das ist es, wozu wir auserwählt sind.«

»Und der Messias?« fragte Josef mit einer letzten Hoffnung. Das Sprechen begann dem Großdoktor schwerzufallen, aber er riß sich zusammen, es war wichtig, daß er seinem Lieblingsschüler Josef das Wissen weitergab. Er winkte Josef, sich niederzubeugen, mit dem welken Mund flüsterte er in sein junges Ohr: »Es ist fraglich«, flüsterte er, »ob der Messias jemals kommen wird. Aber glauben muß man es. Man darf nie damit rechnen, daß der Messias kommt, aber man muß immer glauben, daß er kommen wird.«

Josef auf dem Rückweg war beklommen. Der Glaube dieses großen Alten war also nichts Strahlendes, was ihm half, sondern etwas Mühevolles, Listiges, immer verbunden mit Ketzerei, immer sich wehrend gegen Ketzerei, eine Last. So verschieden die beiden aussahen, es war kein sehr weiter Weg von Jochanan Ben Sakkai zu Justus von Tiberias. Josef fühlte sich bedrückt.

Der Großdoktor hatte vieles und Übles gehört von der Ehe des Josef. Er ließ Mara, die Tochter des Lakisch, zu sich kommen und sprach mit ihr. Er roch das Parfüm ihrer Sandalen. Sie sagte: »Wenn ich bete, dann ziehe ich immer diese Sandalen an. Ich will in gutem Geruch vor Gott treten.« Sie kannte viele Gebete auswendig; es war nicht erlaubt, Gebete aufzuzeichnen, sie mußten vom Herzen kommen, und man mußte sie im Herzen tragen. Zutraulich sprach sie zu ihm: »Ich habe gehört, von der Erde bis zum Himmel sind fünfhundert Jahre, und von einem Himmel bis zum andern sind wieder fünfhundert Jahre, und die Dicke jedes Himmels sind fünfhundert Jahre. Und dennoch: ich stelle mich hinter eine Säule der Synagoge und flüstere, und es ist, wie wenn ich Jahve ins Ohr flüstere. Ist es vermessen und Sünde, mein Doktor und Herr, wenn ich glaube, daß Jahve mir so nahe ist wie das Ohr dem Mund?« Jochanan Ben Sakkai hörte interessiert auf die Gedanken, die sie hinter ihrer niedrigen Kinderstirn bewegte, und diskutierte ernsthaft mit ihr wie mit einem der Doktoren der Quadernhalle. Als sie wegging, legte er ihr die milde, welke Hand auf den Scheitel und segnete sie mit dem alten Spruch: Jahve mache dich wie Rahel und Lea.

Er hörte, daß Josef, sowie er den Einspruch Vespasians nicht mehr fürchten müsse, sich von Mara scheiden lassen wolle. Es war nicht schwer, sich scheiden zu lassen. In der Schrift hieß es klar und einfach: »Wenn jemandes Weib nicht Gunst findet vor seinen Augen, weil er etwas Schändliches an ihr entdeckt hat, dann mag er einen Scheidebrief schreiben und sie aus seinem Hause schicken.« Jochanan sagte: »Zwei Dinge gibt es, man hört ihren Schall mit Ohren nicht eine Meile, und doch geht ihr Klang von einem Ende der Welt zum andern. Das ist, wenn ein Baum niederbricht, den man fällt, solange er Frucht trägt, und das ist, wenn eine Frau seufzt, die ihr Mann wegschickt, und sie liebt ihn.« Josef sagte eigensinnig: »Habe ich nicht Schändliches an ihr gefunden?« Jochanan sagte: »Sie haben nicht Schändliches *gefunden:* das Schändliche war, bevor Sie sie nahmen. Prüfen Sie sich, Doktor Josef. Ich werde nicht den Zeugen machen, wenn Sie dieser Frau den Scheidebrief ausstellen.«

Die Beziehungen Vespasians zu Kaiser Galba waren nicht ganz so einfach, wie er sie der Prinzessin Berenike dargestellt hatte. Titus war nicht nur aus Gründen der Huldigung nach Rom gefahren, sondern vor allem, um die ihm noch fehlenden hohen Staatsstellen zu erlangen. Der letzte Zweck lag noch höher. Des Vespasian Bruder, der steife, mürrische Sabin, hatte angedeutet, es sei nicht ausgeschlossen, daß der alte, kinderlose Kaiser, um sich die Armeen des Ostens zu verbinden, den Sohn des Vespasian an Kindes Statt annehmen werde. Dieser Brief hatte den schwierigen Verhandlungen zwischen Vespasian und Mucian ein vorläufiges Ende bereitet. Großmütig hatte immer wieder der eine dem andern versichert, er denke nicht daran, die Macht zu erobern; wenn einer in der Lage sei, dies zu tun, dann sei jeweils der andere dieser eine. In Wahrheit wußten beide genau, daß keiner sich stark genug fühlte für den Kampf mit dem andern, und so hatte jetzt der Brief des Sabin ihnen einen willkommenen Ausweg gezeigt.

Allein noch im hohen Winter kam eine Nachricht, die allen diesen Plänen ein Ende machte. Gestützt auf die römische Garde und auf den Senat, hatte einer die Herrschaft an sich gerissen, den der Osten nicht in seine Rechnung gezogen hatte: Otho, der erste Mann der Poppäa. Der alte Kaiser war ermordet, dieser junge Kaiser hatte Mut, Begabung, Ansehen, viele Sympathien. Ob Titus seine Reise fortsetzen und dem neuen Herrn huldigen oder ob er zurückkehren werde, wußte man nicht. Hier im Osten jedenfalls fühlte man sich nicht soweit, sich mit einiger Aussicht gegen den jungen Kaiser aufzulehnen, und wer auch sollte der Erwählte des Ostens sein? Die Erledigung des alten Galba war zu schnell gekommen, man hatte sich noch nicht geeinigt; sowohl Vespasian wie Mucian vereidigten ihre Truppen auf den neuen Kaiser Otho.

An den Bestand dieser neuen Herrschaft indes glaubte niemand. Otho konnte sich auf die italienischen Truppen verlassen, aber er hatte keine Fühlung mit den Armeen der Provinzen. Der Thron dieses jungen Kaisers stand nicht fester als der des alten.

Die Prinzessin Berenike bekam täglich ausführlichen Bericht aus Rom. Nach den Entbehrungen der Wüste warf sie sich mit doppelter Leidenschaft in die Politik. Zettelte mit den kaiserlichen Ministern, den Senatoren, mit den Gouverneuren und Generälen des Ostens. Ein zweites Mal soll sich der Osten nicht vor vollendete Tatsachen gestellt sehen. Jetzt, in diesem Frühjahr noch, muß er schlagbereit gemacht werden, die Hauptstadt zu erobern. Nicht zersplittert darf er sein, *einen* Herrn muß er haben, und Mucian soll dieser Herr heißen. Es gilt zunächst einmal, sich des klaren Einverständnisses des Mucian zu versichern, wenn man ihn gegen den Marschall als Prätendenten aufstellen will.

Glänzend, mit großem Gefolge, fuhr Berenike nach Antiochia. Behutsam strich sie um Mucian herum. Der erfahrene Herr wußte kennerisch die Vorzüge der jüdischen Prinzessin zu schätzen, Schönheit, Geist, Geschmack, Reichtum, wilde Hingabe an die Politik. Die beiden musischen Menschen verstanden sich sehr schnell. Aber Berenike konnte Mucian nicht dahin bringen, wo sie ihn haben wollte. Mit großer Offenheit ließ der schmächtige Herr sie in sein Inneres hineinschauen. Ja, er ist ehrgeizig. Er ist auch nicht feig, aber er ist ein wenig müde. Rom vom Osten her zu erobern ist ein verdammt kitzli ges Unternehmen. Er ist nicht der Mann für diese Aufgabe. Er kann mit Diplomaten verhandeln, mit Senatoren, Gouverneuren, Wirtschaftsführern. Aber heute geben leider die Militärs den Ausschlag, und mit diesen hochgekommenen Feldwebeln zu paktieren ist ihm widerwärtig. Er hing seinen gescheiten, traurigen, unersättlichen Blick an die Prinzessin. »Diesen Polyphemen ihr Aug auszubrennen verliert auf die Dauer seinen Reiz. Gefahr und Gewinn stehen nicht im rechten Verhältnis. Wie die Situation heute liegt, ist wirklich Vespasian der gegebene Mann. Er hat die nötige Grobheit und Roheit, um in unseren Zeiten populär zu sein. Ich gebe zu, im Grunde ist er mir genauso widerwärtig wie Ihnen, Prinzessin Berenike. Aber er ist eine so reine Inkarnation des Zeitgeistes, daß er fast schon wieder sympathisch wird. Machen Sie ihn zum Kaiser, Prinzessin Berenike, und lassen Sie mich meine Naturgeschichte des Imperiums in Ruhe zu Ende schreiben.«

Berenike ließ nicht ab. Sie kämpfte nicht nur mit Worten, sie streute mit verschwenderischen Händen Geld aus, um Stimmung für ihren Kandidaten zu machen. Sprach immer heftiger auf Mucian ein, spornte, schmeichelte. Ein Mann, so innerlich lebendig wie er, dürfe sich nicht zieren, dürfe nicht faul sein. Er erwiderte lächelnd: »Wenn eine Dame wie Sie, Hoheit, wirklich für mich wäre, dann könnte mich das reizen, das freche Spiel trotz aller Bedenken zu wagen. Aber Sie sind ja gar nicht für mich, Sie sind nur gegen Vespasian.« Berenike rötete sich, wollte es nicht wahrhaben, sprach viel und geschickt, um ihm seine Meinung auszureden. Er hörte höflich zu, tat so, als ließe er sich überzeugen. Aber während er vertraulich und nicht ohne Wärme mit ihr weitersprach, sah sie, wie er mit seinem Stock Worte in den Sand kritzelte, griechische Worte, sicherlich nicht für sie bestimmt, aber sie konnte sie enträtseln: »Dem einen geben die Götter die Begabung, dem andern das Glück.« Sie las, und ihre Rede wurde matt.

Als gar Josef Ben Matthias in Antiochia eintraf, wußte Berenike mit Sicherheit, daß ihre Reise zu Mucian ohne Erfolg bleiben werde. Sie witterte sogleich und mit Recht, daß Josef von Vespasian vorgeschickt war, um ihre Arbeit zu vereiteln.

Josef ging seine Aufgabe nicht plump an. Er ließ den

andern an sich herankommen. Mucian freute sich, die seltsame, heftige, dringliche Stimme des jüdischen Propheten wiederzuhören. Er verbrachte Stunden damit, ihn über Sitten, Bräuche, Altertümer seines Volkes zu befragen. Bei dieser Gelegenheit kamen sie auch auf die jüdischen Könige zu sprechen, und Josef erzählte Mucian die Geschichte von Saul und David. »Saul war der erste König in Israel«, sagte Josef; »aber bei uns heißen wenige Saul und sehr viele Samuel. Wir halten den Samuel für größer als den Saul.« — »Warum?« fragte Mucian. »Wer die Macht vergibt«, erwiderte Josef, »ist größer, als wer die Macht hat. Wer den König macht, ist größer als der König.« Mucian lächelte: »Ihr seid hochmütige Leute.« — »Vielleicht sind wir hochmütig«, gab Josef bereitwillig zu. »Aber scheint nicht auch Ihnen die Macht, die aus dem Hintergrund lenkt, feiner, geistiger, reizvoller als die Macht, die sich vor den Augen aller Welt spreizt?« Mucian sagte nicht ja noch nein. Josef fuhr fort, und seine Worte waren eine mit vielen bösen Erfahrungen bezahlte Erkenntnis. »Macht verdummt. Ich war nie dümmer als zu der Zeit, da ich an der Macht war. Samuel ist größer als Saul.« — »Ich finde«, sagte lächelnd Mucian, »in Ihrer Geschichte am sympathischsten den jungen David. Schade«, seufzte er, »daß das Projekt mit dem jungen Titus gescheitert ist.«

Sehr bald, nachdem Josef in Antiochia eingetroffen war, verabschiedete sich Berenike von Mucian. Sie gab ihre Hoffnungen auf. Sie fuhr ihrem Bruder entgegen, der in den nächsten Tagen in Galiläa erwartet wurde. Er war bis jetzt in Rom geblieben, aber nun gab er der Herrschaft Othos nur mehr wenige Wochen und wollte sich rechtzeitig und unauffällig aus Rom fortmachen, um sich nicht einem neuen Kaiser verpflichten zu müssen. Berenike atmete auf, als sie ihren heißersehnten Bruder wiedersehen sollte; die Bitterkeit des Mißerfolgs wurde gemildert durch diese Freude. »Süße Prinzessin«, sagte zum Abschied Mucian, »nun ich Sie vermissen soll, begreife ich nicht, warum ich nicht Ihretwegen den Prätendenten mache.« — »Auch mir fällt es schwer, das zu begreifen«, antwortete Berenike.

Sie traf ihren Bruder in Tiberias. Der Neubau des Palastes war fertiggestellt. Schöner als zuvor strahlte er über Stadt und See. Einzelne fensterlose Säle waren aus einem kappadokischen Stein gebaut, so durchscheinend, daß sie auch bei geschlossenen Türen hell blieben. Alles war leicht, luftig, nichts überladen, wie es jetzt in Rom Mode war. Ihr Meisterstück hatten die Architekten mit dem Speisesaal geliefert. Seine Kuppel war so hoch, daß der ermüdete Blick kaum ihre elfenbeinernen Deckenfelder erreichte; diese Felder waren drehbar, so daß man Blumen und wohlriechende Wasser auf die Speisenden regnen lassen konnte.

Die Geschwister gingen durch das Haus, sie hielten sich an den Händen, voll tiefer Freude einer am andern. Das Frühjahr hatte begonnen, schon wurden die Tage länger, mit weiter Brust schritten die beiden schönen Menschen durch die luftigen Säle; kennerisch genossen sie die beschwingten Maße des Baus, seine Erlesenheit. Agrippa erzählte mit einem ganz leisen Hohn von den neuen Palästen, die er in Rom gesehen hatte, von ihren leer-monströsen Dimensionen, ihrer geschmacklos gehäuften Pracht. Otho hat fünfzig Millionen für die Fertigstellung des Goldenen Hauses des Nero bewilligt; auch er wird die Vollendung des Baus kaum erleben. Berenike krümmte die Lippen. »Sie können nur raffen, diese römischen Barbaren. Sie glauben, wenn sie einen besonders seltenen Marmor in einen andern ebenso seltenen hineinschneiden und möglichst viel Gold darübersetzen, dann sei das der Gipfel der Baukunst. Sie haben kein Talent außer dem zur Macht.« — »Ein ganz vorteilhaftes Talent immerhin«, meinte Agrippa. Berenike blieb stehen. »Muß ich wirklich diesen Vespasian ertragen?« klagte sie. »Kannst du mir das auferlegen, mein Bruder? Er ist so plump und roh, er schnauft wie ein Hund außer Atem.« Agrippa erzählte finster: »Als ich jetzt in Cäsarea bei ihm war, ließ er mir Fische vorsetzen und betonte immer wieder, sie seien aus dem See Genezareth. Als ich die Leichenfische nicht aß, hänselte er mich bitter. Ich hätte manche gute Antwort gewußt, aber ich habe sie hinuntergeschluckt.«

»Er reizt mich bis aufs Blut«, empörte sich Berenike. »Wenn ich seine klobigen Witze höre, stehe ich wie in einem Schwarm von Stechmücken. Und daß dieser Mann Kaiser werde, dazu sollen wir helfen.« Agrippa redete ihr zu: »Ein Kaiser, den der Westen aufstellt, wird uns hier alles blind zerschlagen. Der Marschall ist klug und maßvoll. Er wird nehmen, was er brauchen kann, den Rest wird er uns lassen.« Er zuckte die Achseln: »Die Armee macht den Kaiser, die Armee schwört auf Vespasian. Sei meine kluge Schwester«, bat er.

Den jungen Titus hatte die Nachricht von der Ermordung Galbas in Korinth erreicht, noch vor seiner Ankunft in Rom. Es wäre sinnlos gewesen, weiterzufahren. Er war überzeugt gewesen, daß die Adoption durch Galba zustande kommen werde, es war ein schwerer Schlag für ihn, daß der Kaiser vorzeitig erledigt war. Er wollte nicht diesem Otho huldigen, an dessen Platz er sich selber geträumt hatte. Er blieb in Korinth, verbrachte in der leichtlebigen Stadt vierzehn wüste Tage, voll von Frauen, Knaben, Ausschweifungen jeder Art. Dann riß er sich los und kehrte trotz der schlechten Jahreszeit nach Cäsarea zurück.

Auf dem Schiff brannten ihn wild und heftig die ehrgeizigen Träume seiner Großmutter. Der General Titus, so jung er war, hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Das Auf und Ab seines Vaters, der Wechsel vom Konsul zum Spediteur, von prunkender Ehrenstellung in drückende Armut, hatten an seinem Schicksal mitgezerrt. Er war zusammen mit dem Prinzen Britannicus erzogen worden, hatte mit diesem jungen, strahlenden Anwärter auf den Thron an *einem* Tisch gelegen, hatte vom gleichen Gericht gegessen, als Kaiser Nero ihn vergiftete, und war selber erkrankt. Er kannte den Glanz des Palatins und das kahle Stadthaus seines Vaters, das stille Leben auf dem Land und die abenteuerlichen Feldzüge an der deutschen und der englischen Grenze. Er liebte seinen Vater, seine nüchterne Klugheit, seine Genauigkeit, seinen gesunden Menschenverstand; aber oft auch haßte er ihn wegen seines bäurischen Wesens, seiner Bedächtigkeit, seiner Würdelosigkeit. Titus konnte wochenlang, monatelang Strapazen und Dürftigkeit ertragen, dann, unversehens, überfiel ihn ein wüster Drang nach Luxus und Ausschweifung. Er war empfänglich für die gelassene Würde altrömischer Adelsfamilien, und der hiera tisch üppige Prunk der uralten Königsgeschlechter des Orients erregte sein Herz. Er hatte auf Betreiben seines Onkels Sabin sehr jung geheiratet, ein dürres, strenges Mädchen aus großer Familie, Marcia Furnilla, sie hatte ihm eine Tochter geboren, aber sie war ihm dadurch nicht lieber geworden; kahl und kümmerlich saß sie in Rom, er sah sie nicht, er schrieb ihr nicht.

Der alte Vespasian empfing seinen Sohn grinsend, mit vergnügtem Bedauern: »Wir haben offenbar *eine* Linie, mein Sohn Titus, die Linie rauf, runter. Wir müssen sehen, daß wir das nächstemal früher aufstehen und es auf gescheitere Art deichseln. Der Retter kommt aus Judäa. Du bist jung, mein Sohn, du darfst meinen Juden nicht blamieren.«

Agrippa und seine Schwester luden zu einem Fest, um den Neubau ihres Palais in Tiberias einzuweihen. Dem Marschall war die Prinzessin unsympathisch, er schickte seinen Sohn.

Dem Titus kam der Auftrag nicht unwillkommen. Er liebte das Land Judäa. Das Volk war alt und weise, und so hirnlose Sachen es anstellte, es hatte Instinkt für das Jenseitige, für das Ewige. Der seltsame, unsichtbare Gott Jahve lockte und bedrängte den jungen Römer. Auch imponierte ihm König Agrippa, seine Eleganz, seine melancholische Gescheitheit. Titus ging gern nach Tiberias.

Sosehr Agrippa und sein Haus ihm gefielen, so enttäuscht war er von der Prinzessin. Er wurde ihr vorgestellt, unmittelbar bevor man zu Tisch ging. Er war gewohnt, rasch Kontakt mit Frauen zu finden; sie hatte für seine ersten Sätze ein gleichmäßig höfliches Ohr und nicht mehr. Er fand sie kalt und hochfahrend, ihre dunkle, ein wenig heisere Stimme befremdete ihn. Er kümmerte sich während des Essens wenig um Berenike, dafür um so mehr um die übrige Gesellschaft. Er war heiter, ein amüsanter Erzähler, man hörte ihm mit Wärme und Aufmerksamkeit zu. Er vergaß die Prinzessin, und während des langen Mahls wechselten sie nur spärlich Rede und Antwort.

Das Mahl war zu Ende. Berenike erhob sich; sie war eigenwillig angezogen, es war ein Kleid aus *einem* Stück wie hier zulande üblich, aus kostbarem, schwer fallendem Brokat. Sie nickte Titus zu, gleichgültig freundlich, begann die Treppen hinaufzusteigen, die Hand leicht auf die Schulter ihres Bruders gestützt. Titus schaute ihr mechanisch nach. Er hatte sich in eine scherzhaft erbitterte Debatte über Militärtechnisches eingelassen. Plötzlich, mitten im Satz, brach er ab, seine neugierigen, rastlosen Augen wurden scharf, stierten, starrten hinter der Schreitenden her. Der kleinzahnige Mund seines breiten Gesichts stand etwas töricht halboffen. Seine Knie zitterten. Unhöflich ließ er seine Gesprächspartner stehen, eilte den Geschwistern nach.

Wie diese Frau ging. Nein, sie ging nicht, hier gab es nur ein Wort, das griechische, homerische: sie wandelte her. Es war gewiß lächerlich, das große, homerische Wort im Alltag zu gebrauchen, aber für das Schreiten dieser Frau gab es kein anderes. »Sie haben es aber eilig«, sagte sie mit ihrer tiefen Stimme. Bisher hatte diese ein wenig heisere Stimme ihn befremdet, fast abgestoßen, jetzt klang sie ihm erregend und voll von dunkeln Lockungen. Er sagte irgend etwas von der notwendigen Eile des Militärs, es war nicht sehr schlagend, er fand sonst bessere Antworten. Er gab sich knabenhaft, täppisch beflissen. Berenike merkte gut, welchen Eindruck sie ihm machte, und sie fand ihn angenehm, von einer gewissen viereckigen Anmut.

Sie schwatzten von Physiognomik, von Graphologie. Das ist im Osten wie im Westen große Mode. Berenike möchte die Schrift des Titus sehen. Titus zieht sein goldgerändertes Wachstäfelchen vor, lächelt spitzbübisch, schreibt. Berenike wundert sich: das ist doch in jedem Schnörkel die Schrift seines Vaters. Titus gibt zu, er habe einen Scherz gemacht; eigentlich habe er keine eigene Schrift mehr, so oft sei er in den Schriften anderer spazierengegangen. Aber nun soll sie ihm ihre Schrift zeigen. Sie überliest, was er geschrieben hat. Es ist ein Vers aus einem modernen Epos: »Die Adler der Legionen und ihre Herzen breiten ihre Schwingen zum Flug.« Sie wird ernst, zögert einen Augenblick, dann glättet sie seine Buchstaben fort, schreibt: »Der Flug der Adler kann den Unsichtbaren im Allerheiligsten nicht zudecken.« Der junge General beschaut sich die Schrift; sie ist schulmäßig korrekt, ziemlich kindlich. Er überlegt, er wischt den Satz nicht weg, er schreibt darunter: »Titus möchte den Unsichtbaren im Allerheiligsten sehen.« Er reicht ihr Wachs und Griffel hinüber. Sie schreibt: »Der Tempel von Jerusalem soll nicht zerstört werden.« Nun ist nur mehr sehr wenig Raum auf der kleinen Tafel. Titus schreibt: »Der Tempel von Jerusalem wird nicht zerstört werden.«

Er will das Täfelchen wegstecken. Sie bittet, er möge es ihr lassen. Sie legt ihm die Hand auf die Schulter, fragt, wann endlich der grauenvolle Krieg zu Ende sein werde. Das Schlimmste sei das herzzermürbende, aussichtslose Warten. Ein rasches Ende sei ein mildes Ende. Er möge doch endlich, endlich Jerusalem nehmen. Titus zögert, geschmeichelt: »Das steht nicht bei mir.« Berenike — wie hat er sie je für kalt und hochfahrend halten können? — spricht flehend und überzeugt auf ihn ein: »Doch, das steht bei Ihnen.«

Vertraulich, nachdem Titus gegangen war, fragte Agrippa die Schwester nach ihrem Eindruck: »Er hat einen weichen, unangenehmen Mund, findest du nicht?« Berenike lächelte zurück: »Ich finde viel Unangenehmes an diesem Knaben. Er hat manche Ähnlichkeit mit seinem Vater. Aber es soll schon vorgekommen sein, daß jüdische Frauen mit Barbaren gut fertig wurden. Zum Beispiel Esther mit Ahasver. Oder Irene mit dem siebenten Ptolemäus.« Agrippa meinte, und Berenike erkannte gut die leise Warnung in seinem Scherz: »Aber unsre Urgroßmutter Mariamne zum Beispiel hat bei diesem Spiel den Kopf verloren.« Berenike erhob sich, schritt. »Sei unbesorgt, lieber Bruder«, sagte sie, ihre Stimme blieb leise, aber sie war sehr sicher und voll von Triumph, »dieser Knabe Titus wird mir nicht den Kopf abschlagen lassen.«

Sogleich nachdem er nach Cäsarea zurückgekehrt war, bestürmte Titus seinen Vater, nun endlich die Belagerung Jerusalems zu beginnen. Er wurde ungewohnt heftig. Er ertrage das nicht länger. Er schäme sich vor seinen Offizieren. So langes Zögern könne nicht anders ausgelegt werden denn als Schwäche. Das römische Prestige im Osten sei gefährdet, Ves pasians Vorsicht grenze an Feigheit. Die Dame Cänis hörte stattlich und mißbilligend zu. »Was wollen Sie eigentlich, Titus? Sind Sie so dumm, oder stellen Sie sich so?« Titus erwiderte heftig, der Dame Cänis könne man diese traurige Rechenhaftigkeit nicht verdenken; von ihr könne man nicht Sinn verlangen für soldatischen Anstand. Vespasian kam massig auf seinen Sohn zu. »Aber von dir, mein Junge, verlange ich, daß du dich schleunigst bei Cänis entschuldigst.« Cänis blieb gelassen. »Er hat recht, ich habe wirklich wenig Gefühl für Würde. Würde ist bei der Jugend immer populärer als Vernunft. Aber das sollte er eigentlich einsehen, daß nur ein Trottel in einer solchen Situation seine Armee abgibt.« Vespasian fragte: »Haben sie dich in Tiberias aufgehetzt, mein Junge? Einer nach dem andern. Ich bin erst sechzig. Zehn Jahre wirst du dich schon noch gedulden müssen.«

Als Titus fort war, ereiferte sich Cänis gegen das Pack in Tiberias. Natürlich waren es diese Juden, die sich hinter Titus gesteckt hatten. Der leisetreterische König, die pfaueneitle Berenike, der schmierige, unheimliche Josef. Vespasian tue besser, das ganze orientalische Gesindel aus dem Spiel zu lassen, römisch und geradezu mit Mucian zu verhandeln. Der Marschall hörte ihr aufmerksam zu. Dann sagte er: »Du bist eine gescheite und resolute Dame, alter Hafen. Aber für den Osten hast du kein Organ. In diesem Osten komme ich ohne das Geld und die Geriebenheit meiner Juden nicht weiter. In diesem Osten sind die krümmsten Wege die geradesten.«

Die Nachricht kam, daß die Nordarmee ihren Führer Vitell zum Kaiser ausgerufen habe. Otho war gestürzt, Senat und Volk von Rom hatten Vitell als den neuen Kaiser anerkannt. Gespannt schaute die Welt nach dem Osten, und der neue Herr, schlemmerisch und phlegmatisch, zuckte zusammen, sooft der östliche Führer genannt wurde. Aber Vespasian tat, als sähe er von alledem nichts. Gelassen, ohne Zögern, vereidigte er seine Legionen auf den neuen Kaiser, und zögernd, mißmutig folgten seinem Beispiel für Ägypten der Gouverneur Tiber Alexander, für Syrien der Gouverneur Mucian. Von allen Seiten drängte man in Vespasian. Er aber spielte den Verständnislosen, blieb mit jedem Wort loyal.

Der westliche Kaiser, um sich zu sichern, mußte starke Abteilungen nach der Hauptstadt heranführen, die vier niederrheinischen, die zwei Mainzer Legionen, dazu sechsundvierzig Hilfsregimenter. Vespasian machte die Augen eng, lauerte. Er war ein guter Militär, er wußte, daß mit hunderttausend demoralisierten Berufssoldaten in einer Stadt wie Rom nicht gut hausen war. Diese Soldaten, die den Vitell zum Kaiser gemacht hatten, warteten auf Belohnung. Geld war wenig da, und mit Geld, Vespasian kannte die Sinnesart der Armee, würden sie sich auch nicht begnügen. Sie hatten den anstrengenden Dienst in Deutschland hinter sich, jetzt waren sie in Rom, und jetzt rechneten sie auf die kürzere Dienstzeit und den höheren Sold der hauptstädtischen Garde. Zwanzigtausend Mann, wenn es hoch kommt, kann Vitell in Rom garnisonieren, was aber will er mit den andern machen? In den östlichen Armeen tauchten immer bestimmtere Gerüchte auf, Vitell wolle diese Mannschaften zum Dank für ihre Leistungen nach dem schönen, warmen Osten versetzen. Die östlichen Legionen hatten schon bei der Vereidigung die vorgeschriebenen Hochrufe auf den neuen Herrn nur recht dünn ausgebracht: jetzt zeigten sie ihre Erbitterung öffentlich. Hielten Versammlungen ab, schimpften, man werde allerlei erleben, wenn man versuche, sie nach dem rauhen Deutschland oder nach dem verdammten England zu transportieren. Die Herren des Ostens hörten das mit Vergnügen. Von ihren Offizieren bedrängt, was an den Gerüchten über die Umgruppierung der Armee wahr sei, schwiegen sie, zuckten mit vieldeutigem Bedauern die Achseln. Von Rom her kamen immer wüstere Nachrichten. Die Finanzen waren in heilloser Unordnung, die Wirtschaft stockte, in ganz Italien, in der Hauptstadt selbst, kam es zu Plünderungen, der neue, schlechtorganisierte Hof gab sich lässig, schlemmerisch, üppig, das Reich drohte vor die Hunde zu gehen. Die Empörung im Osten wuchs. Tiber Alexander, König Agrippa schürten sie mit Geld und Gerüchten. Das ganze weite Land jetzt vom Nil bis zum Euphrat hallte wider von den Prophezeiungen über Vespasian; die wunderbare Voraussage, die der gefangene jüdische General Josef Ben Matthias dem Marschall in Gegenwart von Zeugen gemacht hatte, war in aller Mund: »Der Retter wird kommen aus Judäa.« Wenn Josef, immer noch in seiner Fessel, durch die Straßen Cäsareas ging, war um ihn Ehrfurcht und scheues Geraun.

Zauberhaft hell und herrlich war die Luft in diesem Frühsommer an der Küste des Jüdischen Meeres. Vespasian schaute mit seinen klaren, grauen Augen über die leuchtende See, lauerte, wartete. Er wurde immer schweigsamer in dieser Zeit, sein hartes Gesicht wurde härter, herrischer, der steife Körper straffte sich, der ganze Mann wuchs. Er studierte die Depeschen aus Rom. Wirren überall im Reich, die Finanzen zerrüttet, die Armee verlottert, die bürgerliche Sicherheit hin. Der Retter wird ausgehen von Judäa. Aber Vespasian preßte die langen Lippen zusammen, bezwang sich. Die Dinge sollen ausreifen, er läßt sie an sich herankommen.

Cänis ging um den breiten Mann herum, beschaute ihn. Niemals bisher hatte er Geheimnisse vor ihr gehabt; jetzt war er hinterhältig, unverständlich. Sie war ratlos, und sie liebte ihn sehr.

Sie schrieb einen täppischen, hausfraulich besorgten Brief an Mucian. Ganz Italien warte doch darauf, daß die Ostarmee sich aufmache, um das Vaterland zu retten. Aber Vespasian tue nichts, sage kein Wort, rühre sich nicht. In Italien wäre sie bestimmt gegen dieses sonderbare Phlegma aufgekommen; aber in diesem verfluchten, unheimlichen Judäa finde sich ja kein Mensch zurecht. Sie bitte Mucian dringend, die Römerin den Römer, er möge auf seine gescheite und energische Art den Vespasian aufrütteln.

Dieser Brief wurde Ende Mai geschrieben. Anfang Juni kam Mucian nach Cäsarea. Auch er nahm sogleich die Veränderung des Marschalls wahr. Mit einem neidischen, betretenen Respekt sah er, wie dieser Mann größer wurde, je näher die großen Dinge an ihn herankamen. Nicht ohne Bewunderung machte er sich lustig über seine Festigkeit, Schwere, Breite. »Sie haben Philosophie, mein Freund«, sagte er. »Aber ich bitte Sie dringend, philosophieren Sie nicht zu lange.« Er stieß mit seinem Stock gegen einen unsichtbaren Gegner.

Es lockte ihn, die dreiste Ruhe des Marschalls durch Quertreibereien zu stören. Die alte Eifersucht nagte ihn. Aber nun war es zu spät. Jetzt schwor die Armee auf den andern, jetzt konnte er nur mehr im Schatten des andern marschieren. Er erkannte das, bezwang sich, förderte den andern. Sorgte, daß die Gerüchte über den Austausch der syrischen und judäischen Truppen gegen westliche sich verdichteten. Schon wurden bestimmte Termine genannt. Anfang Juli sollten die Legionen in Marsch gesetzt werden.

Um die Mitte des Juni stellte sich Agrippa bei Vespasian ein. Er war wieder in Alexandrien gewesen bei seinem Freunde und Verwandten Tiber Alexander. Der ganze Osten, erklärte er dem Marschall, lehne sich auf gegen Vitell. Bestürzt über die wüsten Nachrichten aus Rom, warte Ägypten und beide Asien in wilder, sehnlicher Spannung, daß der gottbegnadete Retter sich endlich ans Werk mache. Vespasian erwiderte nichts, schaute Agrippa an, schwieg beharrlich. Da sprach Agrippa, ungewohnt energisch, weiter: es gebe Männer, die des festen Willens seien, die göttliche Absicht zu fördern. Soviel er wisse, sei der ägyptische Generalgouverneur Tiber Alexander entschlossen, seine Truppen am 1. Juli auf Vespasian zu vereidigen.

Vespasian bezwang sich, aber er konnte nicht verhindern, daß sein Schnaufen beängstigend hart und hastig wurde. Er ging ein paarmal auf und ab; schließlich sagte er, aber es klang eher wie ein Dank als wie eine Drohung: »Hören Sie, König Agrippa, ich würde dann Ihren Verwandten Tiber Alexander als Hochverräter betrachten müssen.« Er ging ganz nah an den König heran, legte ihm beide Hände auf die Schultern, blies ihm seinen harten Atem ins Gesicht, sagte ungewohnt herzlich: »Es tut mir leid, König Agrippa, daß ich Sie gehänselt habe, weil Sie die Fische aus dem See Genezareth nicht aßen.« Agrippa sagte: »Bitte, zählen Sie auf uns, Kaiser Vespasian, auf unser ganzes Herz und unser ganzes Vermögen.«

Der Juli rückte vor. Überall im Osten kamen Gerüchte auf, Kaiser Otho habe, unmittelbar bevor er sich den Tod gab, Vespasian in einem Schreiben beschworen, seine Nachfolge anzutreten, das Reich zu retten. Eines Tages fand Vespasian diesen Brief auch wirklich in seinem Einlauf. Der tote Otho richtete große, dringliche Worte an den Feldherrn des Ostens, er solle ihn an dem Schlemmer Vitell rächen, solle Ordnung schaffen, Rom nicht versinken lassen. Vespasian las das Schreiben aufmerksam. Er sagte seinem Sohne Titus, er sei wirklich ein großer Künstler; man müsse geradezu Angst haben vor seiner Kunst. Er fürchte, eines Morgens werde er aufwachen und ein Dokument vorfinden, in welchem er den Titus zum Kaiser ernannt habe.

Die vierte Juniwoche kam. Die Spannung wurde unerträglich. Cänis, Titus, Mucian, Agrippa, Berenike, alle verloren die Nerven, zerrten ungestüm an Vespasian, er möge sich endlich erklären. Der schwere Mann war nicht von der Stelle zu bringen. Er gab ausweichende Antworten, schmunzelte, machte Witze, wartete.

In der Nacht vom 27. zum 28. Juni berief Vespasian in großer Heimlichkeit den Jochanan Ben Sakkai zu sich. »Sie sind ein sehr gelehrter Herr«, sagte er. »Ich bitte Sie, mich noch weiter über das Wesen Ihres Volkes und Ihres Glaubens zu unterrichten. Gibt es bei euch ein Grundgesetz, eine Goldene Regel, auf die man eure unheimlich zahlreichen Gebote zurückführen kann?« Der Großdoktor wiegte den Kopf, schloß die Augen, erzählte: »Vor hundert Jahren gab es unter uns zwei weitberühmte Doktoren, Schammai und Hillel. Ein Nichtjude kam zu Schammai und sagte ihm, er wolle zu unserm Glauben übertreten, wenn Schammai ihm das Wesen dieses Glaubens beibringe in der Zeit, da er sich auf *einem F*uß halten könne. Doktor Schammai schickte ihn erzürnt fort. Da ging der Nichtjude zu Hillel. Doktor Hillel willfuhr ihm. Er sagte ihm: ›Was du nicht willst, das man dir tue, das tue nicht an andern.‹ Das ist alles.« Vespasian dachte ernsthaft nach. Er meinte: »Solche Maximen sind gut; aber ein großes Reich kann man damit schwerlich in Ordnung halten. Da ihr solche Maximen habt, tätet ihr besser, gute Bücher zu schreiben und uns die Politik zu überlassen.« — »Sie sprechen eine Ansicht aus, Konsul Vespasian«, stimmte der Jude bei, »die Ihr Diener Jochanan Ben Sakkai von jeher vertrat.« — »Ich glaube, mein Doktor und Herr«, fuhr der Römer fort, »Sie sind der beste Mann in diesem Land. Mir liegt daran, daß Sie meine Motive begreifen. Glauben Sie mir, ich bin relativ selten ein Schuft, nur dann, wenn es unbedingt sein muß. Lassen Sie mich Ihnen sagen, ich habe gegen Ihr Land nicht das geringste. Nur: ein guter Bauer macht einen Zaun um seinen Besitz. Wir müssen einen Zaun um das Reich haben. Judäa ist unser Zaun gegen die Araber und die Parther. Leider seid ihr, wenn man euch allein läßt, ein schlechter Pfahl. Also müssen wir uns selber hierherstellen. Das ist alles. Was ihr im übrigen treibt, kümmert uns nicht. Laßt uns in Frieden, und wir lassen euch in Frieden.« Jochanans Augen schauten sehr hell und frisch aus dem welken, verrunzelten Gesicht. »Es ist unangenehm«, sagte er, »daß euer Zaun gerade über unser Gebiet läuft. Es ist ein sehr dicker Zaun, und viel von unserm Land bleibt nicht übrig. Aber schön, macht euern Zaun. Nur: wir brauchen auch einen Zaun. Einen andern, einen Zaun um das Gesetz. Worum ich Sie neulich bat, Konsul Vespasian, das ist dieser Zaun. Er ist bescheiden und kümmerlich, vergleicht man ihn mit dem euern: ein paar Gelehrte und eine kleine Universität. Wir behindern eure Soldaten nicht, ihr gebt uns die Universität Jabne. Eine so kleine Universität«, setzte er überredend hinzu, und wiederum mit seinen winzigen Händen malte er ihre Kleinheit.

»Ich glaube, Ihr Vorschlag ist nicht schlecht«, sagte langsam Vespasian. Er erhob sich, plötzlich sehr verändert. Jochanan mit sicherem Instinkt begriff sogleich diese Veränderung. Bisher hatte ein alter, verträglicher sabinischer Bauer mit einem alten, verträglichen Jerusalemer Gelehrten geredet: jetzt sprach Rom zu Judäa. »Seien Sie bereit«, sagte der Marschall, »übermorgen ein Dokument von mir entgegenzunehmen, das Ihre Forderung bewilligt. Wollen Sie, bitte, mein Doktor und Herr, mir dann Zug um Zug die Unterwerfungsurkunde mit dem Siegel des Großen Rats übergeben.«

Für den zweiten Tag darauf berief Vespasian eine feierliche Versammlung auf das Forum von Cäsarea. Die Behörden des von Rom besetzten Gebiets, Deputationen aller Regimenter waren hinbeschieden. Allgemein erwartete man, jetzt endlich werde die von den Truppen ersehnte Akklamation Ves pasians zum Kaiser erfolgen. Statt dessen erschien auf der Rednerbühne des Forums der Marschall zusammen mit Jochanan Ben Sakkai. Ein hoher Justizbeamter sprach vor, und ein Herold mit schallender Stimme verkündete, die rebellische Provinz habe ihr Unrecht eingesehen, kehre reuig unter die Schutzherrschaft des Senats und Volks von Rom zurück. Des zum Zeichen werde jetzt der Großdoktor Jochanan Ben Sakkai dem Marschall Dokument und Siegel der höchsten Behörde Jerusalems überreichen. Der jüdische Krieg, den zu führen das Reich den Feldherrn Titus Flavius Vespasian ausgesandt habe, sei damit zu Ende. Was noch zu tun bleibe, die Züchtigung der Stadt Jerusalem, sei eine polizeiliche Aktion. Die Soldaten schauten sich an, verwundert, enttäuscht. Sie hatten erwartet, ihren Feldherrn als Kaiser begrüßen zu können, Sicherheit über ihr zukünftiges Schicksal und vielleicht auch eine einmalige Gratifikation zu erhalten. Statt dessen sollten sie jetzt Zeugen eines juristischen Aktes sein. Sie wußten als Römer, daß Dokumente und Juristerei eine wichtige Sache waren, immerhin, den Sinn dieser Urkunde begriffen sie nicht. Nur sehr wenige, Mucian, Cänis, Agrippa, deuteten die Zeremonie richtig aus. Sie verstanden, daß dem Ordnungsmanne Vespasian, bevor er als Kaiser nach Rom zurückkehrte, daran lag, von der Gegenseite Brief und Siegel zu erhalten, er habe seine Aufgabe erfüllt.

Die Soldaten also machten lange Gesichter, viel Unmut wurde laut. Aber Vespasian haue seine Truppen gut diszipliniert, und als man jetzt von ihnen verlangte, sie sollten den Friedensschluß mit großer Zeremonie begrüßen, brachten sie sogar das freudige Gesicht auf, das das Militärreglement für solche Gelegenheiten vorschrieb. Die Armee defilierte also vor dem kleinen Doktor aus Jerusalem. Die Feldzeichen und Standarten zogen an ihm vorbei. Die römischen Legionen grüßten ihn, den Arm mit der flachen Hand ausgestreckt.

Hatte Josef nicht schon einmal Ähnliches gesehen? So sah er einmal einen östlichen König geehrt in der Stadt Rom vor dem Antlitz des Kaisers Nero, sein Säbel aber war festgenagelt in der Scheide. Jetzt ehrte die römische Armee die jüdische Gottesweisheit, doch erst nachdem sie das Schwert Judäas zer brochen hatte. Josef sah das Schauspiel von einem Winkel des großen Platzes aus, ganz hinten, unter kleinen Leuten und Leibeigenen, man stieß ihn, drängte ihn, schrie. Er starrte gerade vor sich hin, regte sich nicht.

Der kleine Uralte aber stand auf der Tribüne; später, da er sichtlich ermüdete, brachte man ihm einen Sessel. Immer wieder führte er die Hand an die Stirn, dankte, grüßte. Wiegte ab und zu den welken Kopf, ganz leise lächelnd.

Die Armee, die Zeremonie vollendet, wütete. Mucian und Agrippa waren sicher, der Marschall habe mit Absicht die Empörung der Truppe gesteigert. Sie bestürmten ihn, die Frucht sei überreif, er solle endlich sich als Herrn proklamieren. Als er sich aber auch diesmal naiv und bedächtig gab wie stets, schickten sie Josef Ben Matthias vor.

Es war eine kühle, angenehme Nacht mit frischem Wind vom Meer her, aber Josef war voll von einer heißen, zitternden Erregung. Es war an dem: sein Römer wird der Kaiser sein, und er hat ein Großteil dazu getan, das zu bewirken. Er zweifelte nicht, daß es ihm gelingen werde, den Zögernden zum Entschluß zu bringen. Natürlich war dieses Zögern nichts andres als klügliches Getändel. Wie wohl Wettläufer zehn Tage vor dem Spiel Schuhe aus Blei tragen, um den Fuß zu trainieren, so mochte sich der Anwärter auf den Thron mit Ausflucht und gespielter Weigerung den Lauf erschwert haben, damit er schließlich das Ziel um so schneller erreiche. Josef also breitete Ergebenheit, Zuversicht, Wissen um das Schicksal mit solcher Dringlichkeit vor Vespasian aus, daß der gar nicht anders konnte, als sich vor Gott und seinem Schicksal neigen und ja sagen.

Aber Vespasian konnte doch anders. Dieser Mann war wirklich hochmütig und starr wie ein Felsblock. Keinen kleinsten Schritt wollte er von allein tun; bis zum letzten wollte er sich stoßen und schieben lassen. »Sie sind ein Narr, mein Jüdlein«, sagte er. »Eure östlichen Duodezkönige mögen sich ihre Kronen aus Blut und Dreck zusammenleimen; für mich ist das nichts. Ich bin ein römischer Bauer, ich denke nicht daran. Bei uns machen Armee, Senat und Volk den Kaiser, nicht Willkür. Der Kaiser Vitell hat die gesetzliche Bestätigung. Ich bin kein Rebell. Ich bin für Gesetz und Ordnung.« Josef preßte die Zähne aufeinander. Er hatte mit seiner ganzen Intensität gesprochen, sein Wort war an dem hartnäckigen Mann abgeprallt. Der wollte wirklich das Unmögliche, der wollte das Gesetzliche und das Ungesetzliche zugleich. Es war sinnlos, weiter auf ihn einzureden, es blieb nichts übrig als Verzicht.

Josef konnte sich nicht entschließen zu gehen, und Vespasian schickte ihn nicht weg. Fünf lange Minuten saßen die beiden Männer stumm in der Nacht. Josef ausgehöhlt und resigniert, Vespasian sicher, gleichmäßig atmend.

Plötzlich nahm der Marschall das Gespräch wieder auf, leise, doch jedes Wort wägend: »Sie können Ihrem Freunde Mucian sagen, daß ich mich nicht fügen werde, daß ich nur dem äußersten Zwang weichen würde.« Josef sah hoch, sah ihn an, atmete groß auf. Versicherte sich nochmals: »Aber dem Zwang *würden* Sie weichen?« Vespasian achselzuckte: »Totschlagen natürlich ließ ich mich ungern. Sechzig Jahre sind für einen robusten Bauern wie mich kein Alter.«

Josef verabschiedete sich so rasch wie möglich. Vespasian wußte: der Jude wird sofort zu Mucian gehen, er selber wird morgen, leider, erfreulicherweise gezwungen werden, Kaiser zu sein. Er war ein nüchterner Herr, er hatte es Cänis und sich streng verwehrt, dieses Ziel zu schmecken, solange es nicht erreicht war. Jetzt also kostete er es aus. Hart den Atem durch die Nase stieß er. Er hatte noch keine Zeit gefunden, sich’s bequem zu machen; mit den schweren Soldatenstiefeln stapfte er über den kühlen Steinboden des Zimmers. »T. Fl. Vespasian, Kaiser, Herrscher, Gott«, schmunzelte er, grinste breit, machte das Gesicht wieder scharf. »Na ja«, sagte er. Er warf die lateinischen und die östlichen Worte durcheinander: Cäsar, Adir, Imperator, Messias. Eigentlich war es komisch, daß sein Jude ihn als erster akklamiert hatte. Ein klein wenig verdroß es ihn: er fühlte sich dem Menschen fester verkettet, als er wollte.

Er spürte Lust, Cänis zu wecken, der Frau, die nun so lange Sturz und Aufstieg mit ihm geteilt hatte, zu sagen: »Ja, nun ist es an dem.« Aber dieses Verlangen dauerte nur einen kleinen Augenblick. Nein, er mußte jetzt allein sein, keinen einzigen Menschen konnte er sehen. Doch, einen. Einen ganz fremden, der von ihm nichts wußte und von dem er nichts wußte. Wieder faltete er das Gesicht auseinander, breit, böse, glücklich. Mitten in der Nacht schickte er nach Josefs Haus und befahl Josefs Frau zu sich, Mara, Tochter des Lakisch, aus Cäsarea.

Josef war soeben von der Unterredung mit Mucian nach Hause gekommen, sehr hochgestimmt in dem Bewußtsein, einen wie großen Anteil er daran hatte, daß nun morgen sein Römer Kaiser sein wird. Um so tiefer jetzt stürzte er hinunter. Es war eine fressende Schmach und Enttäuschung, daß der Römer den Mann, der ihm die große Idee eingegeben hatte, auf solche Art demütigte. Der freche Unbeschnittene wird nicht zulassen, daß er sich je wieder aus dem Schlamm dieser Ehe heraushebt. In sich hinein knirschte er alle die höhnischen Namen, mit denen der Marschall genannt wurde: Spediteur, dreckiger, Pferdeäpfelbauer! Fügte die unflätigsten Schimpfworte zu, aramäische, griechische, was immer ihm beifiel.

Das Mädchen Mara, nicht weniger erschreckt als er, fragte still: »Josef, mein Herr, soll ich sterben?« — »Närrin«, sagte Josef. Sie hockte vor ihm, mattweiß, jämmerlich, in einem dünnen Hemd. Sie sagte: »Das Blut, das vor drei Wochen hätte kommen sollen, ist nicht gekommen. Josef, mein Mann, den Jahve mir gegeben hat, höre: Jahve hat meinen Leib gesegnet.« Und da er schwieg, fügte sie ganz leise hinzu, demütig, erwartungsvoll: »Willst du mich nicht halten?« — »Geh!« sagte er. Sie fiel um. Nach einer Weile raffte sie sich hoch, schleppte sich zur Tür. Er aber, da sie gehen wollte, wie sie war, fügte unwirsch, befehlend hinzu: »Zieh deine besten Kleider an.« Sie gehorchte scheu, zögernd. Er musterte sie und sah, daß sie schlichte Schuhe trug. »Auch die parfümierten Sandalen«, herrschte er sie an.

Vespasian, in der Stunde, da sie bei ihm war, fühlte sich sehr zufrieden, genoß sie mit allen Sinnen. Er wußte, morgen wird es sein, morgen wird man ihn akklamieren, und dann wird er für immer aus diesem Osten weggehen dahin, wohin er gehört, in seine Stadt Rom, um dort Ordnung und Zucht zu schaffen. Im Grund verachtete er ihn, diesen Osten, aber mit einer Art gönnerhafter Liebe. Dieses Judäa jedenfalls hat ihm gut geschmeckt, das fremdartige, glückbringende, vergewaltigte Land war ein brauchbarer Schemel für seine Füße gewesen, es hatte sich als sehr geeignet erwiesen, sich unterwerfen und profitieren zu lassen, und auch diese Mara, Tochter des Lakisch, gerade weil sie so still und voll verächtlicher Sanftmut war, sagte ihm zu. Er dämpfte seine knarrende Stimme, legte ihren mondlich schimmernden Kopf auf seine haarige Brust, spielte mit seinen gichtischen Händen in ihrem schwarzen Haar, sprach ihr gut zu mit den paar spärlichen aramäischen Worten, die er wußte: »Sei zärtlich, mein Mädchen! Sei nicht dumm, meine Taube!« Er sagte das mehrmals, möglichst mild, aber doch ein wenig abwesend und verächtlich. Er schnaufte, er war angenehm müde, er hieß sie sich waschen und anziehen, rief seinen Kammerdiener, ließ sie wegbringen, und eine Minute später hatte er sie vergessen und schlief befriedigt ein in Erwartung des kommenden Tages.

Es war eine sehr kurze Nacht, und es war in der ersten Dämmerung, als Mara zu Josef zurückkehrte. Sie ging schwer, als trüge sie jeden ihrer Knochen einzeln, ihr Gesicht war verwischt, lappig, wie aus feuchtem, schlechtem Stoff. Sie zog das Kleid aus. Langsam, mit Mühe dröselte sie daran, dröselte es auf, zerriß es, umständlich, mit Mühe, in lauter kleine Fetzen. Dann nahm sie die Sandalen, die geliebten, parfümierten Sandalen, riß daran herum, mit Nägeln, mit Zähnen, alles langsam, lautlos. Josef haßte sie, weil sie nicht klagte, weil sie nicht gegen ihn aufbegehrte. In ihm war nur *ein* Gedanke: Weg von ihr, fort von ihr! Ich komme nicht hinauf, solange ich *eine* Luft mit ihr atme.

Den Vespasian, als er sein Schlafzimmer verließ, begrüßten die wachhabenden Soldaten mit der Ehrenbezeigung und dem Gruß, der dem Kaiser vorbehalten war. Vespasian grinste: »Verrückt geworden, Jungens?« Aber da war schon der diensttuende Offizier und andere Offiziere, und sie wiederholten den Kaiserlichen Gruß. Vespasian zeigte Zorn. Nun aber stellten sich auch einige Obersten und Generäle ein, an ihrer Spitze Mucian. Das ganze Gebäude war plötzlich voll von Soldaten, Soldaten füllten den weiten Platz davor, und immer wieder und immer lauter, während die ganze Stadt in stürmische Begeisterung geriet, wiederholten sie den Kaiserlichen Gruß. Mucian währenddes, in dringlicher und außerordentlich geschickter Rede, bestürmte den Marschall, das Vaterland nicht im Dreck verkommen zu lassen. Die andern unterstützten seine Rede mit wilden Zurufen, immer dreister drangen sie vor, ja, schließlich zückten sie die Schwerter und drohten, da sie nun doch einmal Rebellen seien, ihn zu ermorden, wenn er sich nicht an ihre Spitze stelle. Vespasian, mit seiner Lieblingswendung, sagte: »Na, na, na, nicht so heftig, Jungens. Wenn ihr durchaus darauf besteht, dann sag ich nicht nein.«

Den elf Soldaten, die die Wache gehalten hatten, diktierte er wegen des unvorschriftsmäßigen Grußes eine Strafe von dreißig Hieben zu und eine Gratifikation von siebenhundert Sesterzien. Wenn sie wollten, konnten sie sich von den dreißig Hieben durch dreihundert Sesterzien loskaufen. Die fünf Soldaten, die die Hiebe und die Sesterzien nahmen, beförderte er zu Feldwebeln.

Dem Josef sagte er: »Ich denke, mein Jüdlein, jetzt können Sie Ihre Kette ablegen.« Josef hob ohne großen Dank die Hand zur Stirn, das blaßbraune Gesicht unverhohlen mürrisch, voll Auflehnung. »Haben Sie sich mehr erwartet?« hänselte Vespasian. Und da Josef schwieg, fügte er barsch hinzu: »Machen Sie schon den Mund auf! *Ich* bin kein Prophet.« Er hatte wohl längst erraten, was Josef wollte, aber es machte ihm Spaß, den Juden selber darum bitten zu lassen. Allein der gutmütige Titus mischte sich ein: »Doktor Josef erwartet wohl, daß man ihm die Kette zerhaut.« Dies war die Art, wie man Männer befreite, die zu Unrecht gefangen waren. »Na schön«, achselzuckte Vespasian. Er ließ zu, daß die Zerschlagung der Kette in großer Zeremonie geschah.

Josef, als freier Mann, bückte sich tief, fragte: »Darf ich fortan den Geschlechternamen des Kaisers führen?«

»Wenn Sie sich davon etwas versprechen«, meinte Vespasian, »ich habe nichts dagegen.« Und Josef Ben Matthias, Priester der Ersten Reihe aus Jerusalem, nannte sich von da an Flavius Josephus.

Viertes Buch

ALEXANDRIEN

Ein langes, schmales Rechteck, streckte sich die Hauptstadt des Ostens, das ägyptische Alexandrien, am Meer entlang, nach Rom die größte Stadt der bekannten Welt und sicherlich ihre modernste. Fünfundzwanzig Kilometer maß ihr Umfang. Sieben große Avenuen durchschnitten ihre Länge, zwölf ihre Breite; die Häuser waren hoch und weit, alle versehen mit fließendem Wasser.

Im Angelpunkt dreier Weltteile, an der Kreuzung des Orients und des Okzidents, an der Straße nach Indien gelegen, hatte sich Alexandrien zum ersten Handelsplatz der Welt hochgeschwungen. Auf der ganzen neunhundert Kilometer langen Strecke der asiatischen und afrikanischen Küste zwischen Joppe und Parätonium war der Hafen dieser Stadt der einzige wettersichere. Hier stapelten sich Goldstaub, Elfenbein, Schildpatt, arabisches Gewürz, Perlen des persischen Meers, indische Edelsteine, chinesische Seide. Eine mit der modernsten Technik arbeitende Industrie lieferte berühmte Leinwand bis nach England, wirkte kostbare Teppiche und Gobelins, stellte für arabische und indische Volksstämme Nationaltrachten her. Fabrizierte edle Gläser, berühmte Parfüms. Versorgte die ganze Erde mit Papier, vom dünnsten Damenbriefpapier bis zum gröbsten Packpapier.

Alexandrien war eine arbeitsame Stadt. Hier hatten selbst die Blinden zu tun, und die ausgemergelten Greise gingen nicht müßig. Es war fruchttragende Arbeit, und die Stadt versteckte diese Früchte nicht. Während in den engen Straßen Roms und in den hügeligen Straßen Jerusalems jeder Wagenverkehr tagsüber verboten war, hallten in Alexandrien die luftigen Boulevards wider vom Verkehr von Zehntausenden von Fahrzeugen, und eine nie abreißende Reihe von Luxusgefährten zog die beiden Korsostraßen auf und ab. Riesig hob sich inmitten weiter Parks die Residenz der alten Könige, das Museum, die stolze Bibliothek, das Mausoleum mit dem gläsernen Sarg und dem Leichnam Alexanders des Großen. Der Fremde brauchte Wochen für die vielen Sehenswürdigkeiten. Da war noch das Heiligtum des Serapis, die Theater, die Rennbahn, die Insel Pharus, gekrönt von ihrem weißen, berühmten Leuchtturm, die riesigen Industrie- und Hafenanlagen, die Basilika, die Börse, die die Warenpreise der Welt festsetzte, und nicht zuletzt das große Vergnügungsviertel, das in den üppigen Badeort Canopus ausmündete.

Man lebte leicht und gut in Alexandrien. Zahllos waren die Garküchen und die Kneipen, in denen das berühmte einheimische Gerstenbier verzapft wurde. An allen Tagen, die das Gesetz dafür freigab, fanden in den Theatern, im Sportpalast, in der Arena Spiele statt. In ihren Stadtpalästen, in ihren Villen in Eleusis und Canopus, auf ihren Luxusjachten gaben die Reichen raffiniert ausgeklügelte Feste. Das Ufer des zwanzig Kilometer langen Kanals, der Alexandrien mit dem Badeort Canopus verband, war besetzt mit Speisehäusern. Man fuhr auf Barken den Kanal hinauf und hinunter; die Kajüten hatten Vorrichtungen, daß sie bequem verhängt werden konnten; überall am Ufer im Schatten des Geranks der ägyptischen Bohne lagen solche Schiffe verankert. Hier in Canopus lokalisierte man die elysäischen Gefilde Homers; in allen Provinzen träumten die Kleinbürger von canopischen Ausschweifungen, sparten für eine Reise nach Alexandrien.

Auch edleren Genüssen diente der Reichtum der Stadt. Das Museum übertraf die Kunstsammlungen Roms und Athens, die lückenlose Bibliothek hatte neunhundert Schreiber in ständigem Dienst. Die Lehranstalten Alexandriens waren besser als die Schulen Roms. In der Kriegswissenschaft, vielleicht auch in Jurisprudenz und Nationalökonomie mochte die Reichshauptstadt überlegen sein; aber in den andern Disziplinen führte unbestritten die Akademie Alexandriens. Die römischen Familien der herrschenden Schicht bevorzugten die Ärzte, die an der alexandrinischen Anatomie studiert hatten. Auch pflegte die Stadt auf Betreiben ihrer Mediziner eine humane Art der Hinrichtung, indem sie den schnell wirkenden Biß einer zu diesem Zweck gezüchteten Giftnatter verwandte.

Die Alexandriner, bei aller Modernität, hingen an der Tradition. Sie hielten ihre Tempel und Kultstätten im Ruf besonderer Heiligkeit und Wirksamkeit, ließen die von den Vätern ererbte altägyptische Magie nicht abreißen, klammerten sich an ihre überkommenen Bräuche. Wie in Urzeiten verehrten sie ihre heiligen Tiere, Stier, Sperber, Katze. Als ein römischer Soldat versehentlich eine Katze umgebracht hatte, konnte ihn keine Macht vor der Hinrichtung retten.

So lebten diese zwölfmalhunderttausend Menschen, rastlos aus der Arbeit in den Genuß, aus dem Genuß in die Arbeit stürzend, immer nach Neuem süchtig und andächtig starr am Überkommenen hängend, sehr launisch, aus höchster Gunst jäh in wilde Abneigung umschlagend, geldgierig, geistreich, von beweglichem, bösartigem Witz, zügellos frech, musisch, politisiert bis in die Poren ihrer Haut. Aus allen Teilen der Erde waren sie in die Stadt zusammengeströmt; bald aber hatten sie ihre Heimat vergessen und fühlten sich nur mehr als Alexandriner. Alexandrien, das war die Stadt des Morgen- und des Abendlandes, der sinnenden Philosophie, der heitern Kunst, des rechnenden Handels, der rastlosen Arbeit, des überschäumenden Genusses, der ältesten Tradition, der modernsten Lebensform. Unbändig stolz waren sie auf ihre Stadt, und es kümmerte sie nicht, daß ihr maßloser, großschnäuziger Lokalpatriotismus überall Ärgernis gab.

Inmitten dieser Gemeinschaft lebte eine Gruppe Menschen, noch älter, noch reicher, noch gebildeter, noch hochfahrender als die andern: die Juden. Sie hatten eine bewegte Geschichte hinter sich. Seitdem vor siebenhundert Jahren tapfere jüdische Landsknechte dem König Psammetich seinen großen Sieg erfochten hatten, saßen sie im Land. Später hatten der makedonische Alexander, die Ptolemäer sie zu Hunderttausenden angesiedelt. Jetzt lebten ihrer allein in der Stadt Alexandrien fast eine halbe Million. Ihre kultische Absonderung, ihr Reichtum, ihre Hoffart hatten immer wieder zu wüsten Pogromen geführt. Erst vor drei Jahren, als der Aufruhr in der Provinz Judäa ausbrach, waren in Alexandrien an fünfzigtausend Juden in einem wilden Gemetzel umgekommen. Noch heute lagen in dem Stadtteil Delta, ihrem Hauptwohnsitz, weite Bezirke verwüstet. Vieles Zerstörte ließen sie absichtlich liegen, auch wuschen sie von den Mauern ihrer Synagogen das Blut nicht weg, das damals verspritzte. Sie waren stolz selbst auf diese Angriffe, sie waren ihnen eine Bestätigung ihrer Macht. Denn sie regierten in Wahrheit das Land Ägypten, wie einst Josef, der Sohn des Jakob, unter seinem Pharao das Land beherrscht hatte. Der Feldmarschall Tiber Alexander, der Generalgouverneur Ägyptens, war jüdischer Abkunft, und die führenden Männer der Provinz, Anwälte, Textilfabrikanten, Steuerpächter, Waffenhändler, Bankiers, Korngroßhändler, Reeder, Papierfabrikanten, Ärzte, Lehrer der Akademie waren Juden.

Die Hauptsynagoge in Alexandrien war eines der Wunderwerke der Welt. Sie bot Raum für mehr als hunderttausend Menschen; nächst dem Tempel von Jerusalem war sie das größte jüdische Bauwerk der Erde. Einundsiebzig Stühle aus reinem Gold standen da für den Großmeister und die Präsidenten des Gemeinderats. Keine noch so umfangreiche menschliche Stimme konnte das mächtige Haus durchdringen: man mußte mit Fahnen anzeigen, wenn die Gemeinde dem Vorbeter ihr Amen respondieren sollte.

Stolz blickten die alexandrinischen Juden auf die römischen herab, auf diese Westjuden, die zumeist kärglich lebten und sich aus ihrer Proletarierexistenz nicht recht hochbringen konnten. Sie, die Alexandriner, hatten ihr Judentum klug und harmonisch mit der Lebensform und dem Weltbild des griechischen Orients ausgesöhnt. Schon vor hundertfünfzig Jahren hatten sie die Bibel ins Griechische übertragen, und sie fanden, diese ihre Bibel füge sich gut in die griechische Welt.

Trotz alledem und trotzdem sie in Leontopolis ihren eigenen Tempel hatten, galt ihnen der Berg Zion als ihr Zentrum. Sie liebten Judäa, sie sahen mit tiefem Mitleid, wie infolge der politischen Unfähigkeit Jerusalems der jüdische Staat zu zerfallen drohte. Eine ganz große Sorge erfüllte sie: daß wenigstens der Tempel erhalten bleibe. Sie zinsten dem Tempel wie alle andern Juden, sie pilgerten nach Jerusalem, sie hatten dort ihre eigenen Hotels, Synagogen, Friedhöfe. Viele Weihgeschenke des Tempels, Tore, Säulen, Hallen, waren von ihnen errichtet worden. Ein Leben ohne den Tempel in Jerusalem war auch den alexandrinischen Juden nicht denkbar.

Sie schritten hoch her, sie ließen sich nicht anmerken, wie sehr die Geschehnisse in Judäa an sie rührten. Die Geschäfte blühten, der neue Kaiser hatte Verständnis für sie. Glänzend in ihren Luxuswagen fuhren sie über den Korso, sie saßen fürstlich auf ihren hohen Stühlen innerhalb der Schranken der Basilika, der Börse, sie gaben ihre großen Feste in Canopus, auf der Insel Pharus. Aber wenn sie unter sich waren, dann, oft, verdüsterten sich ihre hochmütigen Gesichter. Ihr Atem preßte sich, ihre stolzen Schultern erschlafften.

Die Juden Alexandriens nahmen Josef herzlich und mit Achtung auf, als er im Gefolg des neuen Kaisers aus dem Schiff stieg. Man schien genau zu wissen, welchen Anteil er an der Akklamation Vespasians hatte, ja, man überschätzte diesen Anteil. Josefs Jugend, seine verhaltene Spannkraft, die ernste Schönheit seines hagern, heftigen Gesichts packte die Herzen. Wie seinerzeit in Galiläa, so rief es jetzt in Alexandrien, wenn er in den Straßen der Juden sich zeigte: »Marin, Marin, unser Herr, unser Herr.«

Nach dem finstern Fanatismus Judäas, nach der Derbheit des römischen Militärbetriebs pumpte er sich jetzt genießerisch voll mit der freien Helligkeit der Weltstadt. Sein dumpfes und wildes früheres Leben, sein Weib Mara hatte er in Galiläa zurückgelassen. Sein Bereich waren nicht die Intrigen aktueller Politik, nicht die groben Aufgaben militärischer Organisation, sein Bereich war das Geistige. Mit Stolz am Gürtel trug er das goldene Schreibzeug, das der junge General Titus, als man Judäa verließ, ihm als Ehrengabe geschenkt hatte.

Prächtig an der Seite des Großmeisters Theodor Bar Daniel fuhr er über den Korso. Er zeigte sich in der Bibliothek, in den Bädern, in den Luxusrestaurants von Canopus. Der Jude mit dem goldenen Schreibzeug war bald überall bekannt. In manchen Lehrsälen bei seinem Eintritt erhoben sich Lehrer und Studenten. Die Fabrikanten, die Kaufherren waren stolz, wenn er ihre Werke, Lager, Warenspeicher besichtigte, die Literaten geehrt, wenn er ihren Vorlesungen beiwohnte. Er führte das Leben eines großen Herrn. Die Männer hörten auf ihn, die Frauen flogen ihm zu.

Ja, er hatte recht gehabt mit seiner Prophezeiung. Vespasian war wirklich der Messias. Die Erlösung freilich durch diesen Messias vollzog sich anders, als er gedacht hatte, langsam, hell, nüchtern. Sie bestand darin, daß dieser Mann die Schale des Judentums zerschlug, auf daß ihr Inhalt über die Erde verströmte und Griechentum und Judentum ineinanderschmolzen. In Josefs Leben und Weltbild drang immer mehr von dem hellen, skeptischen Geist dieser östlichen Griechen. Er verstand nicht mehr, wie er früher hatte Abscheu spüren können vor allem Nichtjüdischen. Die Heroen des griechischen Mythos und die Propheten der Bibel schlossen einander nicht aus, es war kein Gegensatz zwischen den Himmeln Jahves und dem Olymp des Homer. Josef begann die Grenzen zu hassen, die ihm früher Auszeichnung, Auserwähltheit bedeutet hatten. Es kam darauf an, das eigene Gute überfließen zu lassen in die andern, das fremde Gute einzusaugen in sich selbst.

Er war der erste Mensch, eine solche Weltanschauung beispielhaft vorzuleben. Er war eine neue Art Mensch, nicht mehr Jude, nicht Grieche, nicht Römer: ein Bürger des ganzen Erdkreises, soweit er gesittet war.

Von jeher war die Stadt Alexandrien der Hauptsitz der Judenfeinde gewesen. Hier hatten Apion, Apollonius Molo, Lysimach, der ägyptische Oberpriester Manetho gelehrt, die Juden stammten von Aussätzigen ab, sie verehrten in ihrem Allerheiligsten einen Eselskopf, sie mästeten in ihrem Tempel junge Griechen, schlachteten sie an ihrem Osterfest und schlössen alljährlich, das Blut dieser Opfer trinkend, ein jüdisches Geheimbündnis gegen alle andern Völker. Vor dreißig Jahren hatten zwei Direktoren der Sporthochschule, Dionys und Lampon, die judenfeindliche Bewegung fachmännisch organisiert. Der weiße Schuh der Sporthochschule war allmählich zum Symbol geworden, und jetzt nannten sich die Judenfeinde des ganzen Landes Ägypten »Die Weißbeschuhten«.

Mit dem Juden Josef war den Weißbeschuhten eine neue Plage über Alexandrien gekommen. Wie er hochmütig in der Stadt herumfuhr und sich feiern ließ, galt er ihnen als der fleischgewordene jüdische Übermut. In ihren Klubs, bei ihren Zusammenkünften sang man Couplets, zum Teil recht witzige, über den jüdischen Freiheitshelden, der zu den Römern übergelaufen war, über den betriebsamen Makkabäer, der sich überall einschob und den Mantel nach jedem von den acht Winden hängte.

Eines Tages nun, als Josef das Agrippabad betreten wollte, mußte er in der Vorhalle eine Gruppe junger weißbeschuhter Herren passieren. Kaum waren die Weißbeschuhten seiner ansichtig geworden, als sie einen widerlich näselnden, gurgelnden, quiekenden Singsang anstimmten: »Marin, Marin«, offenbar um die enthusiastischen Zurufe der Juden an Josef zu parodieren.

Josefs blaßbraunes Gesicht erblaßte noch tiefer. Aber er ging gerade zu, den Kopf nicht rechts noch links drehend. Die Weißbeschuhten, als sie sahen, daß er ihrer nicht achtete, verdoppelten ihre Zurufe. Einige riefen: »Geht nicht zu nah an ihn heran, daß ihr euch nicht ansteckt.« Andere: »Wie schmeckt Ihnen unser Schweinefleisch, Herr Makkabäer?« Von allen Seiten jetzt johlte es, gellte es: »Josef, der Makkabäer! Der beschnittene Livius!«, und Josef sah vor sich eine Mauer hämischer, haßgeifernder Gesichter. »Wünschen Sie was?« fragte er in das nächste Gesicht, ein olivbraunes, und seine Stimme war sehr ruhig. Der Angeredete, mit übertrieben frecher Unterwürfigkeit, sagte: »Ich wollte Sie nur um eine Auskunft bitten, Herr Makkabäer. Ist Ihr Herr Vater auch aussätzig gewesen?« Josef schaute ihm in die Augen, sagte nichts. Ein zweiter Weißbeschuhter, auf Josefs goldenes Schreibzeug weisend, fiel ein: »Hat das einer Ihrer Herren Väter mitgehen lassen, als sie aus Ägypten hinausgejagt wurden?« Josef sagte noch immer nichts. Plötzlich, mit einer erschreckend jähen Bewegung, zog er das schwere Schreibzeug aus dem Gürtel, schlug es dem Frager auf den Kopf. Der brach zusammen. Es war lautlos still ringsum. Josef, hochmütig, ohne sich nach dem Gefallenen umzuwenden, ging in das Innere des Bades. Die Weißbeschuhten wollten ihm nach, Badediener, Gäste warfen sich dazwischen.

Der Getroffene, es war ein gewisser Chäreas, aus angesehener Familie, war ernstlich verletzt. Untersuchung gegen Josef wurde eingeleitet, bald niedergeschlagen. Der Kaiser sagte zu Josef: »Na ja, mein Junge, ganz nett. Aber dazu haben wir Ihnen das Schreibzeug eigentlich nicht geschenkt.«

Alljährlich feierten die alexandrinischen Juden auf der Insel Pharus ein großes Fest zur Erinnerung an die Vollendung der griechischen Bibel. Der zweite Ptolemäus und der Chef seiner Bibliothek, Demetrius von Phaleron, hatten drei Jahrhunderte zuvor die Übersetzung der Heiligen Schrift ins Griechische angeregt. Zweiundsiebzig jüdische Doktoren, des Hebräischen und des Griechischen in gleicher Weise kundig, hatten das schwierige Werk vollendet, das den Juden Ägyptens, die den Urtext nicht mehr verstanden, das Wort Gottes vermittelte. Die zweiundsiebzig Doktoren hatten unter Klausur gearbeitet, jeder streng abgesondert; dennoch hatte der Text eines jeden am Ende wortwörtlich übereingestimmt mit dem Text aller andern. Dieses Wunder, durch das Jahve dartat, daß er die Versöhnlichkeit der Juden und ihr Zusammenleben mit den Griechen billigte, feierten die Alexandriner mit ihrem jährlichen Fest.

Alle führenden Männer und Frauen der Stadt, auch die Nichtjuden, zeigten sich an diesem Tage auf der Insel Pharus; nur die Weißbeschuhten blieben fern. Auch der Kaiser nahm teil, der Prinz Titus, die vielen großen Herren aus Rom und allen Provinzen, die die Anwesenheit des Hofs nach Alexandrien gespült hatte.

Josef war die Aufgabe zugefallen, den Dank der Fremden auszusprechen, die zu dem Fest geladen waren. Er tat das in einer heitern, doch nicht unbedeutenden Art, feierte in bewegten Worten das völkerverbindende Schrifttum, die völkerverbindende Weltstadt Alexandrien.

Er mußte, um mit Erfolg sprechen zu können, die Wirkung auf den Gesichtern der Zuhörer wahrnehmen, und er pflegte, um den Eindruck abzulesen, wahllos ein Gesicht aus der Zuhörermenge auszusuchen. Diesmal fiel sein Auge auf einen fleischigen und doch strengen, sehr römischen Kopf. Aber der Kopf versperrte sich ihm und blieb während seiner ganzen Rede unbewegt. Säuerlich, sonderbar blicklos, schaute dieser römische Kopf durch ihn hindurch, über ihn hinweg, mit einem merkwürdig stumpfen Hochmut, der ihn beinahe aus dem Konzept brachte. Seine Rede vollendet, erkundigte sich Josef, wer der Herr sei, dem der Kopf gehörte. Es ergab sich, daß es Cajus Fabull war, Kaiser Neros Hofmaler, von dem die Fresken des Goldenen Hauses stammten. Josef sah sich den Mann genau an, der seine Rede mit so unhöflicher Gleichgültigkeit angehört hatte. Auf einem gedrungenen, dicken, fast unförmigen Körper saß ein starker, strenger Kopf. Im übrigen war Cajus Fabull besonders sorgfältig angezogen, er hielt sich steif und würdevoll, was bei seiner Beleibtheit ein bißchen komisch wirkte.

Josef hatte in Rom viel von den Schrullen dieses Cajus Fabull gehört. Der Maler, überzeugter Hellenist, der eine leichte, sinnenfreudige Kunst übte, war in seinem Wesen betont gravitätisch; er malte nur im Galakleid, er war äußerst hochmütig, er sprach nicht mit seinen Leibeigenen, verständigte sich mit ihnen nur durch Zeichen und Winke. So berühmt und gesucht seine Kunst war — es gab keine noch so kleine Provinzstadt, die nicht Fresken und Bilder in seiner ‘ Manier aufwies —, war es ihm trotzdem nicht geglückt, in die großen römischen Familien einzudringen. Er hatte schließlich eine hellenisierte Ägypterin geehelicht und sich damit den Eintritt in die herrschende Schicht für immer verbaut.

Josef wunderte sich, daß Fabull überhaupt hier war; man hatte ihm gesagt, er zähle zu den eifrigsten Anhängern der Weißbeschuhten. Dem Josef war alle Malerei zuwider, sie sprach nicht zu ihm. Die Vorschrift der Lehre: du sollst dir kein Abbild machen, hatte sich tief in ihn eingefressen. Man schätzte auch in Rom den Schriftsteller sehr hoch, den Maler aber als ein Wesen niedriger Kaste; diesen eiteln Künstler Fabull betrachtete Josef mit doppelt verächtlicher Abneigung.

Der Kaiser sprach Josef an. Er hatte in einem besonders schönen Exemplar der griechischen Bibel, das man ihm als Ehrengeschenk ausgehändigt hatte, mit sicherm Blick gewisse erotische Partien herausgefunden und erbat sich jetzt mit knarrender Stimme von Josef Erläuterungen. »Sie haben ja ein wenig Fett angesetzt, mein Jüdlein«, sagte er unvermittelt, erstaunt. Er wandte sich an Fabuli, der in der Nähe stand. »In Galiläa hätten Sie meinen Juden sehen sollen, Meister. Damals war er großartig. Stoppelig, hundsmager, verwahrlost. Wirklich ein Prophet zum Malen.« Fabull stand steif, säuerlich; Josef lächelte höflich. »Ich habe mir hier«, fuhr Vespasian fort, »den Arzt Hekatäus zugelegt. Der läßt mich jede Woche einmal fasten. Das bekommt mir ausgezeichnet. Was meinen Sie, Fabull? Wenn wir den Burschen eine Woche fasten lassen, wollen Sie ihn mir dann malen?« Fabull stand stocksteif, das Gesicht ein wenig verzerrt. Josef sagte geschmeidig: »Es freut mich, Majestät, daß Sie heute in der Lage sind, so vergnügt über Jotapat zu scherzen.« Der Kaiser lachte. »Wenn das Wetter umschlägt«, sagte er, »spüre ich immer noch den Fuß, auf den mir Ihre Leute die Steinkugel gepfeffert haben.« Er wies auf die Dame, die neben dem Maler stand. »Ihre Tochter, Fabull?« — »Ja«, sagte der Maler trocken, zurückhaltend, »meine Tochter Dorion.« Alle beschauten das Mädchen. Dorion war ziemlich groß, schmal und zart, die Haut gelbbraun, langer, dünner Kopf, die Stirn schräg und hoch, die Augen meerfarben. Die Jochbogen betont, die Nase stumpf, ein wenig breit, das Profil leicht und rein; groß, frech sprang der Mund aus dem zarten, hochfahrenden Gesicht. »Nettes Mädchen«, sagte der Kaiser. Und, sich verabschiedend: »Na ja. Überlegen Sie sich’s, Fabull, ob Sie mir meinen Juden malen wollen.« Er brach auf.

Die andern standen eine kleine Weile stumm und betreten zusammen. Fabull war nur aus Rücksicht auf das neue Regime auf das Fest gegangen. Er hatte Dorion mit Mühe bewogen, mitzukommen. Jetzt bereute er, daß er da war. Er dachte nicht daran, den faulen, eiteln jüdischen Literaten zu porträtieren. Josef seinesteils dachte nicht daran, sich von dem überheblichen, verständnislosen Maler porträtieren zu lassen. Immerhin war nicht zu leugnen, das Mädchen Dorion war eine auffallende Erscheinung. Nettes Mädchen, hatte der Kaiser gesagt. Das war platt ausgedrückt und überdies schief. Wie sie dastand, zart bis zur Gebrechlichkeit, locker und doch streng in der Haltung, ein ganz kleines, triumphierendes und obszönes Lächeln um den großen Mund. Josef schmeckte mit Widerwillen ihre etwas wilde Anmut.

»Naja«, wiederholte ein wenig spöttisch das Mädchen Dorion die Lieblingsworte des Kaisers. »Wollen wir nicht auch gehen, Vater?« Sie hatte eine hohe, dünne, bösartige Stimme. Josef machte den Mund auf, sie anzusprechen, aber dem sonst so Gewandten fiel nichts Rechtes ein. In diesem Augenblick spürte er, daß sich etwas an seinen Füßen rieb. Er sah an sich herunter, es war eine große, rotbraune Katze. Die Katzen, heilige Tiere, wurden in Ägypten verhätschelt, Römer und Juden mochten sie nicht. Josef suchte sie wegzuscheuchen. Sie blieb, sie belästigte ihn. Er beugte sich nieder, packte das Tier. Plötzlich sprang ihn die Stimme des Mädchens an: »Lassen Sie die Katze!« Es war eine schrille, unangenehme Stimme. Merkwürdig, wie sanft sie wurde, als sie sich jetzt an die Katze wandte: »Komm, mein Tierchen! Meine Liebe, meine kleine Göttin! Er versteht nichts von dir, der Mann. Hat er dich erschreckt?« Und sie streichelte die Katze. Das häßliche Tier schnurrte.

»Entschuldigen Sie«, sagte Josef, »ich wollte Ihrer Katze nicht zu nahe treten. Es sind nützliche Tiere, in Mäusejahren.« Dorion hörte gut seinen Spott. Sie hatte eine ägyptische Mutter gehabt und eine ägyptische Bonne. Die Katze ist göttlich, in ihr ist noch ein Teil der Löwengöttin Bastet, Kraft und Gewalt der Urzeit. Der Jude wollte ihren Gott herabwürdigen, der Jude war ihr zu gering, ihm zu erwidern. Man hätte nicht zu diesem Fest gehen sollen. Die Kunst ihres Vaters war einzigartig, keine Regierung, kein Kaiser kam ohne ihn aus, er hätte es nicht nötig gehabt, dem neuen Regime die Konzession zu machen. Sie sagte nichts, sie stand still da, die Katze auf dem Arm, und stellte ein hübsches Bild: geschmücktes Mädchen, mit einer Katze spielend. Während sie, angenehm überrieselt, viele Blicke auf sich fühlte, überlegte sie. Ein nettes Mädchen, hat der Kaiser gesagt. Ihr Vater soll diesen Juden malen. Was für ein klobiger, witzloser Spaß. Der Kaiser ist plump, ein echter Römer. Schade, daß ihr Vater nicht Geistesgegenwart genug hat, sich gegen solche Späße zu wehren. Er hat ihnen nichts entgegenzusetzen als seine etwas säuerliche Gravität. Da hat sich der Jude mit seiner servilen Ironie besser aus der Affäre gezogen. Sie nahm gut wahr, daß Josef trotz der frechen Anmerkung über die Katze Gefallen an ihr fand. Wenn sie jetzt einen Satz sagt, dann wird er viele und sicher sehr schmeichelhafte und versöhnliche Sätze erwidern. Aber sie beschließt, nichts zu sagen. Wenn er von neuem spricht, dann, vielleicht, wird es ihr gefallen, zu antworten. Wenn er nicht spricht, dann wird sie gehen, und es wird ihre letzte Begegnung mit dem Juden gewesen sein.

Josef seinesteils überlegte: dieses Mädchen Dorion ist spöttisch und hochfahrend. Wenn er sich mit ihr einläßt, wird es bald Weiterungen geben, Unannehmlichkeiten. Das beste wäre, sie stehenzulassen mit ihrer dummen, häßlichen Katze. Wie merkwürdig braun das Braun ihrer Hände ist gegen das häßliche Braun der Katze. Ungemein dünne, lange Hände hat sie. Sie ist wie aus einem der alten, eckigen, harten Bilder, mit denen hier alles vollbekleckst ist. »Finden Sie es nicht übertrieben, wenn ich noch dünner werden soll, um mich von Ihrem Vater malen zu lassen?« sagt er, und während er spricht, bereut er schon, nicht weggegangen zu sein. »Ich denke, ein wenig Fasten ist kein zu hoher Preis, um für die Ewigkeit fortzuleben«, sagt mit ihrer hohen Kinderstimme Dorion. »Ich glaube«, erwidert Josef, »wenn ich weiterleben werde, dann lebe ich in meinen Büchern weiter.«

Dorion ärgerte sich über diese Antwort. Da war sie wieder, die berühmte jüdische Überheblichkeit. Sie suchte nach einer Antwort, die den Mann treffen sollte; aber bevor sie sie gefunden hatte, sagte trocken und lateinisch Fabull: »Gehen wir, meine Tochter. Es hängt nicht von uns ab und nicht von ihm, ob ich ihn malen werde. Wenn der Kaiser befiehlt, dann male ich auch das Aas eines verwesenden Schweines.«

Josef sah den beiden nach, wie sie in der Säulenhalle verschwanden, die den Damm nach dem Festland säumte. Er hatte nicht sehr gut abgeschnitten, aber er bereute nicht, daß er gesprochen hatte.

In diesen Tagen schrieb Josef den Psalm, der späterhin der Psalm des Weltbürgers genannt wurde:

O Jahve, gib mir mehr Ohr und mehr Auge,

Die Weite deiner Welt zu sehen und zu hören.

O Jahve, gib mir mehr Herz,

Die Vielfalt deiner Welt zu begreifen.

O Jahve, gib mir mehr Stimme,

Die Größe deiner Welt zu bekennen.

Merkt auf, Völker, und hört gut zu, Nationen.

Spart nicht, spricht Jahve, mit dem Geist, den ich

über euch ausgoß.

Verschwendet euch, geht die Stimme des Herrn,

Denn ich speie aus denjenigen, der knausert.

Und wer eng hält sein Herz und sein Vermögen,

Von dem wende ich mein Antlitz.

Reiße dich los von deinem Anker, spricht Jahve.

Ich liebe nicht, die im Hafen verschlammen.

Ein Greuel sind mir, die verfaulen im Gestank ihrer

Trägheit.

Ich habe dem Menschen Schenkel gegeben, ihn zu tragen

über die Erde,

Und Beine zum Laufen,

Daß er nicht stehen bleibe wie ein Baum in seinen Wurzeln.

Denn ein Baum hat nur *eine* Nahrung. Aber der Mensch nähret sich von allem,

Was ich geschaffen habe unter dem Himmel. Ein Baum kennt immer nur das gleiche,

Aber der Mensch hat Augen, daß er das Fremde in sich einschlinge,

Und eine Haut, das andere zu tasten und zu schmecken.

Lobet Gott und verschwendet euch über die Länder. Lobet Gott und vergeudet euch über die Meere. Ein Knecht ist, wer sich festbindet an ein einziges Land. Nicht Zion heißt das Reich, das ich euch gelobte, Sein Name heißt: Erdkreis.

So machte sich Josef aus einem Bürger Judäas zum Bürger der Welt und aus dem Priester Josef Ben Matthias zu dem Schriftsteller Flavius Josephus.

Es gab auch in Alexandrien Anhänger der »Rächer Israels«. Trotz der damit verbundenen Gefahr ließen sich selbst auf den Straßen Leute mit der verpönten Feldbinde sehen, die die Initialen Makkabi trug: »Wer ist wie du, o Herr?« Die Makkabi-Leute hatten Josef, dem Verräter ihrer Sache, seit seiner Ankunft auf jede Art ihre Verachtung bezeigt. Nach seinem Zusammenstoß mit dem Weißbeschuhten Chäreas waren sie ein wenig stiller geworden. Jetzt aber nach dem Psalm des Weltbürgers eiferten sie mit doppeltem Geschrei gegen den zweideutigen, vielbemakelten Mann.

Josef lachte zunächst. Bald aber mußte er merken, wie die Agitation der »Rächer Israels« auch die Gemäßigten ergriff, wie sogar die Herren des Großen Gemeinderats von ihm abzurücken begannen. Wohl dachten die jüdischen Führer Alexandriens in ihrem Herzen wie er: aber für die Majorität der Gemeinde war der Psalm des Weltbürgers wüste Ketzerei, und kaum zwei Wochen nach der Veröffentlichung dieses Psalms kam es in der Hauptsynagoge zum Skandal.

Wenn ein Jude Alexandriens glaubte, der Großmeister und seine Beamten hätten in einer wichtigen Sache ein ungerechtes Urteil gefällt, dann erlaubte ihm ein alter Brauch, an die ganze Gemeinde zu appellieren, und zwar am Sabbat, vor der geöffneten Rolle der Schrift. Die heilige Handlung des Sabbats, die Vorlesung aus der Schrift, mußte so lange inhibiert werden, bis die ganze Gemeinde in sofortigem Entscheid über eine solche Klage befunden hatte. Diesen Entscheid anzurufen aber war gefährlich; denn gab die Gemeinde dem Kläger nicht statt, dann wurde er auf drei Jahre in den Großen Bann getan. Infolge solcher Strenge wurde von dem Recht nur selten Gebrauch gemacht; in den letzten zwei Jahrzehnten war es nur dreimal geschehen.

Jetzt, als Josef sich nach der Veröffentlichung seiner Verse zum erstenmal in der großen Hauptsynagoge zeigte, geschah es ein viertes Mal. Es war der Sabbat, an dem der Abschnitt verlesen werden sollte, der mit den Worten beginnt: »Und es erschien ihm Jahve unter den Terebinthen Mamres.« Kaum war die Schriftrolle auf die große Kanzel gebracht worden, von der aus die Vorlesung statthaben sollte, kaum war die Rolle ihres kostbaren Mantels entkleidet und geöffnet worden, da stürmte der Führer der Makkabi-Leute mit einigen seiner Anhänger die Kanzel, und sie verboten die Vorlesung. Sie erho ben Klage gegen Josef Ben Matthias. Wohl hätten die Juristen in der Gemeinde unter Zitierung allerlei verzwickter Klauseln erklärt, der Bann Jerusalems sei jetzt für Alexandrien nicht wirksam. Die weitaus meisten unter den Juden Alexandriens aber dächten anders. Dieser Mann Josef Ben Matthias sei schuld an dem Unheil in Galiläa und Jerusalem, er sei ein doppelter Verräter. Allein seine schimpfliche, knechtische Ehe mit der Beischläferin des Vespasian genüge, ihn aus der Gemeinschaft der Synagoge auszuschließen. Unter stürmischer Zustimmung verlangte der Redner, daß Josef aus dem heiligen Raum hinausgewiesen werde.

Josef stand sehr still, die Lippen fest geschlossen. Die Hunderttausend hier in der Synagoge, das waren doch die gleichen, die ihm vor wenigen Wochen zugejubelt hatten: Marin, Marin. Waren es jetzt so wenige, die sich für ihn rührten? Er schaute auf den Großmeister Theodor Bar Daniel und die siebzig Herren auf den goldenen Stühlen. Die saßen, blasser als ihre Gebetmäntel, und taten den Mund nicht auf. Nein, die konnten ihn nicht schützen und schützten ihn nicht. Auch daß er der Freund des Kaisers war, schützte ihn nicht. Er wurde mit Schande aus der Synagoge ausgewiesen.

Manche, als sie ihn so kahl hinausgehen sahen, sagten sich: Das ist, weil ein Rad in der Welt ist. Es ist ein Schöpfrad, es geht hoch und sinkt, und den leeren Eimer füllt es und den vollen leert es aus. Und diesen hat es jetzt getroffen; denn gestern war er noch stolz, und heute ist er überdeckt mit Schande.

Josef selber schien die Sache nicht sehr ernst zu nehmen. Er lebte weiter sein glänzendes Leben wie bisher, mit Frauen, mit Literaten und Schauspielern, ein hochgeehrter Gast in den verschwenderischen Zirkeln von Canopus. Prinz Titus zeichnete ihn noch sichtbarer aus als bisher und zeigte sich fast immer in seiner Gesellschaft.

Aber wenn Josef allein war, in seinen Nächten, war er krank vor Bitterkeit und Schmach. Seine Gedanken kehrten sich gegen ihn selber. Er war unrein, er war voll Aussatz innen und außen, kein Titus konnte ihm seinen Grind abkratzen. Seine Schande war greifbar, jeder konnte sie sehen. Sie hatte einen Namen, sie hieß Mara. Er mußte diesen Quell seines Übels zuschütten und für immer.

Nach einigen Wochen, ohne mit irgendwem Rates darüber gepflogen zu haben, ging er zum Oberrichter der Gemeinde, dem Doktor Basilid. Josef hatte sich seit seiner Austreibung bei keinem der großen jüdischen Herren sehen lassen. Dem Oberrichter war der Besuch unbehaglich. Er suchte nach irgendwelchen vermittelnden Worten, wand sich, machte ein paar lahme Redensarten. Aber Josef zog den zerrissenen Priesterhut heraus, wie es der Ritus für seinen Fall vorschrieb, legte ihn vor dem Oberrichter nieder, riß das Kleid ein und sagte: »Mein Doktor und Herr, ich bin Ihr Knecht und Untergebener Josef Ben Matthias, früher Priester der Ersten Reihe in Jerusalem. Ich habe begangen die Sünde des bösen Triebs. Ich habe ein Weib geheiratet, das zu heiraten mir verboten war, eine Kriegsgefangene, die gehurt hatte mit den Römern. Ich bin schuldig der Strafe der Ausrottung.« Doktor Basilid, der Oberrichter, wurde blaß, als Josef diese Worte sprach; er wußte gut, was sie zu bedeuten hatten. Es dauerte eine Weile, ehe er die Antwort gab, die die Formel vorschrieb: »Die Strafe der Ausrottung, Sündiger, steht nicht bei den Menschen, sie steht bei Gott.« Und Josef ging weiter und fragte gemäß der Formel: »Gibt es ein Mittel, mein Doktor und Herr, durch das der Sündiger die Strafe der Ausrottung von sich und seinem Geschlecht abwenden kann?« Der Oberrichter erwiderte: »Wenn der Sündiger die Strafe der vierzig Schläge auf sich nimmt, dann übt Jahve Gnade. Aber der Sündiger muß um diese Strafe bitten.« Josef sagte: »Ich bitte, mein Doktor und Herr, um die Strafe der vierzig Schläge.«

Als bekannt wurde, daß Josef die Strafe der Geißelung auf sich nehmen wollte, gab es ein ungeheures Aufsehen in der Stadt Alexandrien; die Geißelung wurde nicht oft vollzogen, gewöhnlich nur an Leibeigenen. Die Makkabi-Leute zogen die Brauen hoch und verstummten, und manche, die in der Synagoge bei der Austreibung Josefs mit am lautesten geschrien hatten, bereuten es in ihrem Herzen. Die Weißbeschuhten aber beschmierten alle Hauswände mit Karikaturen des gegeißelten Josef, und in den Kneipen sang man Couplets.

Die jüdischen Behörden gaben den Termin der Exekution nicht bekannt. Dennoch war am festgesetzten Tag der Hof der Augustäer-Synagoge voll von Menschen, und die Straßen ringsum gurgelten von Neugierigen. Blaßbraun und hager, die heftigen Augen gradaus, ging Josef den Weg zum Oberrichter. Er legte die Hand auf die Stirn; sehr laut, daß man es bis in den letzten Winkel hören konnte, sagte er: »Mein Doktor und Herr, ich habe begangen die Sünde des bösen Triebs. Ich bitte um die Strafe der vierzig Schläge.« Der Oberrichter erwiderte: »So übergebe ich dich dem Gerichtsdiener, Sündiger.«

Der Büttel Ananias Bar Akaschja winkte seinen beiden Gehilfen, und sie rissen Josef die Kleider vom Leib. Der Arzt trat hinzu, untersuchte ihn, ob er fähig sei, die Geißelung derart zu überstehen, daß ihm nicht unter der Geißel Harn und Kot abgingen; denn das war Entwürdigung, und das Gesetz schrieb vor: »Dein Bruder soll nicht entwürdigt werden in deinen Augen.« Es war der Oberarzt der Gemeinde, der Josef untersuchte, Julian. Er tastete ihn ab, prüfte besonders Herz und Lunge. Viele unter den Zuschauern glaubten, der Arzt werde den Josef für unfähig erklären, die ganze Geißelung durchzuhalten, oder höchstens für fähig weniger Hiebe. In seinem Innern hoffte selbst Josef auf einen ähnlichen Befund. Aber der Arzt wusch sich die Hände und erklärte: »Der Sündiger ist fähig der vierzig Hiebe.«

Der Büttel hieß Josef niederknien. Die Gehilfen banden seine beiden Hände an einen Pfahl, so daß seine Knie Abstand von dem Pfahl hielten, und alle sahen, wie die glatte, blasse Haut seines Rückens sich dehnte. Dann banden sie ihm einen schweren Stein um die Brust, so daß der Oberkörper niedergezogen wurde. Der Büttel Ananias Bar Akaschja ergriff die Geißel. Umständlich, während man sah, wie Josefs Herz gegen die Rippen schlug, befestigte der Büttel den breiten Riemen aus Ochsenleder am Griff, prüfte ihn, machte ihn loser, straffer, wieder loser. Die Spitze des Riemens mußte den Bauch des Gezüchtigten erreichen. Das war Vorschrift.

Der Oberrichter begann, die beiden Schriftverse zu lesen über die Geißelung. »So soll es geschehen: wenn Schläge verdient der Sündiger, so läßt der Richter ihn hinlegen, und man schlägt ihn vor seinem Angesicht nach Maßgabe seiner Sünde an Zahl. Vierzig Schläge schlägt man ihn, nicht mehr. Daß er nicht mehr gebe als diese, der Schläge zuviel, und dein Bruder entwürdigt werde in deinen Augen.« Der Büttel hieb dreizehn Streiche auf den Rücken. Der zweite Richter zählte, dann netzten die Gehilfen den Sündiger. Dann sagte der dritte Richter: schlage, und der Büttel hieb dreizehn Schläge auf die Brust. Dann wieder netzten die Gehilfen den Sündiger. Zuletzt hieb der Büttel nochmals dreizehn Streiche auf den Rücken. Es war sehr still, während er zuschlug. Man hörte die Hiebe scharf aufklatschen, man hörte den gepreßten, pfeifenden Atem Josefs, sah sein flatterndes Herz.

Josef lag gebunden und rang unter der Geißel nach Atem. Die Hiebe waren kurz und scharf, aber der Schmerz war wie ein endloses, bewegtes Meer; er kam in hohen Wellen, nahm Josef weg, verebbte, ließ Josef hochtauchen, kam wieder und brach über ihm zusammen. Josef keuchte, pfiff, roch den Geruch des Blutes. Dies alles geschah um Maras willen, der Tochter des Lakisch, er hatte sie begehrt, er haßte sie, jetzt ließ er sie aus seinem Blut herauspeitschen. Er betete: Aus den Tiefen schrei ich zu dir, o Herr. Er zählte die Schläge, aber die Zahlen verwirrten sich ihm, es waren schon viele hundert Schläge, und sie schlugen ihn immer weiter. Das Gesetz schreibt vor, es sollten nicht vierzig Schläge sein, sondern neununddreißig; denn es stand geschrieben: »an Zahl«, und das ist gleich: »ungefähr«, und somit sollten es nur neununddreißig sein. Oh, wie mild war das Gesetz der Doktoren. Oh, wie hart war die Schrift. Wenn sie jetzt nicht aufhören, dann wird er sterben. Es war ihm, Jochanan Ben Sakkai werde sagen, daß sie aufhören sollten. Der Großdoktor war in Judäa, in Jerusalem oder in Jabne, aber trotzdem, er wird dasein, er wird seinen Mund auftun. Es kommt nur darauf an, daß Josef aushält bis dahin. Der Boden und der Pfahl vor ihm verschwimmt, allein Josef reißt sich zusammen. Es ist ihm geboten, klar zu sehen, Boden und Pfahl genau zu erkennen, bis Jochanan Ben Sakkai kommt. Aber Jochanan Ben Sakkai kam nicht, und schließlich verlor Josef doch Gesicht und Erkenntnis. Ja, beim vierundzwanzigsten Streich wurde er ohnmächtig und lag leblos in den Stricken. Aber nachdem man ihn genetzt hatte, kam er wieder zu sich, und der Arzt sagte: er ist fähig, und der Richter sagte: schlage weiter.

Unter den Zuschauern war die Prinzessin Berenike. Es gab keine Tribünen, keine gesonderten Plätze. Aber sie hatte schon in der Nacht zuvor ihren kräftigsten kappadokischen Leibeigenen geschickt, ihr einen Platz frei zu halten. Nun stand sie in der zweiten Reihe, gepreßt zwischen vielen andern, die langen Lippen halb offen, hart atmend, die dunkeln Augen beharrlich auf den Gegeißelten gerichtet. Im Hof war es lautlos still. Man hörte nur die Stimme des Oberrichters, der die Schriftverse verlas, sehr langsam, dreimal im ganzen, und von weit her aus den Straßen das Gejohl der Massen. Sehr aufmerksam sah Berenike zu, wie dieser hochmütige Josef die Hiebe auf sich nahm, um von der Hure loszukommen, an die er seinen Namen hatte binden müssen. Ja, er war in Wahrheit ihr Vetter. Er befaßte sich nicht mit kleinen Sünden und nicht mit kleinen Tugenden. Sich tief demütigen, um dann um so stolzer hochzutauchen, das begriff sie. Sie hatte selber in der Wüste die Wollust solcher Demütigungen gekostet. Sie stand sehr blaß; es war nicht leicht, zuzuschauen, aber sie schaute zu. Sie bewegte lautlos die Lippen, zählte mechanisch mit. Sie war froh, als der letzte Schlag gefallen war; aber sie hätte noch länger stehen und es mit ansehen können. Ihre Zähne waren trocken geworden unter ihren langen Lippen.

Josef wurde bewußtlos und blutig in das Gemeindehaus getragen. Man wusch ihn, unter der Aufsicht des Arztes Julian, salbte ihn, flößte ihm einen Trank ein aus Wein und Myrrhen. Als er zu sich kam, sagte er: »Gebt dem Büttel zweihundert Sesterzien.«

Mara, die Tochter des Lakisch, indes ging beglückt umher, sich freuend auf das Kind, das sie gebären sollte, es mit tausend Sorgen hütend. Sie war sehr arbeitsam, aber jetzt drehte sie nicht die Handmühle, auf daß das Kind kein Trunkenbold werde. Sie aß keine unreifen Datteln, auf daß es nicht Triefaugen bekomme, trank kein Bier, auf daß sein Teint nicht schlecht werde, aß keinen Senf, um es vor Schlemmerei zu behüten. Hingegen aß sie Eier, auf daß die Augen des Kindes sich vergrößerten, Meerbarben, auf daß es den Menschen wohlgefällig werde, und Zitronat, auf daß es angenehm rieche. Ängstlich ging sie allem Häßlichen aus dem Weg, um sich nicht zu versehen, beflissen suchte sie den Anblick schöner Menschen. Mit Mühe verschaffte sie sich einen zauberkräftigen Adlerstein, der, von Natur innen hohl, einen kleineren Stein in sich schloß, ein Bild der Gebärmutter, die, obzwar nach innen geöffnet, die Frucht nicht herausfallen läßt.

Als es soweit war, setzte man Mara in den Gebärstuhl, ein Gestell aus Lattenwerk, in dem sie halb sitzen, halb liegen konnte, und band eine Henne an das Gestell, damit ihr Geflatter die Geburt beschleunige. Es war eine schmerzhafte Geburt, noch Tage später verspürte Mara die bittere Kälte an den Hüften. Die Hebamme sprach beschwörend auf sie ein, zählte, rief sie bei Namen, zählte.

Dann aber war das Kind da, und siehe, es war ein Knabe. Blauschwarz, schmutzig, voll Schleim und Blut war seine Haut, aber er schrie, und er schrie so, daß sein Schrei von der Wand widerhallte. Das war ein gutes Zeichen, und auch daß das Kind an einem Sabbat zur Welt kam, war ein gutes Zeichen. Man nahm warmes Wasser zum Bad, trotz des Sabbats, und man goß Wein in das Badewasser, kostbaren Wein von Eschkol. Vorsichtig renkte man die Glieder des Kindes aus, und man bestrich seinen weichen Schädel mit einem Brei aus unreifen Trauben, um Geziefer zu verscheuchen. Man salbte es mit warmem Öl, bestreute es mit dem Pulver von zerstoßenen Myrrhen, wickelte es in feines Linnen; Mara hatte an ihren Kleidern gespart, um das beste Linnen für das Kind zu erwerben.

Janik, Janiki, oder wohl auch Jildi, mein Kind, mein Kindchen, mein Baby, sagte Mara, und stolz am andern Tag ließ sie eine Zeder pflanzen, weil es ein Knabe war.

Die ganzen neun Monate hindurch hatte sie darüber nachgedacht, welchen Namen sie dem Knaben geben sollte. Aber jetzt, in der Woche vor der Beschneidung, da sie sich entscheiden mußte, schwankte sie lange. Endlich entschied sie sich. Sie ließ den Schreiber kommen und diktierte ihm einen Brief:

»Mara, Tochter des Lakisch, grüßt ihren Herrn, Josef, den

Sohn des Matthias, Priester der Ersten Reihe, den Freund des Kaisers.

O Josef, mein Herr, Jahve hat gesehen, daß Deine Magd mißfällig war vor Deinem Angesicht, und er hat meinen Leib gesegnet und hat mich gewürdigt, daß ich Dir einen Sohn gebäre. Er ist an einem Sabbat geboren, und er wiegt sieben Litra und fünfundsechzig Zuz, und sein Schrei kam von der Wand zurück. Ich habe ihn Simeon genannt, das ist der Sohn der Erhörung, denn Jahve hat mich erhört, als ich mißfällig war. Josef, mein Herr, sei gegrüßt und werde groß in der Sonne des Kaisers, und der Herr lasse sein Antlitz leuchten über Dir.

Und iß keinen Palmkohl, weil es Dich dann gegen die Brust drückt.«

Um die gleiche Zeit, noch bevor er diesen Brief erhalten hatte, stand Josef im Zeremoniensaal der Gemeinde von Alexandrien. Er war noch blaß und sehr mitgenommen von der Geißelung, aber er hielt sich aufrecht. Neben ihm standen als Zeugen der Großmeister Theodor Bar Daniel und der Präsident der Augustäer-Gemeinde, Nikodem. Der Oberrichter Basilid selber führte den Vorsitz, und drei Doktoren fungierten als Richter. Der erste Sekretär der Gemeinde schrieb nach dem Diktat des Oberrichters, er schrieb vorschriftsmäßig auf Pergament aus Kalbshaut, er schrieb mit dem Gänsekiel und tiefschwarzer Tinte, und sah zu, daß das Dokument genau zwölf Zeilen umfaßte nach dem Ziffernwert des Wortes Get, des hebräischen Wortes für Scheidebrief.

Josef, während der Gänsekiel über das Pergament knirschte, hörte in seinem Herzen ein Geräusch, lauter als dieses Knirschen. Es war aber jenes scharfe Geräusch, mit dem Mara, Tochter des Lakisch, ihr Kleid zerrissen hatte und ihre Sandalen, wortlos, umständlich, als sie in jenem grauen Morgen zurückkam von dem Römer Vespasian. Josef glaubte, er habe dieses Geräusch vergessen, jetzt aber war es wieder da und war sehr laut, lauter als das Knirschen des Kiels. Aber er machte sein Ohr taub und sein Herz stumpf.

Der Sekretär aber schrieb folgendes: »Am siebzehnten Tag des Monats Kislew im Jahre dreitausendachthundertdreißig nach Erschaffung der Welt in der Stadt Alexandrien am Ägyptischen Meer.

Ich, Josef Ben Matthias, genannt Flavius Josephus, der Jude, der ich mich heute in der Stadt Alexandrien am Ägyptischen Meer befinde, habe eingewilligt aus freiem Willen und ohne Zwang, Dich zu entlassen, loszulösen und zu scheiden, Dich, meine Ehefrau Mara, Tochter des Lakisch, die sich heute in der Stadt Cäsarea am Jüdischen Meer befindet. Du warst bisher mein Weib. Jetzt ab sei frei, entlassen, geschieden von mir, so daß Dir erlaubt ist, über Dich in Zukunft zu verfügen, und so daß Du in Zukunft erlaubt bist für jedermann.

Hierdurch erhältst Du von mir die Urkunde der Entlassung und den Scheidebrief nach dem Gesetz Mosis und Israels.«

Das Dokument wurde einem besonderen Vertreter übergeben mit dem schriftlichen Auftrag, es der Mara, der Tochter des Lakisch, zu überbringen und es ihr in Gegenwart des Gemeindepräsidenten von Cäsarea sowie von neun andern erwachsenen jüdischen Männern zu überreichen.

Schon am Tag, nachdem der Kurier in Cäsarea angelangt war, wurde Mara vorgeladen. Sie hatte keine Ahnung, worum es sich handeln könne. In Gegenwart des Gemeindepräsidenten überreichte ihr Josefs Vertreter das Schriftstück. Sie konnte nicht lesen, sie bat, man möge es ihr vorlesen. Man las, sie begriff nicht, man las nochmals, erklärte ihr, sie fiel um. Der Gemeindesekretär riß die Urkunde ein, zum Zeichen, daß sie vorschriftsmäßig übergeben und verlesen war, nahm sie zu seinen Akten und stellte dem Kurier ein Zertifikat darüber aus.

Mara kam nach Hause. Sie begriff, sie hatte nicht Gunst gefunden vor Josefs Augen. Wenn ein Weib nicht Gunst findet vor des Mannes Augen, dann hat der Mann das Recht, sie wegzuschicken. Keiner ihrer Gedanken ging gegen Josef.

Von jetzt an widmete sie ihre Tage mit ängstlicher Sorgfalt dem kleinen Simeon, Josefs Erstgeborenem. Peinlich enthielt sie sich aller Dinge, die ihrer Milch hätten schaden können, vermied Salzfische, Zwiebeln, gewisse Gemüse. Sie nannte ihr Kind nicht mehr Simeon, sie nannte es erst Bar Mëir, das ist Sohn des Leuchtenden, dann Bar Adir, das ist Sohn *des* Gewaltigen, dann Bar Niphli, das ist Sohn der Wolke. Aber der Gemeindepräsident ließ sie ein zweites Mal kommen und untersagte ihr, ihrem Kind solche Namen zu geben, denn Wolke und Gewaltiger und Leuchtender waren Beinamen des Messias. Sie führte ihre Hand an die niedrige Stirn, neigte sich, versprach Gehorsam. Aber wenn sie allein war, in der Nacht, wenn niemand sie hörte, dann nannte sie den kleinen Simeon weiter mit diesen Namen.

Mit Treue hütete sie die Gegenstände, die Josef einmal angerührt, die Tücher, mit denen er sich getrocknet, den Teller, aus dem er gegessen hatte. Sie wollte ihr Kind des Vaters würdig machen. Sie sah voraus, daß da große Schwierigkeiten sein werden. Denn der Sohn aus der Ehe eines Priesters mit einer Kriegsgefangenen war nicht anerkannt, er war ein Bastard, ausgeschlossen aus der Gemeinschaft. Aber dennoch, sie mußte einen Weg finden. An Sabbaten, an Festtagen zeigte sie dem kleinen Simeon die Überbleibsel seines Vaters, die Tücher, den Teller, und sie erzählte ihm von der Größe seines Vaters und beschwor ihn, ein Doktor und Herr zu werden wie er.

Josef, nachdem er das Zertifikat der Scheidung dem zuständigen Gemeindebeamten in Alexandrien übergeben hatte, wurde in der Hauptsynagoge feierlich zur Vorlesung aus der Schrift aufgerufen. Seinem priesterlichen Rang zufolge als Erster. Zum erstenmal seit langer Zeit wieder trug er den Priesterhut und den blauen, blumendurchwirkten Gürtel der Priester der Ersten Reihe. Er trat auf die große Kanzel vor die geöffnete Rolle der Schrift, von der er vor wenigen Wochen weggewiesen worden war. Unter lautloser Stille der Hunderttausend sprach er den Segensspruch: »Gelobt seist du, Jahve, unser Gott, der du uns die wahre Lehre gabst und ewiges Leben uns einpflanztest.« Dann las er selber mit lauter Stimme den Abschnitt aus der Schrift, der für diesen Sabbat vorgeschrieben war.

Auf der Höhe des Winters, um den Beginn des neuen Jahres herum, wußte Vespasian, daß das Reich fest in seiner Hand sei. Die Arbeit des Soldaten war getan: jetzt begann die schwie rigere, die des Verwalters. Was vorläufig in Rom in seinem Namen geschah, war schlecht und unvernünftig. Mucian preßte aus Italien mit kalter Gier heraus, was immer an Geld vorhanden war, und des Kaisers jüngerer Sohn, Domitian, den er nie hatte leiden mögen, ein Liederjan, ein Früchtchen, verteilte als Statthalter des Kaisers wahllos Sonne und Gewitter. Vespasian schrieb dem Mucian, er möge dem Land nicht zuviel Purgative verabreichen, es sei einer auch schon an Diarrhöe gestorben. An das Früchtchen schrieb er, ob das Früchtchen die Gnade habe, ihn für das nächste Jahr im Amt zu belassen. Dann beorderte er drei Männer von Rom nach Alexandrien, den uralten Finanzminister Etrusk, den Hofjuwelier und Direktor der Kaiserlichen Perlfischereien Claudius Regin und den Verwalter seiner sabinischen Güter.

Die drei Sachverständigen tauschten ihre Ziffern aus, prüften sie. Die imperialistische Orientpolitik des Kaisers Nero und die Wirren nach seinem Tod hatten riesige Werte zerstört, die Summe der Reichsschulden, die die drei Männer errechneten, war hoch. Regin übernahm die wenig dankbare Aufgabe, dem Kaiser diese Summe zu nennen.

Vespasian und der Finanzmann hatten sich nie gesehen. Jetzt saßen sie sich in bequemen Sesseln gegenüber. Regin blinzelte, er sah schläfrig aus, er hatte das eine der fetten Beine über das andere gelegt, seine losen Schuhbänder baumelten. Er hatte früh auf diesen Vespasian gesetzt, als mit ihm nur sehr magere Geschäfte zu machen waren. Er war mit der Dame Cänis in Verbindung getreten, hatte ihr dann, als es um große Lieferungen für die judäische und für die europäischen Armeen Vespasians ging, ansehnliche Provisionen gezahlt. Vespasian wußte, daß sich der Finanzmann in seinen Abrechnungen als anständiger Kerl erwiesen hatte. Mit seinen hellen, harten Augen schaute er in das fleischige, traurige, verhängte Gesicht Regins. Die beiden Männer berochen einander, sie rochen sich nicht schlecht.

Regin nannte dem Kaiser seine Ziffer. Vierzig Milliarden. Vespasian zuckte nicht zurück. Vielleicht schnaufte er etwas härter, aber seine Stimme klang ruhig, als er erwiderte: »Vierzig Milliarden. Sie sind ein mutiger Mann, und haben Sie nicht einige Posten zu hoch angeschlagen?« Claudius Regin, gelassen, mit seiner fettigen Stimme, beharrte: »Vierzig Milliarden. Man muß der Ziffer ins Auge schauen.« — »Ich schaue ihr ins Auge«, sagte hart schnaufend der Kaiser.

Sie besprachen die notwendigen geschäftlichen Maßnahmen. Man könnte riesige Gelder hereinbekommen, wenn man das Vermögen derjenigen konfiszierte, die dem früheren Kaiser noch nach der Akklamation Vespasians angehangen hatten. Es war der Tag, an dem der Kaiser nach der Diätvorschrift des Arztes Hekatäus zu fasten pflegte, und an diesem Tag hatte er den Sinn für Geschäfte besonders offen. »Sind Sie Jude?« fragte er unvermittelt. »Halbjude«, erwiderte Regin, »aber ich sehe jedes Jahr jüdischer aus.« — »Ich wüßte ein Mittel«, Vespasian verengerte die Augen, »die Hälfte der vierzig Milliarden auf einmal loszuwerden.« — »Ich bin neugierig«, sagte Claudius Regin. »Wenn ich anordnete«, überlegte Vespasian, »daß in der Hauptsynagoge ein Standbild von mir aufgestellt werden muß ...« — »Dann würden die Juden aufbegehren«, ergänzte Claudius Regin. »Richtig«, sagte der Kaiser. »Dann könnte ich ihnen ihr Geld abnehmen.« — »Richtig«, sagte Claudius Regin. »Das ergäbe schätzungsweise zwanzig Milliarden.« — »Sie sind ein schneller Rechner«, lobte der Kaiser. »Sie hätten dann die erste Hälfte der Schulden gedeckt«, meinte Claudius Regin. »Aber die zweite würden Sie niemals decken können; denn Wirtschaft und Kredit, nicht nur im Orient, wären für immer zerstört.« — »Ich fürchte, Sie haben recht«, seufzte Vespasian. »Aber Sie müssen zugeben, der Gedanke ist verlockend.« — »Ich gebe es zu«, lächelte Claudius Regin. »Schade, daß wir beide zu gescheit dafür sind.«

Regin mochte die alexandrinischen Juden nicht leiden. Sie waren ihm zu protzig, zu elegant. Auch verdroß ihn, daß sie auf die römischen Juden wie auf kompromittierende arme Verwandte herabschauten. Allein, was der Kaiser vorschlug, erschien ihm zu radikal. Er wird später für die alexandrinischen Juden andere Abzapfungen aussinnen, nicht solche, daß sie daran verbluten, aber immerhin solche, daß sie an ihn denken sollen.

Vorläufig empfahl er dem Kaiser eine andere Steuer, die alle traf und die bisher im Osten noch keiner gewagt hatte: eine Steuer auf gesalzene Fische und Fischkonserven. Er verhehlte nicht das Gefährliche einer solchen Steuer. Die Alexandriner hatten Schnauzen wie die Schwertfische, und der Kaiser wird von ihnen allerhand zu hören bekommen. Allein Vespasian hatte keine Angst vor Couplets.

Die Sympathie der Alexandriner für den Kaiser schlug, als die Salzfischsteuer ausgeschrieben wurde, jäh um. Sie schimpften wild über die Verteuerung dieses sehr geliebten Nahrungsmittels, und einmal, bei einer Ausfahrt, bewarfen sie ihn mit faulen Fischen. Der Kaiser lachte schallend. Kot, Pferdeäpfel, Rüben, jetzt faule Fische. Es amüsierte ihn, daß er auch als Kaiser aus dieser Materie nicht herauskam. Er ordnete eine Untersuchung an, und die Unruhstifter mußten an seine Vermögensverwaltung ebenso viele goldene Fische liefern, als sich faule Fische in seinem Wagen vorgefunden hatten.

Den Josef sah Vespasian selten in diesen Tagen. Er war gewachsen mit seinem Amt, er war seinem Juden ferner gerückt, war fremd geworden, westlich, ein Römer. Gelegentlich sagte er zu ihm: »Ich höre, Sie haben sich wegen irgendeines Aberglaubens vierzig Schläge aufpfeffern lassen. Ich wollte«, seufzte er, »ich könnte meine vierzig Milliarden auch durch vierzig Schläge ablösen.«

Josef und Titus lagen in der offenen Speisehalle der Villa in Canopus, in welcher der Prinz einen großen Teil seiner Zeit zuzubringen pflegte. Sie waren allein. Es war ein milder Wintertag; man brauchte, trotzdem es gegen Abend ging, die offene Halle noch nicht zu verlassen. Das Meer lag still, die Zypressen rührten sich nicht. Langsam stelzte der Lieblingspfau des Prinzen durch den Raum, Speisereste aufpickend.

Josef konnte von seinem Sofa aus durch die weite Wandöffnung die tiefer liegende Terrasse und den Garten übersehen. »Sie lassen die Buchsbaumhecke in einen Buchstaben umformen, mein Prinz?« fragte er und wies mit dem Kopf auf die unten arbeitenden Gärtner. Titus kaute an einem Stückchen Konfekt. Er war in guter, freimütiger Laune; sein breites Knabengesicht über dem etwas zu kurzen Körper lächelte. »Jawohl, mein Jude«, sagte er, »ich lasse die Buchsbaumhecke in einen Buchstaben umformen. Ich lasse auch die Buchsbäume meiner alexandrinischen Villa in einen Buchstaben umformen, auch die Zypressen.« — »In den Buchstaben B?« lächelte Josef. »Du bist schlau, mein Prophet«, sagte Titus. Er rückte näher; Josef saß, Titus lag, die Arme überm Kopf, und schaute zu ihm auf. »Sie findet«, sagte er vertraulich, »ich sehe meinem Vater ähnlich. Sie mag meinen Vater nicht. Ich kann das verstehen; aber ich finde, ich sehe ihm immer weniger ähnlich. Ich habe es nicht leicht mit meinem Vater«, klagte er. »Er ist ein großer Mann, er kennt die Menschen, und wer, wenn er die Menschen kennt, sollte sich nicht über sie lustig machen? Aber er tut es ein bißchen gar zu üppig. Jüngst, bei Tafel, als der General Prisk sich dagegen verwahrte, zu dick zu sein, hieß er ihn glatt seinen Hintern entblößen. Es war großartig, wie die Prinzessin einfach vor sich hin schaute. Sie saß still, sah nichts, hörte nichts. Wir können das nicht«, seufzte er. »Wir werden da verlegen oder grob. Wie kann man das machen, daß einen so etwas Plumpes nicht anrührt?« — »Es ist nicht schwer«, sagte Josef, den Blick auf den Gärtnern, die an den Buchsbäumen beschäftigt waren. »Sie müssen nur dreihundert Jahre hindurch ein Reich beherrschen, dann kommt es von selbst.« Titus sagte: »Du bist sehr stolz auf deine Kusine, aber du hast Ursache. Ich kenne doch nun Frauen aus allen acht Windrichtungen. Im Grunde ist es immer das gleiche, und mit ein bißchen Routine hat man sie bald an dem Punkt, wo man sie haben will. Sie kriege ich nicht an den Punkt. Hast du gewußt, daß ein Mann in meinen Jahren und in meiner Stellung schüchtern sein kann? Vor ein paar Tagen habe ich ihr gesagt: ›Eigentlich sollte man Sie zur Kriegsgefangenen erklären; denn mit dem Herzen sind Sie bei den »Rächern Israels«.‹ Sie sagte einfach ja. Ich hätte weitergehen sollen, ich hätte sagen sollen: Da du also eine Kriegsgefangene bist, so nehme ich dich als meinen privaten Beuteanteil. Jeder andern Frau hätte ich das gesagt, und ich hätte sie genommen.« Sein verwöhntes Knabengesicht war geradezu bekümmert.

Josef, sitzend, sah hinunter auf den Prinzen. Josefs Antlitz war härter geworden und zeigte, unbeobachtet, oft einen erschreckend finstern Hochmut. Er wußte jetzt wiederum ein gut Teil besser, was Macht ist, was Demut und was Demütigung, was Wollust ist, Schmerz, Tod, Erfolg, Aufstieg, Niederbruch, freier Wille und Gewalt. Es war ein wohlerworbenes Wissen, nicht unterm Preis bezahlt. Er hatte den Prinzen gern. Er stieß bei ihm rasch auf Verständnis und Gefühl, und er hatte ihm viel zu verdanken. Jetzt aber, bei allem Wohlwollen, sah er aus diesem seinem teuer erkauften Wissen heraus auf ihn hinunter. Er, Josef, wurde mit Frauen fertig, für ihn war Berenike nie ein Problem gewesen, und er an Stelle des Prinzen wäre längst mit dieser Sache zu Rande gekommen.

Aber es war gut, daß es war, wie es war, und als nun der Prinz den Josef bat, knabenhaft, vertrauensvoll und ein wenig geniert, er möge ihm doch raten, wie er sich zu Berenike stellen solle, um voranzukommen, und er möge bei der Prinzessin für ihn wirken, da sagte er das erst nach einigem Nachdenken zu und tat, als sei es eine schwierige Aufgabe.

Es war keine schwere Aufgabe. Berenike hatte sich seit seiner Geißelung verändert. Statt jenes Fließenden aus Haß und Neigung war jetzt zwischen ihnen eine ruhige Gemeinsamkeit, herrührend aus Verwandtschaft des Wesens und Ähnlichkeit des Ziels.

Berenike machte sich vor Josef nicht kostbar; rückhaltlos ließ sie ihn in ihr Leben hineinschauen. Oh, sie hat sich nie lange geziert, wenn ihr ein Mann gefiel. Sie hat mit manchem Manne geschlafen, sie hat Erfahrungen. Aber lang gedauert hat eine solche Bindung nie. Es sind nur zwei Männer, die sie sich nicht aus ihrem Leben fortdenken könnte. Der eine ist Tiber Alexander, mit dem sie verwandt ist. Kein junger Mann mehr, nicht jünger als der Kaiser. Aber wie großartig biegsam, wie höflich und geschmeidig ist er bei aller Härte und Entschiedenheit. Ebenso fest wie der Kaiser und trotzdem niemals plump und bäurisch. Er ist ein großer Soldat, er hält seine Legionen in strengster Zucht und kann sich dennoch jeden Umweg der Höflichkeit und des Geschmacks leisten. Und dann ist da ihr Bruder. Die Ägypter sind weise, wenn sie von ihren Königen verlangen, daß Bruder und Schwester sich paaren. Ist Agrippa nicht der klügste Mann der Welt und der vornehm ste, mild und stark wie Wein später Lese? Man wird weise und gut, wenn man nur an ihn denkt, und die Zärtlichkeit für ihn macht einen reich. Josef nimmt nicht zum erstenmal wahr, wie ihr kühnes Gesicht sich sänftigt, wenn sie von ihm spricht, und ihre langen Augen sich verdunkeln. Er lächelt, er ist ohne Neid. Es gibt Frauen, die, auch wenn sie von ihm sprechen, sich so verändern.

Vorsichtig lenkt er auf Titus. Gleich fragt sie: »Sollen Sie vorfühlen, mein Doktor Josef? Titus kann höllisch klug sein; aber wenn es um mich geht, wird er linkisch, und sein Ungeschick steckt sogar einen so geschickten Menschen wie Sie an. Er ist täppisch, mein Titus, ein riesiges Baby. Man kann wirklich nicht anders zu ihm sagen als Janik. Er hat sich für dieses Wort ein eigenes stenographisches Zeichen ausgedacht, so oft sage ich es. Er schreibt nämlich fast alles mit, was ich sage. Er hofft, Sätze zu finden, auf die er mich dann festlegen kann. Er ist ein Römer, ein guter Jurist. Sagen Sie, ist er eigentlich gutmütig? Die meiste Zeit des Tages ist er gutmütig. Dann plötzlich macht er, einfach aus Neugier, Experimente, bei denen Tausende von Existenzen draufgehen, ganze Städte. Er bekommt unangenehm kalte Augen dann, und ich wage nicht, ihm einzureden.« — »Er gefällt mir sehr, ich bin mit ihm befreundet«, sagte ernsthaft Josef.

»Ich habe oft Angst um den Tempel«, sagte Berenike. »Wenn Gott ihm die Neigung zu mir eingeflößt hat, sagen Sie selbst, Josef, kann es zu anderm Zweck sein, als um seine Stadt zu retten? Ich bin sehr bescheiden geworden. Ich denke nicht mehr daran, daß von Jerusalem aus die Welt regiert werden soll. Aber bleiben muß die Stadt. Sie dürfen das Haus Jahves nicht zertreten.« Und still und angstvoll, mit schlichter, großer Gebärde die Handflächen nach außen drehend, fragte sie: »Ist das schon zuviel?«

Josef verfinsterte sich. Er dachte an Demetrius Liban, er dachte an Justus. Aber er dachte auch an Titus, wie er neben ihm gelegen war, aus offenen, freundschaftlichen Knabenaugen zu ihm aufschauend. Nein, es war unmöglich, daß dieser junge, freundliche Mensch mit seinem Respekt vor altem, heiligem Gut seine Hand gegen den Tempel heben würde. »Vor Jerusalem wird Titus kein böses Experiment machen«, sagte er mit großer Bestimmtheit.

»Sie sind sehr zuversichtlich«, sagte Berenike. »Ich bin es nicht. Ich weiß nicht, ob er mir nicht schon aus der Hand geglitten wäre, wenn ich ein Wort gegen seine Experimente gewagt hätte. Er schaut mir nach, wenn ich gehe, er findet mein Gesicht besser geschnitten als andere, nun ja, wer tut das nicht?« Sie trat ganz nahe an Josef heran, legte ihm ihre Hand auf die Schulter, eine weiße, gepflegte Hand, und man sah nichts mehr von den Rissen und Schrunden der Wüste. »Wir kennen die Welt, mein Vetter Josef. Wir wissen, daß der Trieb des Menschen immer da ist, daß er stark ist und daß ein Kluger viel erreichen kann, wenn er den Trieb des Menschen zu verwerten weiß. Ich danke Gott, daß er dem Römer diese Begier eingepflanzt hat. Aber, glauben Sie mir, wenn ich heute mit ihm schlafe, dann wird er, wenn er seine neugierigen Augen bekommt, auf mein Wort bestimmt nicht mehr achten.« Sie setzte sich; sie lächelte, und Josef erkannte, daß sie ihren Weg weit voraussah. »Ich werde ihn knapphalten«, schloß sie kühl, rechnerisch, »ich werde ihn nicht zu nah heranlassen.« — »Sie sind eine kluge Frau«, anerkannte Josef. »Ich will, daß der Tempel nicht zerstört werde«, sagte Berenike.

»Was soll ich meinem Freunde Titus sagen?« überlegte laut Josef. »Hören Sie gut zu, mein Vetter Josef«, forderte Berenike ihn auf. »Ich warte auf ein Vorzeichen. Sie kennen das Dorf Thekoa, bei Bethlehem. Dort hat mein Vater bei meiner Geburt einen Pinienhain gepflanzt. Obwohl jetzt im Bürgerkrieg harte Kämpfe um Thekoa waren, hat der Hain nicht gelitten. Hören Sie gut zu. Wenn der Hain noch steht zur Zeit, da die Römer in Jerusalem einziehen, dann mag mir Titus ein Brautbett aus dem Holz meiner Pinien machen lassen.«

Josef überlegte scharf. Soll dies ein Zeichen sein für das Wesen des Titus oder für das Schicksal des Landes? Will sie ihr Beilager mit Titus abhängig machen von der Schonung des Landes, oder will sie sich sichern vor der neugierigen Grausamkeit des Mannes? Und soll er ihre Mitteilung an Titus weitergeben? Was eigentlich will sie?

Er setzte zu einer Frage an. Aber das lange, kühne Gesicht der Prinzessin war hochmütig zugesperrt, die Stunde der Offenheit war vorbei, und Josef wußte, es war sinnlos, weiter zu fragen.

Eines Morgens, als Josef sich zum Frühempfang im kaiserlichen Palais einfand, war im Schlafzimmer Vespasians ein Porträt der Dame Cänis ausgestellt, das der Maler Fabull im Auftrag des Kaisers in aller Heimlichkeit geschaffen hatte. Das Bild war für das Chefkabinett der Kaiserlichen Vermögensverwaltung bestimmt. Ursprünglich hatte Vespasian gewünscht, es solle neben der Dame Cänis als Schirmherr der Gott Merkur stehen, dazu eine Glücksgöttin mit dem Füllhorn, und vielleicht auch die drei Parzen, goldene Fäden spinnend. Aber der Maler Fabull hatte erklärt, er komme damit nicht zurecht, und hatte die Dame Cänis auf sehr realistische Art dargestellt, an ihrem Schreibtisch sitzend, Rechnungen überprüfend. Hart und genau spähten ihre braunen Augen aus dem breiten, kräftigen Gesicht. Still saß sie, dabei unheimlich lebendig; der Kaiser hatte gescherzt, man müsse das Bild nachts anbinden, daß ihm Cänis nicht durchgehe. So sollte sie sitzen über dem Schreibtisch seines obersten Kaisers, immer mit ihren scharfen Augen zur Stelle, auf daß keine Schlampereien und Durchstechereien passierten. Der Kaiser bedauerte, daß sein Merkur nicht auf dem Bild war, aber es gefiel ihm trotzdem. Auch die Dame Cänis war zufrieden; nur eines ärgerte sie, daß der Maler ihr keine pompösere Frisur hatte zubilligen wollen.

Wer schärfer zusah, erkannte ohne Mühe, daß das Porträt von einem Meister gemalt war, aber nicht eben von einem Freund der Dame Cänis. Sie war eine große Geschäftsfrau, fähig, die Finanzen des ganzen Reiches zu überblicken und zu ordnen, mit einem warmen Herzen für Vespasian und für das Volk von Rom. Auf dem Bild des Malers Fabull wurde sie zu einer rechenhaften, kniffligen Hausmutter. Und war das Resolute, Stattliche der Frau auf dem Bild nicht bis über die Grenzen des Plumpen hinübergesteigert? Es war wohl so, daß der Maler Fabull, der Verehrer der alten Senatoren, seinen Haß gegen die hochgestiegenen Kleinbürger in das Bild mit hineingemalt hatte.

Aus der weiten Empfangshalle führte eine mächtige, offene Tür in das Schlafzimmer des Kaisers. Hier ließ er sich, wie die Sitte es wollte, vor aller Augen ankleiden. Und hier saß neben der gemalten Cänis die lebendige. Ihr Freund, der Mann, an den sie geglaubt hatte, als er noch sehr gering einherging, war jetzt Kaiser geworden, und sie saß neben ihm. Ihr Wesentliches war auf dem Bild, und dafür stand sie ein. Langsam schoben sich die Aufwartenden aus der Empfangshalle in das Schlafzimmer, drängten sich vor dem Bild, passierten vorbei, langsam, eine endlose Reihe; jeder fand ein paar künstliche Worte der Bewunderung und der Verehrung. Die Dame Cänis kassierte sie streng ein, und Vespasian lächelte.

Josef spürte vor dem Bild Unbehagen. Er fürchtete die Dame Cänis, und er sah gut, daß da Dinge mitgemalt waren, geeignet, seine Abneigung zu nähren und zu rechtfertigen. Trotzdem empfand er es wieder als einen Verstoß gegen die Schöpfung, Dinge neu schaffen zu wollen, die der unsichtbare Gott geschaffen hatte. Jahve war es, der dieser Frau ihre Plumpheit, ihre kalte Rechenhaftigkeit eingeblasen hatte; der Maler Fabull überhob sich, wenn er nun seinesteils ihr diese Eigenschaften verleihen wollte. Voll Widerwillen sah er auf den Maler. Der stand in der Nähe des Kaisers. Sein fleischiger, strenger, sehr römischer Kopf schaute durch die Besucher hindurch; säuerlich, hochmütig, unbeteiligt stand er, während er die Schmeichelworte der Besucher einsog.

Auch das Mädchen Dorion war da. Die geschwungenen Lippen ihres großen, vorspringenden Mundes lächelten, ein heller Schein war um ihr zartes, hochfahrendes Gesicht. Ihr Vater hatte seine Schrullen, niemand wußte das besser als sie, aber das Bild war ein Meisterwerk, voll von Kunst und Erkenntnis, und diese Dame Cänis lebte nun für immer genau so, wie ihr Vater sie sah und wollte; ihre Plumpheit, ihr scharfer Geiz waren nun ins Licht gehoben, für ewig in die sichtbare Welt gestellt. Dorion liebte Bilder leidenschaftlich, sie verstand sich auf die Technik bis in die letzten Schattierungen. Ihr Vater hatte vielleicht noch Wirksameres gemalt, aber dies war sein bestes Porträt; hier hatte er seine Grenzen ganz ausgefüllt, und es waren weite Grenzen.

Die Empfangshalle war gedrängt voll. Dorion lehnte an einer Säule, groß, schmal, zart, den gelbbraunen, dünnen Kopf nach hinten geworfen. Leicht mit der stumpfen Nase schnupperte sie, ihre kleinen Zähne lagen bloß, sie genoß die Wirkung des Bildes, sie genoß das etwas verblüffte Unbehagen der Beschauer nicht weniger als ihre Bewunderung. Sie freute sich, als sie Josef sah. Er war weit weg, aber sie hatte mit schrägem, raschem Blick erkannt, daß auch er sie wahrgenommen hatte, und sie wußte, daß er jetzt zu ihr vordringen werde.

Sie hatte seit dem Fest auf der Insel Pharus den jungen Juden nicht wieder gesehen. Als man ihr von seiner Geißelung erzählte, hatte sie ein paar böse und leichtfertige Witze gemacht, aber in ihrem Innersten hatte sie sich damals gefühlt wie in einer Schaukel, wenn sie ganz oben ist und gerade vor dem Umkippen; denn sie war fest überzeugt, der freche, schöne und begabte Mensch habe die Geißelung auf sich genommen, nur um sich den Weg zu ihr frei zu machen.

Gekitzelt von Erwartung sah sie, wie er sich näher an sie heranbahnte. Aber als er sie begrüßte, mußte sie sich erst erinnern, wer er sei. Dann wußte sie es: ach ja, der junge jüdische Herr, den der Kaiser von ihrem Vater porträtiert haben wollte. Jetzt seien ja die Vorbedingungen des Kaisers besser erfüllt; sie habe gehört, Josef habe sich mittlerweile freiwillig allerlei heftigen Kasteiungen unterzogen. Sein Gesicht jedenfalls sei viel hagerer geworden, und sie könne sich wohl vorstellen, daß man nicht viel dazutun müsse, um jenes Prophetische an ihm zu finden, das der Kaiser vermißte. Mit langsamer, aufreizender Neugier schaute sie ihn auf und ab, und mit heller, dünner Stimme fragte sie ihn, ob die Narben der Geißelung noch sehr sichtbar seien.

Josef schaute auf ihre dünnen, braunen Hände, dann schaute er nach dem Bild der Dame Cänis, dann wieder auf Dorion, sichtlich einen Vergleich ziehend, und sagte: »Sie und die Dame Cänis sind hier in Alexandrien die einzigen Frauen, die mich nicht leiden mögen.« Dorion, wie er es beabsichtigt hatte, ärgerte sich über diese Zusammenstellung. »Ich glaube«, fuhr er fort, »das Bild von mir wird nicht zustande kommen. Ihr Herr Vater liebt mich nicht mehr als ein verwesendes Schweineaas, und Sie, Dorion, finden, ich brauchte Fasten und Geißelung, um ein würdiges Modell zu werden. Ich glaube, es wird den Späteren nichts übrigbleiben, als mich aus meinen Büchern kennenzulernen und nicht aus einem Werk des Fabull.« Aber er dämpfte seine Stimme, während er diese stacheligen Worte sprach, daß sie fast wie eine Schmeichelei klangen, und dem Mädchen Dorion schien die Tönung seiner Rede wichtiger als ihr Inhalt. »Ja, Sie haben recht«, erwiderte sie, »mein Vater mag Sie nicht. Aber Sie sollten sich bemühen, gegen diese Antipathie anzugehen. Glauben Sie mir, es lohnt. Ein Mann wie Sie, Doktor Josef, der die vierzig Schläge auf sich genommen hat, sollte dem Maler Fabull ein verärgertes Wort nicht zu lange nachtragen.« Ihre Stimme klang nicht mehr schrill, sie wurde so sanft wie seinerzeit, als sie mit der Katze gesprochen hatte.

Josef, infolge des Gedränges, stand so nahe an ihr, daß er sie fast berührte. Er sprach leise, als sollten es die andern nicht hören, vertraulich. Er wurde ernsthaft. »Ihr Vater mag ein großer Mann sein, Dorion«, sagte er, »aber wir Juden hassen seine Kunst. Das ist kein Vorurteil, wir haben gute Gründe.« Sie schaute ihn spöttisch an aus ihren meerfarbenen Augen und sagte ebenso leise und vertraulich: »Sie sollten nicht so feig sein, Doktor Josef. Denn es ist nur, weil ihr feig seid. Ihr wißt sehr gut, daß es kein besseres Mittel gibt, den Dingen auf den Grund zu kommen, als die Kunst. Ihr wagt es nicht, euch der Kunst zu stellen, das ist alles.« Josef lächelte mitleidig aus der Höhe seiner Überzeugung. »Wir sind vorgedrungen bis zum Unsichtbaren hinter dem Sichtbaren. Nur deshalb glauben wir nicht mehr an das Sichtbare, weil es zu billig ist.« Aber das Mädchen Dorion, aus der Tiefe ihres Gemütes heraus, und ihre Stimme wurde vor Eifer ganz schrill, redete auf ihn ein. »Die Kunst ist das Sichtbare und Unsichtbare zugleich. Die Wirklichkeit stümpert der Kunst nach, sie ist nur eine unfertige, fehlerhafte Nachahmung der Kunst. Glauben Sie mir, der große Künstler schreibt der Wirklichkeit ihre Gesetze vor. Mehrmals hat mein Vater das getan, willentlich oder nicht.« Ihr großer Kinderkopf kam ihm ganz nahe, sie sprach ihm fast ins Ohr vor Geheimnis. »Erinnern Sie sich, wie die Senatorin Drusilla starb? An einem Stich durch die linke Schulter ins Herz. Niemand weiß, wer den Stich geführt hat. Ein Jahr zuvor hatte mein Vater ihr Bild gemalt. Er hatte ihr einen Fleck auf die entblößte Schulter gemalt, eine Art Narbe; es war ein technischer Grund, er mußte den Fleck haben. Es war diese Stelle der Schulter, durch die der Stich ging.« Sie standen in dem hellen, hohen Raum, rings um sie waren gut angezogene, schwatzende Damen und Herren, es war ein nüchterner Dienstag, aber um die beiden jungen Menschen war Schleier und Geheimnis. Lächelnd glitt Dorion aus diesem Dämmerigen heraus. »Eigentlich«, meinte sie in verbindlichem, konventionellem Ton, »müßten solche Dinge den Propheten Josef mit dem Maler Fabull verbinden.«

Josef, gerade weil ihn die Argumente des Mädchens angerührt hatten, behauptete hartnäckig die Überlegenheit des Wortes über das Bild. Die Überlegenheit des gottgedrängten jüdischen Wortes vor allem. Das Mädchen Dorion krümmte die Lippen, lächelte, lachte laut heraus, ein hohes, schepperndes, bösartiges Lachen. Was sie von hebräischen Büchern kenne, erklärte sie, damit könne sie wenig anfangen; es sei voll von törichtem Aberglauben. Sie habe sich aus seinem Makkabäerbuch vorlesen lassen. Sie bedaure, es seien leere, tönende Worte. Wenn der Mann Josef so leer wäre wie das Buch, läge ihr nichts daran, daß ein Porträt von ihm zustande käme. Josef selber hatte in letzter Zeit das Makkabäerbuch nach Kräften verleugnet. Jetzt fand er ihr Urteil dreist und albern, es verdroß ihn. Er schlug zurück und erkundigte sich freundlich nach ihren Göttern, gewissen Tiergöttern, ob sie auch eifrig Teller leckten und Milch stählen. Sie erwiderte heftig, geradezu grob; das Gespräch der beiden war wahrscheinlich das unhöflichste, das in der weiten Halle geführt wurde.

Da der Prinz Titus bei Fabull ein Bild der Berenike bestellt hatte, kam das Mädchen Dorion in den festfreudigen Kreis der Villa in Canopus. Nun war sie beinahe täglich mit Josef zusammen. Er sah, wie die andern sie behandelten, sehr höflich, sehr galant und im Grunde verächtlich, wie eben alexandrinische Herren hübsche Frauen zu behandeln pflegten. In andern Fällen machte er es ebenso; bei ihr wollte es ihm nicht glücken. Das reizte ihn. Er warf sich besinnungslos in seine Leidenschaft. Scharf, in Gegenwart anderer, verspottete er sie, um sie dann ebenso maßlos vor andern anzubeten. Mit der Sicherheit eines klugen Kindes durchschaute sie ihn, seine Sucht zu glänzen, seine Eitelkeit, seine Würdelosigkeit. Sie hatte gelernt, was Würde ist. Sie sah, wie es an ihrem Vater fraß, daß die Aristokratie ihn nicht gelten ließ, sie sah, wie die Römer auf die Ägypter herabschauten. Ihre ägyptische Mutter, ihre Bonne hatten ihr beigebracht, aus wie uraltem, heiligem Blut sie sei, ihre Väter schliefen unter spitzen, hohen, dreieckigen Bergen. Und waren die Juden nicht die verächtlichsten der Menschen, lächerlich wie Affen, nicht viel besser als unreine Tiere? Nun konnte sie gerade von diesem Juden nicht loskommen, und gerade seine Würdelosigkeit zog sie an, seine uferlose Hingabe an das, was ihn im Augenblick fesselte, der jähe Wechsel, wie er sich aus einer Wallung in die andere schmiß, die Schamlosigkeit, mit der er seine Gefühle heraussagte. Sie streichelte ihre Katze Immutfru: »Er ist stumpf vor dir. Er hat kein Herz, er weiß nicht, was du bist und was Bilder sind und was das Land Kernet ist. Immutfru, mein kleiner Gott, kralle mich, daß mein Blut herausrinnt, denn mein Blut muß schlecht sein, weil ich an ihm hänge, und ich bin lächerlich, weil ich an ihm hänge.« Die Katze saß auf ihrem Schoß, schaute sie aus ihren runden, leuchtenden Augen an.

Einmal, bei einem heftigen Streit mit Josef, im Beisein anderer, sagte sie zu ihm, voll Haß und Triumph: »Warum, wenn Sie mich für so töricht halten, haben Sie sich geißeln lassen, um sich für mich frei zu machen?« Er war verblüfft, er wollte sie verlachen, aber sogleich hatte er sich wieder in der Gewalt, schwieg.

Als er allein war, riß es ihn hin und her. War es ein Hin- weis des Schicksals, ein Vorzeichen, daß die Ägypterin seine Geißelung so deutete? Er hatte sich richtig verhalten, als er diese Deutung zuließ; einer Frau gegenüber, die man haben wollte, war eine solche schweigende Lüge erlaubt. Aber war es denn eine Lüge? Immer hatte er diese Frau haben wollen, und hatte er je daran denken können, daß sie ohne Opfer und Zeremonie mit ihm schlafen werde? Es war eine große Lockung, sie zu seiner Frau zu machen. Sie war ihm, dem Priester, verboten, selbst wenn sie zum Judentum übertrat. Wozu hatte er die Geißelung auf sich genommen, wenn er gleich darauf von neuem das Gesetz verletzte? Die Makkabi-Leute werden schreien, schlimmer, sie werden lachen. Mögen sie. Es wird süß sein, es wird eine Lust sein, für die Ägypterin Opfer zu bringen. Die Sünde, jene zu heiraten, die der Römer ausgespien hatte, war ekel gewesen, schmutzig. Diese Sünde schimmerte prächtig. Es war eine sehr große Sünde. Du sollst dich nicht vergatten mit den Töchtern der Fremden, hieß es in der Schrift, und Pinchas, als er sah, daß einer aus der Gemeinde Israel hurte mit einer Midianitin, nahm einen Spieß und ging dem Manne nach in den Hurenwinkel und durchstach beide, den Mann und das Weib, durch ihren Bauch. Ja, es war eine sehr große Sünde. Andernteils: sein Namensvetter Josef hatte die Tochter eines ägyptischen Priesters geheiratet, Moses eine Midianitin, Salomo eine Ägypterin. Die Kleinen mußten sich kleine Maße gefallen lassen, denn sie liefen Gefahr, sich bei den Töchtern der Fremden zu verliegen und ihre Götter anzunehmen. Er, Josef, gehörte zu jenen, die stark genug waren, das Fremde in sich aufzunehmen, ohne darin unterzugehen. Reiße dich los von deinem Anker, spricht Jahve. Er verstand plötzlich den dunkeln Spruch, man solle Gott mit beiden Trieben lieben, dem bösen und dem guten.

Bei der nächsten Zusammenkunft mit Dorion sprach er von Verlöbnis und Heirat wie von einem alten, oft erörterten Projekt. Sie lachte nur, ihr dünnes, schepperndes Lachen. Aber er tat, als höre er es nicht, er war besessen von seinem Plan, von der Andacht zu seiner Sünde. Schon besprach er die Einzelheiten, das Datum, die Formalitäten ihres Übertritts zum Judentum. Waren nicht oft in Rom wie in Alexandrien Frauen auch der höchsten Schicht zum Judentum übergetreten? Das Ganze ist etwas verwickelt, dennoch wird es nicht allzu lange dauern. Sie lachte nicht einmal, sie schaute ihn an wie einen Verrückten.

Vielleicht war es gerade die Verrücktheit seines Projekts, die sie anzog. Sie dachte an das Gesicht ihres Vaters, den sie liebte und verehrte. Sie dachte an die Väter ihrer Mutter, die einbalsamiert unter den spitzen Bergen schliefen. Aber dieser Jude wischte mit dem Fanatismus eines Irren alle Einwände fort. Es gab keine Schwierigkeiten für ihn, alle Gegengründe der Vernunft waren Luft. Glückstrahlend, mit heftigen Augen, erzählte er dem Titus und den Gästen der Villa in Canopus von seinem Verlöbnis mit dem Mädchen Dorion.

Das Mädchen Dorion lachte. Das Mädchen Dorion sagte: er ist toll. Aber den Josef kümmerte das nicht. War nicht alles Große und Wichtige zuerst für toll gehalten worden? Allmählich unter seiner Heftigkeit, unter seiner querköpfigen Zähigkeit gab sie nach. Widersprach, wenn die andern das Projekt für wahnwitzig erklärten. Kam mit den Argumenten Josefs. Schon fand sie die Idee nicht mehr absurd. Schon hörte sie genau zu, wenn Josef die Einzelheiten erörterte, begann mit Josef um diese Einzelheiten zu feilschen.

Der Übertritt zum Judentum war nicht schwierig. Frauen waren zur Einhaltung der zahlreichen Gebote nicht verpflichtet, nur an die Verbote waren sie gebunden. Josef war bereit zu weiteren Zugeständnissen. Wollte sich mit der Versicherung begnügen, sie werde nicht die Sieben Gebote für Nichtjuden übertreten. Sie lachte, trotzte. Was, sie soll ihre Götter abschwören, Immutfru, ihren kleinen Katzengott? Josef redete ihr zu. Sagte sich, was man erweichen wolle, das müsse man zuerst richtig hart werden lassen, was man zusammendrücken wolle, das müsse man zuerst richtig sich ausdehnen lassen. Er hielt an sich, übte Geduld. Wurde nicht müde, immer die gleichen Gespräche zu führen.

Vor Titus aber ließ er sich gehen, klagte heftig über die Halsstarrigkeit des Mädchens. Titus war ihm gewogen. Er hatte auch keine Abneigung gegen jüdische Lehren und Bräuche; eine Gemeinschaft, die Frauen wie Berenike hervorbrachte, verlangte mit Recht Achtung. Aber daß jemand, durch Geburt einem andern Glauben verhaftet, die sichtbaren Götter seiner Ahnen abschwören und sich dem unsichtbaren Judengott zuneigen sollte, war das nicht etwas viel verlangt? Der Prinz kramte in seinen stenographischen Notizen, er hatte sich einige besonders abstruse Glaubenssätze und Lehrmeinungen der jüdischen Doktoren aufnotiert. Nein, sich zu solchem Aberglauben zu bekennen, das war dem Mädchen Dorion nicht zuzumuten. Sie lagen bei Tisch, zu dreien, Josef, der Prinz, das Mädchen Dorion, und diskutierten eifrig, ernsthaft, was man füglich von einem Proselyten fordern dürfe, was nicht. Der kleine Gott Immutfru lag auf Dorions Schulter, klappte seine leuchtenden Augen auf, zu, gähnte. Immutfru abschaffen, nein, auch Titus war der Meinung, das ginge zuweit. Nach vielem Hin und Her war Josef damit einverstanden, daß das Judentum des Mädchens Dorion sich auf eine formale Erklärung des Übertritts vor den zuständigen Gemeindebeamten beschränken solle.

Nun aber kamen die Gegenforderungen der Ägypterin. Sie lag da, lang, locker, zart bis zur Gebrechlichkeit; unter der stumpfen Nase sprang groß der Mund vor. Sie lächelte, sie strengte sich nicht an, ihre Stimme blieb dünn und höflich, aber sie ging von ihrer Forderung nicht ab. Sie dachte an ihren Vater, an seinen lebenslangen Kampf um gesellschaftliche Geltung, und sie verlangte kindlich, still, dünn und eigensinnig, Josef müsse sich das römische Bürgerrecht erwirken.

Josef, unterstützt von Titus, hielt ihr entgegen, ein wie schweres und langwieriges Unternehmen das sei. Sie zuckte die Achseln. »Es ist unmöglich«, rief er zuletzt, erbittert. Sie zuckte die Achseln, sie erblaßte, sehr langsam, wie das ihre Art war, zuerst um den Mund herum, dann ergriff die Blässe ihr ganzes Gesicht. Und sie beharrte: »Ich will die Frau eines römischen Bürgers sein.« Sie sah Josefs finstere Augen, und mit ihrer dünnen, hohen Stimme formulierte sie: »Ich bitte Sie, Doktor Josef, binnen zehn Tagen römischer Bürger zu sein. Dann bin ich bereit, vor Ihren Gemeindebeamten meinen Übertritt zu Ihrem Gott zu erklären. Wenn Sie aber nicht binnen zehn Tagen römischer Bürger sind, dann halte ich es für besser, wir sehen uns nicht mehr.« Josef sah ihre dünnen, braunen Hände, die die langen, rotbraunen Haare der Katze Immutfru kraulten, er sah ihre schräge Kinderstirn, ihr leichtes, reines Profil. Er war erbittert, und er begehrte sie sehr. Er wußte mit großer Gewißheit: ja, so wird es sein. Wenn er nicht in zehn Tagen das Bürgerrecht hat, dann wird er dieses gelbbraune Mädchen, das so gelassen mit gelockerten Gliedern daliegt, wirklich nie mehr zu Gesicht bekommen.

Titus griff ein. Er fand die Forderung Dorions hoch, aber war Josefs Forderung niedrig? Er wog sachlich Josefs Chancen ab, er betrachtete das Ganze sportlich, als eine Art Wette. Es war nicht ausgeschlossen, daß der Kaiser, der Josef wohlwollte, ihm das Bürgerrecht verlieh. Billig freilich wird die Sache nicht werden. Vermutlich wird die Dame Cänis die Gebühren festsetzen, und die Dame Cänis, das weiß jeder, gibt es nicht billig. Zehn Tage sind eine kurze Zeit. »Du mußt dich gut daranhalten, mein Jude«, sagte er, und: »Gürte dich! Das Blei aus den Schuhen!« spornte er ihn lächelnd mit dem Zuruf an die Läufer der sportlichen Spiele.

Das Mädchen Dorion hörte sich die Überlegungen der beiden mit an. Ihre meerfarbenen Augen gingen von einem zum andern. »Es soll ihm nicht leichter gemacht werden als mir«, sagte sie. »Ich bitte Sie sehr, Prinz Titus, unparteiisch zu bleiben und weder für noch gegen ihn einzugreifen.«

Josef ging zu Claudius Regin. In zehn Tagen das Bürgerrecht zu erwerben, wenn das überhaupt jemand möglich machen konnte, dann war es er. Claudius Regin ist in Alexandrien noch leiser geworden, noch unscheinbarer, noch verwahrloster. Nicht viele wissen um die Rolle, die er spielt. Aber Josef weiß darum. Er weiß, daß dieser Regin die Ursache ist, wenn jetzt zum Beispiel die Herren der jüdischen Gemeinde mit sehr andern Blicken auf die Westjuden schauen als früher. Er weiß, daß diesem Regin, wenn kein anderer mehr helfen kann, immer noch ein letzter Trick einfällt. Mit wie schlichten Mitteln etwa hat er bewirkt, daß Vespasian, seit der Salzfischsteuer in Alexandrien überaus unpopulär, plötzlich von neuem zum Liebling des Volkes wurde. Er hat den Kaiser einfach Wunder tun lassen. Wunder waren im Osten immer geeignet, den Täter beliebt zu machen, aber erst dieser Mann aus dem Westen mußte kommen, ehe man das alterprobte Mittel anwandte. Josef war selbst zugegen, wie der Kaiser einen stadtbekann ten Lahmen gehen machte und einem Blinden die Sehkraft wiedergab, indem er ihnen die Hand auflegte. Seither ist Josef noch unbehaglicher überzeugt von den Fähigkeiten Regins.

Fett, schmuddelig, aus schläfrigen Augen von der Seite her blinzelnd, hörte der Verleger zu, wie Josef ihm ein wenig steif und behindert auseinandersetzte, er müsse das Bürgerrecht haben. Er schwieg eine Weile, als Josef zu Ende war. Dann, mißbilligend, meinte er, Josef habe immer so kostspielige Bedürfnisse. Die Einkünfte aus der Verleihung des Bürgerrechts seien eine der wichtigsten Einnahmequellen der Provinz. Man müsse, schon um das Bürgerrecht nicht zu entwerten, sparsam damit umgehen und die Gebühren hoch halten. Josef, hartnäckig, erwiderte: »Ich muß das Bürgerrecht rasch haben.« — »Wie rasch?« fragte Regin. »In neun Tagen«, sagte Josef. Regin saß faul in seinem Sessel, seine Hände baumelten feist von der Lehne. »Ich brauche das Bürgerrecht, weil ich heiraten will«, sagte verbissen Josef. »Wen?« fragte Regin. »Dorion Fabulla, die Tochter des Malers«, sagte Josef. Regin wiegte den Kopf ablehnend: »Eine Ägypterin. Und gleich heiraten. Und das Bürgerrecht muß es auch sein.« Josef saß da, hochmütig, mit zugesperrtem Gesicht. »Erst haben Sie den Psalm des Weltbürgers geschrieben«, dachte Regin laut nach, »das war gut. Dann haben Sie sich mit sehr heftigen Mitteln Ihren Priestergürtel zurückgeholt, das war besser. Jetzt wollen Sie ihn wieder hinwerfen. Sie sind ein stürmischer junger Herr«, konstatierte er. »Ich will diese Frau haben«, sagte Josef. »Sie müssen immer von allem haben«, tadelte mit seiner fettigen Stimme Regin. »Sie wollen immer alles zugleich, Judäa *und* die Welt, Bücher *und* Festungen, das Gesetz *und* die Lust. Ich mache Sie höflich darauf aufmerksam, daß man sehr zahlungskräftig sein muß, um für das alles zahlen zu können.« — »Ich will diese Frau haben«, beharrte eng, wild und töricht Josef. Er wurde dringlich. »Helfen Sie mir, Claudius Regin. Schaffen Sie mir das Bürgerrecht. Ein wenig Dank sind auch Sie mir schuldig. Ist es nicht ein Segen für uns alle und für Sie besonders, daß dieser Mann der Kaiser ist? Habe ich nicht auch das Meine dazu getan? War ich ein falscher Prophet, als ich ihn den Adir nannte?«

Regin beschaute seine Handflächen, drehte die Hände um, beschaute wieder seine Handflächen. »Ein Segen für uns alle«, sagte er, »richtig. Ein anderer Kaiser hätte vielleicht mehr auf den Minister Talaß gehört als auf den alten Etrusk und mich. Aber glauben Sie«, und er packte Josef plötzlich mit einem überraschend scharfen Blick, »daß, weil er Kaiser ist, Jerusalem stehen bleiben wird?« — »Ich glaube es«, sagte Josef. »Ich glaube es nicht«, sagte müde Claudius Regin. »Wenn ich es glaubte, dann würde ich Ihnen nicht dazu helfen, diese Dame zu heiraten und Ihren Priestergürtel wegzugeben.« Den Josef überfröstelte es. »Der Kaiser ist kein Barbar«, wehrte er sich. »Der Kaiser ist ein Politiker«, erwiderte Claudius Regin. »Vermutlich haben Sie recht«, fuhr er fort, »vermutlich ist es wirklich ein Segen für uns alle, daß er der Kaiser ist. Vermutlich hat er wirklich den guten Willen, Jerusalem zu retten. Aber«, er winkte den Josef näher, er machte seine fettige Stimme ganz leise, schlau, geheimnisvoll, »ich will Ihnen einmal ganz im Vertrauen etwas sagen. Im Grund ist es gleichgültig, wer der Kaiser ist. Von zehn politischen Entscheidungen, die ein Mann treffen muß, sind ihm, er sei an welcher Stelle immer, neun durch die Umstände vorgeschrieben. Und je höher einer steht, um so beschränkter ist seine Entschlußfreiheit. Es ist eine Pyramide, der Kaiser ist die Spitze, und die ganze Pyramide dreht sich; aber es ist nicht er, der sie dreht, sie dreht sich von unten her. Es sieht aus, als handle der Kaiser freiwillig. Aber seine fünfzig Millionen Untertanen schreiben ihm seine Handlungen vor. Neun Handlungen von zehn müßte jeder andre Kaiser genau ebenso machen wie dieser Vespasian.«

Das hörte Josef nicht gern. Unwirsch fragte er: »Wollen Sie mir helfen, das Bürgerrecht zu erwirken?« Regin ließ ab von ihm, ein wenig enttäuscht. »Schade, daß Sie für ein ernsthaftes Männergespräch nicht zu haben sind«, meinte er. »Ich vermisse sehr Ihren Kollegen Justus von Tiberias.«

Im übrigen sagte er ihm zu, den Vespasian auf Josefs Angelegenheiten vorzubereiten.

Vespasian, nun seine Herrschaft gesichert schien und die Zeit seiner Abreise nach Italien näherrückte, sperrte sich gegen den Osten mehr und mehr zu. Er war ein großer, römischer Bauer, der von Rom aus römische Ordnung in die Welt bringen wird. Sein Boden hieß Italien, sein Gewissen Cänis. Er freute sich auf die Rückkehr. Er fühlte sich kräftig, stand gut auf seinen Beinen. Es ist von Rom nicht weit nach seinen satanischen Besitzungen. Bald wird er die gute satanische Erde riechen, seine Felder, seine Reben und Oliven beschauen.

Mehr als je sah jetzt der Kaiser auch in seinem Privatleben auf Ordnung. Pedantisch hielt er den festgesetzten Tagesplan ein. Jeden Montag, nach der Vorschrift des Arztes Hekatäus, fastete er. Dreimal in der Woche, Sonntag, Dienstag, Freitag, immer unmittelbar nach dem Essen, ließ er sich ein Mädchen kommen, jedesmal ein anderes. In den Stunden darauf pflegte er guter Laune zu sein. Die Dame Cänis verlangte für Audienzen, die sie auf diese Stunden legte, ansehnliche Provisionen.

Es war eine solche Stunde, und zwar an einem Freitag, zu der dem Josef durch Regin ein Empfang bei Vespasian erwirkt wurde. Dem Kaiser machte es Spaß, seinen Juden zu sehen; er liebte Züchtungsexperimente jeder Art. Er wird jetzt zum Beispiel versuchen, afrikanische Fasanen- und Flamingoarten, asiatische Zitronen- und Pflaumenspezialitäten auf seinen sabinischen Besitzungen fortzupflanzen. Warum soll er seinem Juden nicht das römische Bürgerrecht geben? Aber kräftig schwitzen soll der Junge darum. »Sie sind anspruchsvoll, Flavius Josephus«, tadelte er bedenklich. »Ihr Juden selber seid verdammt exklusiv. Wenn ich zum Beispiel die Absicht hätte, in euerm Tempel zu opfern, oder wenn ich nur hier in Alexandrien zur Vorlesung eurer Heiligen Schrift aufgerufen werden wollte, ihr würdet mir die größten Schwierigkeiten machen. Ich müßte mich zumindest beschneiden lassen und, Donner und Herakles!, was noch alles. Aber von mir verlangen Sie, daß ich Ihnen eins zwei drei das römische Bürgerrecht gebe. Glauben Sie, Ihre Verdienste um den Staat sind wirklich so groß?« — »Ich glaube«, erwiderte bescheiden Josef, »es ist ein Verdienst, als erster erklärt zu haben, daß Sie der Mann sind, dieses Reich zu retten.« — »Fuhrwerken Sie nicht etwas heftig herum, mein Jüdlein«, schmunzelte der Kaiser, »was Frauen anlangt? Was macht übrigens die Kleine? Ich habe ihren Namen vergessen.« Er suchte die aramäischen Worte zusammen: »Sei süß, meine Taube, sei zärtlich, mein Mädchen. Sie wissen schon. Hat sie ein Kind?« — »Ja«, sagte Josef. »Ist es ein Knabe?« — »Ja«, sagte Josef. »Vierzig Schläge«, schmunzelte der Kaiser. »Ihr Juden seid wirklich exklusiv. Ihr gebt es nicht billig.«

Er saß bequem, schaute sich seinen Juden an, der ehrfurchtsvoll vor ihm stand. »Sie haben eigentlich kein Recht«, sagte er, »sich auf Ihre frühere Leistung zu berufen. Man sagt mir, Sie huren weidlich herum. Folglich müssen Sie nach Ihrer eigenen Theorie Ihre ganze Begabung verloren haben.« Josef schwieg. »Wir wollen einmal sehen«, fuhr Vespasian fort und schnaufte vergnügt, »ob von Ihrer Prophetengabe noch was da ist. Los. Prophezeien Sie einmal, ob ich Ihnen das Bürgerrecht geben werde oder nicht.« Josef zögerte nur ganz kurz, dann neigte er sich tief: »Ich wende nur Vernunft an, nicht Prophetengabe, wenn ich glaube, daß ein weiser und guter Herrscher keinen Anlaß hat, mir das Bürgerrecht zu verweigern.« — »Du drückst dich um die Antwort, du Aal von einem Juden«, beharrte der Kaiser. Josef sah, was er gesagt hatte, genügte nicht. Er mußte Besseres finden. Er suchte krampfig, fand. »Jetzt«, setzte er an, »da alle erkannt haben, wer der Retter ist, ist meine frühere Sendung erfüllt. Ich habe eine neue Aufgabe.« Der Kaiser sah hoch. Josef, ihn aus seinen heißen, dringlichen Augen anschauend, fuhr fort, kühn, mit jähem Entschluß: »Es ist mir auferlegt, nicht mehr die Zukunft, sondern das Vergangene für immer gegenwärtig zu machen.« Er schloß entschieden: »Ich will ein Buch schreiben über die Taten des Vespasian in Judäa.«

Vespasian richtete überrascht den harten, klaren Blick auf den Bittsteller. Rückte nah an ihn heran, blies ihm seinen Atem ins Gesicht. »Hm, das ist keine schlechte Idee, mein Junge. Ich habe mir meinen Homer freilich anders vorgestellt.« Josef, den Handrücken an der Stirn, sagte demütig, doch voll Zuversicht: »Es wird kein unwürdiges Buch sein.« Er sah, daß den Kaiser der Gedanke reizte. Ungestüm trieb er weiter. Riß sich die Brust auf, beschwor ihn: »Geben Sie mir das Bürgerrecht. Es wäre eine große, tiefe Gnade, für die ich der Majestät auf den Knien meines Herzens Danklieder singen wollte bis an mein Ende.« Und, sich ganz öffnend, mit einer wilden und demütigen Vertraulichkeit flehte er: »Ich muß diese Frau haben. Alles mißlingt mir, wenn ich sie nicht habe. Ich kann nicht ans Werk gehen. Ich kann nicht leben.«

Der Kaiser lachte. Nicht ohne Wohlwollen erwiderte er: »Sie gehen stürmisch vor, mein Jude. Sie betreiben Ihre Dinge intensiv, das habe ich schon gemerkt. Aufrührer, Soldat, Schreiber, Agitator, Priester, Büßer, Hurer, Prophet: was Sie machen, das machen Sie ganz. Sagen Sie übrigens, wie ist das? Schikken Sie wenigstens der Kleinen in Galiläa reichlich Geld? Daß Sie sich da nicht drücken, mein Jude. Ich will nicht, daß mein Sohn hungert.«

Josef verlor seine Demut. Herausfordernd und töricht erwiderte er: »Ich bin nicht geizig.« Vespasian machte die Augen eng. Josef fürchtete, im nächsten Augenblick werde er wüst losbrechen, aber er hielt ihm stand. Doch schon hatte sich der Kaiser wieder in der Gewalt. »Du bist nicht geizig, mein Junge ? Das ist ein Fehler«, tadelte er väterlich. »Ein Fehler, der sich sogleich rächen wird. Ich bin nämlich geizig. Ich hatte die Absicht, von dir für das Bürgerrecht hunderttausend Sesterzien zu verlangen. Jetzt zahlst du mir diese hunderttausend, und außerdem schickst du fünfzigtausend an die Kleine nach Cäsarea.« — »Soviel Geld kann ich nie auftreiben«, sagte Josef schlaff.

Vespasian kam auf ihn zu. »Sie wollten doch ein Buch schreiben. Ein vielversprechendes Buch. Verpfänden Sie das Buch«, riet er.

Josef stand mutlos. Vespasian gab ihm einen kleinen Klaps, schmunzelte: »Das Herz hoch, mein Jude. In sechs oder sieben Jahren lassen wir uns den Jungen aus Cäsarea nach Rom schicken und schauen ihn uns an. Wenn er mir ähnlich sieht, dann kriegst du deine fünfzigtausend zurück.«

Josef hatte sich um Geld nie große Sorgen gemacht. Seine Terrains in der Neustadt von Jerusalem hatten freilich die Makkabi-Leute konfisziert; aber wenn die Römer der Unruhen Herr geworden sind, wird man sie ihm zurückgeben. Vorläufig lebte er von dem Gehalt, das er als Dolmetsch und Beamter des Kaiserlichen Sekretariats bezog. Einen Teil dieses Gehalts ließ er Mara überweisen. Er konnte, da er fast immer Gast des Titus war, in Alexandrien auch ohne viel Geld weit und behaglich leben. Aber aus eigenen Mitteln die hundertfünfzigtausend Sesterzien aufzubringen, die der Kaiser von ihm verlangte, daran war nicht zu denken.

Er hätte vielleicht das Geld bei den großen Herren der jüdischen Gemeinde ausleihen können, aber er fürchtete das Gerede, die wüsten, pathetischen Beschimpfungen der Makkabi-Leute, den hurtigen, gemeinen Witz der Weißbeschuhten. Seine rasche Phantasie sah bereits an den Mauern der Häuser Zeichnungen, die ihn mit dem Mädchen Dorion auf schmutzige Art verknüpften. Nein, er mußte einen andern Weg suchen.

Nach einer Nacht voll bitterer Gedanken nahm er es auf sich, zu Claudius Regin zu gehen. Der Verleger wiegte den Kopf. »Ich kann mir nicht denken«, bohrte er hartnäckig, »daß Ihr Herz noch an den Bestand des Tempels glaubt. Sonst würden Sie Ihren Priestergürtel nicht wegwerfen.« Josef erwiderte: »Mein Herz glaubt an den Bestand des Tempels, und mein Herz begehrt nach der Ägypterin.« — »Ich war sechsmal in Judäa«, sagte Regin. »Ich war sechsmal im Tempel, natürlich nur im Vorhof der Nichtjuden, und stand vor dem Tor, das Unbeschnittene nicht durchschreiten dürfen. Ich bin kein Jude, aber ich wäre gern ein siebentes Mal vor diesem Tor gestanden.« — »Sie werden dort stehen«, sagte Josef. »Ich vielleicht«, grinste fatal Regin. »Aber ob dann das Tor noch steht?« — »Wollen Sie mir die hundertfünfzigtausend Sesterzien geben?« fragte Josef. Regin schaute ihn mit seinem unangenehm verhängten Blick auf und ab. »Fahren Sie mit mir hinaus vor die Stadt«, schlug er vor. »Dort will ich es mir überlegen.«

Die beiden Männer fuhren vor die Stadt. Regin entließ den Wagen, sie gingen zu Fuß weiter. Erst wußte Josef nicht, wo sie waren. Dann sah er ein Gehäuse aufragen, nicht groß, weiß, mit dreieckigem Giebel. Er war nie hier gewesen, aber er wußte von Bildern her, daß das das Grab des Propheten Jeremias war. Grell, kahl, beklemmend stand es auf dem öden Sandfeld in der weißen Sonne. Des Vormittags pflegten viele Wallfahrer das Grab des großen Mannes zu besuchen, der den Untergang des ersten Tempels geweissagt und so herzzerfressend beklagt hatte. Jetzt aber war es Nachmittag, und die beiden Männer waren allein. Gradewegs auf das Grabmal zu ging Regin, und Josef folgte ihm unbehaglich durch den Sand. Zwanzig Schritte vor dem Mal blieb Josef stehen; er durfte als Priester nicht weiter in die Nähe des Toten gehen. Regin aber ging weiter, und, angelangt, hockte er sich nieder auf die Erde, in der Stellung eines Trauernden. Josef stand seine zwanzig Schritte entfernt und wartete, was der andere tun oder sagen werde. Regin aber sagte nichts, er hockte da, der schwere Mann, in unbequemer Stellung, in Sand und weißem Staub, und er schaukelte ein wenig seinen feisten Oberkörper. Langsam begriff Josef, der Mann trauerte um Jerusalem und den Tempel. Wie der Prophet, der hier begraben lag, vor mehr als sechshundert Jahren, da der Tempel noch schimmerte und Judäa übermütig war, Unterwerfung gepredigt und jene Schriftrolle hatte verlesen lassen, voll der wildesten Trauer um die zerstörte Stadt, die doch noch in allem Glanze dastand, so hockte jetzt der große Finanzmann im Sand, ein Bündel Trauer und Nichts, in wortlosem Jammer um die Stadt und den Tempel. Die Sonne ging unter, es wurde empfindlich kalt, aber Regin blieb hocken. Josef stand und wartete. Er kniff die Lippen zusammen, er trat von einem Fuß auf den andern, er fror, er stand und wartete. Es war eine Frechheit von diesem Mann, daß er ihn zwang, mit anzusehen, wie er trauerte. Es sollte wohl eine Anklage sein. Josef lehnte sich auf gegen diese Anklage. Aber er stand hier um Geld, er durfte nicht reden. Allmählich kehrten sich seine Gedanken ab von dem Mann und dem Geld, und wider seinen Willen gingen durch sein Herz die Klagen, Beschwörungen, Verwünschungen des Propheten, der hier begraben lag, die wohlbekannten, immer wieder zitierten, die wildesten, peinvollsten, die jemals ein Mensch geklagt hatte. Der Frost wurde immer schärfer, seine Gedanken wurden immer bitterer, Frost und bittere Gedanken zerbrannten ihn und höhlten ihn ganz aus. Als endlich Regin sich erhob, war dem Josef, als müsse er seine Knochen einzeln weiterschleppen. Regin sagte noch immer nichts. Josef schlich hinter ihm her wie ein Hund, er war klein und verachtet vor dem andern und vor sich selber wie niemals in seinem Leben. Und als sie am Wagen angelangt waren und Regin ihn mit seiner gewöhnlichen, fettigen Stimme aufforderte, er solle mit in den Wagen steigen, lehnte er ab und ging allein die lange, staubige Straße zurück, bitter, peinvoll.

Anderen Tages bat ihn Regin um seinen Besuch. Der Verleger war wie stets von einer etwas groben Umgänglichkeit. »Sie haben lange nichts mehr geschrieben«, sagte er. »Ich höre von dem Kaiser, Sie denken an ein Buch über den Krieg in Judäa. Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Flavius Josephus. Widmen Sie das Buch mir.«

Josef sah hoch. Was Regin gesagt hatte, war die übliche Form eines Verlagsangebots, und so widerwärtig ihm der Mensch war, so schätzte er sein Urteil und war stolz auf diesen Antrag. Das Glück war mit ihm. Gott war mit ihm. Er war allen ein Ärgernis, dem Jochanan Ben Sakkai, dem Kaiser, dem Claudius Regin. Aber wenn es darauf ankam, glaubten sie an ihn und standen zu ihm.

»Ich will das Buch schreiben«, sagte er. »Ich danke Ihnen.«

»Das Geld steht zu Ihrer Verfügung«, sagte fettig, etwas unwirsch Claudius Regin.

Das Mädchen Dorion, nachdem sich erwies, Josef werde ihre Bedingung erfüllen, stand nun ihrerseits für ihren Entschluß ein, so lächerlich und unvorstellbar diese Ehe war. Mit gläserner Energie ging sie an die notwendigen Vorbereitungen der Heirat. Zunächst, und das war das schwerste, teilte sie ihrem Vater ihren Entschluß mit. Sie tat das in einem nebensächlichen, etwas albernen Ton, als ob sie sich über sich selber lustig machte. Der Maler Fabull schien den kleinen Teil einer Sekunde nicht zu begreifen. Dann begriff er. Seine Augen traten beängstigend rund aus seinem strengen Gesicht; aber er blieb sitzen, er preßte den Mund zu, daß er ganz dünn wurde. Dorion kannte ihn, sie hatte nicht erwartet, daß er schimpfen oder fluchen werde, aber sie hatte geglaubt, er werde irgendeine harte, höhnische Anmerkung machen. Daß er nun so dasaß, schweigend, mit dem ganz dünnen Mund, das war schlimmer, als sie erwartet hatte. Sie ging aus dem Haus, sehr schnell, es war geradezu eine Flucht, sie nahm nur ihre Katze Immutfru mit, sie ging zu Josef.

Still und hochfahrend ließ sie die Formalitäten des Übertritts und der Trauung über sich ergehen. Begnügte sich, mit ihrer dünnen Kinderstimme ja und nein zu sagen, wo es nötig war. Der Kaiser hatte nicht übel Lust gezeigt, die Hochzeit seines Juden mit der Ägypterin wieder so groß aufzuziehen wie seinerzeit die mit Mara. Auch Titus hätte dem Josef gern eine prunkvolle Hochzeit ausgerichtet. Aber Josef wehrte ab. Still und ohne Aufsehen schlossen sie sich in das kleine, hübsche Haus in Canopus ein, das Titus für die Zeit seines Alexandriner Aufenthalts ihnen überließ. Sie gingen in das Obergeschoß des Hauses. Das war wie ein Zelt eingerichtet, und in diesem Zelt lagen sie, als sie zum erstenmal beisammenlagen. Josef spürte sehr stark, daß es Sünde war, als er bei dieser Frau lag. »Du sollst dich nicht mit ihnen vergatten.« Aber die Sünde war leicht und schmeckte sehr gut. Die Haut der Frau duftete wie Sandelholz, ihr Atem roch wie die Luft Galiläas im Frühling. Aber seltsamerweise wußte Josef nicht, wie sie hieß. Er lag mit geschlossenen Augen und konnte nicht daraufkommen. Mit Mühe öffnete er die Augen. Sie lag da, lang, schlank, gelbbraun, durch einen kleinen Spalt der Lider schauten ihre meerfarbenen Augen. Er liebte ihre Augen, ihre Brüste, ihren Schoß, den Atem, der aus ihrem halboffenen Munde kam, das ganze Mädchen, aber er konnte nicht auf ihren Namen kommen. Die Decke war leicht, die Nacht war kühl, ihre Haut war glatt und nicht heiß. Er streichelte sie sehr leise, seine Hände waren in Alexandrien weich und glatt geworden, und da er nicht wußte, wie sie hieß, flüsterte er Koseworte in ihren Leib, hebräisch, griechisch, aramäisch: meine Liebe, meine Schäferin, meine Braut, Janiki.

Von unten kam leise, kehlig, gleichmäßig der Singsang ihrer ägyptischen Diener, wenige Töne, immer das gleiche. Denn diese Menschen brauchten nicht viel Schlaf, und sie hockten oft wach in den Nächten und wurden nicht müd, ihre paar Lieder zu singen. Sie sangen: O mein Geliebter, es ist süß, zum Teich zu gehen und vor dir zu baden. Laß mich dir meine Schönheit zeigen, mein Hemd von feinstem Königsleinen, wenn es feucht ist und dem Körper anliegt.

Josef lag still, neben ihm lag die Frau, und er dachte: Die Ägypter zwangen uns, ihnen Städte zu errichten, die Städte Piton und Ramses. Die Ägypter zwangen uns, unsere Erstgeborenen lebendig in die Häusermauern einzubauen. Aber dann holte die Tochter des Pharao den Moses aus dem Nilfluß, und als wir aus Ägypten auszogen, da sprangen die Kinder aus den Mauern heraus und waren lebendig. Und er streichelte die Haut der Ägypterin.

Dorion küßte die Narben auf seinem Rücken und auf seiner Brust. Er war ein Mann und voll Kraft, aber seine Haut war glatt wie die eines Mädchens. Vielleicht kann man die Narben wegheilen, daß sie unsichtbar werden; viele lassen solche Narben wegheilen, nach dem Rezept des Scribon Larg. Aber sie will nicht, daß er sich diese Narben wegheilen lasse. Er darf es nicht, niemals. Er hat sich die Narben für sie geholt, süße Narben sind eine Auszeichnung für sie, er muß sie behalten.

Sie ließen niemand zu sich, keinen Diener, niemand, den ganzen Tag nicht. Sie wuschen ihre Haut nicht, daß einer nicht des Geruchs des andern verlustig gehe, sie aßen nichts, daß einer nicht des Geschmacks des andern verlustig gehe. Sie liebten sich, es gab nichts auf der Welt außer ihnen. Was außer ihrer Haut war, war nicht in der Welt.

In der nächsten Nacht, vor dem Morgen, lagen sie wach, und alles war sehr verändert. Josef wog ab. Dorion stand auf den hassenswerten Bildern ihres Vaters mit ihrem tellerlekkenden, milchstehlenden Gott, und sie war ganz fremd. Mara war Wegwurf, Mara war das Ausgespiene des Römers, aber sie war nicht fremd, nie. Sie hat ihm einen Sohn geboren, einen Bastard freilich. Aber wenn man Mara umarmte, dann umarmte man ein pochendes Herz. Und was umarmt man, wenn man diese Ägypterin umarmt?

Dorion lag, den vorspringenden, begehrlichen Mund halb offen; zwischen ihren ebenmäßigen Zähnen kam frisch und leicht der Atem heraus. Von unten, leise, stieg der gleichförmige, kehlige Singsang der ägyptischen Diener. Jetzt sangen sie: Wenn ich meine Geliebte küsse und ihre Lippen sind offen, dann wird mein Herz fröhlich auch ohne Wein. Manchmal, mechanisch, summte Dorion mit. Was alles hat sie diesem Mann geopfert, einem Juden, und großen Dank, Götter, es ist sehr gut. Sie hat sich kaufen lassen nach dem höchst lächerlichen und höchst verächtlichen jüdischen Recht, und großen Dank, Götter, es ist sehr gut. Sie hat ihren Vater verleugnet, den ersten Künstler der Epoche, um eines Mannes willen, der stumpf und blind ist und ein Bild nicht von einem Tisch unterscheiden kann, und großen Dank, Götter, es ist sehr gut. Sie hat dem albernen Jerusalemer Dämon zugeschworen, in dessen Allerheiligstem ein Eselskopf verehrt wird oder vielleicht, was noch schlimmer ist, gar nichts, und wenn sie von diesem Mann verlangen würde, er möge ihrem lieben, kleinen Gott Immutfru opfern, dann würde er einfach lachen, und doch, großen Dank, Götter, es ist sehr gut.

Josef sah sie daliegen, nackt und in der Haltung eines ganz kleinen Mädchens, und ihr gelbbraunes Gesicht war schlaff von den Anstrengungen der Liebe. Sie war blaß, ihr Leib war kalt, ihre Augen waren meerfarben, und sie war sehr fremd.

Ein strahlender Mittag kam. Sie hatten einige Stunden geschlafen, sie waren frisch, sie sahen sich an, sie gefielen einander, und sie waren sehr hungrig. Sie frühstückten stark, derbe Gerichte, die die Diener ihnen nach ihrem eigenen Geschmack bereiten mußten, einen Mehl- und Linsenbrei, eine Pastete aus verdächtigem Schabefleisch, dazu tranken sie Bier. Sie waren vergnügt, einverstanden mit sich und ihrem Schicksal.

Am Nachmittag durchstöberten sie das ganze Haus. Unter den Sachen des Josef fand Dorion ein paar merkwürdige Würfel mit hebräischen Buchstaben. Josef wurde nachdenklich, als sie ihm die Würfel zeigte. Er sagte, das sei ein glückbringendes Amulett, aber jetzt, da er sie habe, brauche er dieses Amulett nicht. Im stillen beschloß er, nie mehr mit falschen Würfeln zu spielen. Noch um Dorion hatte er im Grund mit falschen Würfeln gespielt, denn hatte er sie nicht glauben lassen, er habe ihrethalben die Geißelung auf sich genommen? Lachend, vor ihren Augen, warf er die Würfel ins Meer. Vespasian hatte seinen Sohn sehr scharf beobachtet, auch die Dame Cänis hielt ihn gut im Auge. Viele Zungen und Hände arbeiteten daran, den Jungen an Stelle des Alten zu schieben. Der Junge hatte Mut und Besonnenheit, seine Truppen hingen an ihm. Auch zerrte an ihm unablässig diese hysterische, jüdische Prinzessin, deren Fanatismus sich von dem jungen, tollverliebten Prinzen viel mehr für Judäa versprach als von dem kalten Vespasian. Der Kaiser sah das alles sehr gut. Er fand es richtig, die Dinge beim Namen zu nennen. Oft zog er seinen Jungen auf, berechnete, wie lange der wohl noch werde warten müssen. Oft auch kam es zu scharfen Auseinandersetzungen. Titus, darauf hinweisend, welch weite Vollmachten sein Bruder, das Früchtchen Domitian, in Rom habe, bestand darauf, seinesteils hier im Osten mehr Befugnisse zu bekommen. Es war ein frischer, barscher Ton zwischen den beiden. Knarrig, witzig, väterlich warnte Vespasian den Sohn vor der Jüdin. Antonius, als er bei der Ägypterin verhurte und verkam, habe wenigstens zuvor Rom erobert; er, Titus, habe bislang nur ein paar Bergnester in Galiläa erobert und also noch nicht den Anspruch, sich bei östlichen Damen zu verliegen. Titus schlug zurück. Erklärte, die Neigung zu östlichen Damen sei ihm nicht plötzlich angeflogen, sie stecke im Blut. Er erinnerte den Vater an Mara. Vespasian freute sich schallend. Richtig, Mara hatte das Luder geheißen. Jetzt hatte er ja den Namen. Er hatte ihn vollkommen vergessen, und sein Jude Josef, der Hund, als unlängst die Rede darauf kam, habe ihn vergeblich zappeln lassen.

Im übrigen verließ er sich auf des Sohnes Klugheit. Der wird nicht so dumm sein, jetzt mit zweifelhafter Chance nach der Macht zu langen, die ihm in einigen Jahren mit Bestimmtheit als reife Frucht zufallen muß. Er liebte seinen Sohn, er wollte die Dynastie sichern, er beschloß, seinem Sohne Ruhm zu schaffen. Er selber hat das Schwierigste in Judäa bewältigt. Er wird Titus den glänzenderen Rest der Aufgabe übertragen.

Wieder aber ließ er seine Umgebung peinvoll warten, ehe er mit seinem Entschluß herauskam. Der alexandrinische Winter zog sich hin. Mit dem Ende des Winters mußte man die Operationen in Judäa neu aufnehmen, wenn man dort nicht bedenk liche Rückschläge riskieren wollte. Wird der Kaiser selber den Feldzug beenden, oder wen wird er beauftragen? Warum zögerte er?

Um diese Zeit wurde Josef vor den Kaiser gerufen. Vespasian hänselte ihn zunächst auf seine gewohnte Art. »Ihre Ehe ist offenbar glücklich, mein Jude«, sagte er. »Sie sehen stark abgerackert aus, und mir scheint, Ihre Magerkeit rührt nicht grade von innerer Schau und Ekstase her.« Er behielt den hänselnden Ton bei, aber Josef spürte die ernsthafte Erwartung durch. »Sie müssen trotzdem«, fuhr er fort, »wieder einmal Ihre innere Stimme bemühen. Vorausgesetzt, daß es noch Ihr Plan ist, die judäischen Dinge zu beschreiben. Diese Dinge werden nämlich in den nächsten Monaten bereinigt werden. Ich werde aber die endgültige Erledigung eures Aufruhrs meinem Sohne Titus überlassen. Es steht bei Ihnen, ob Sie in einiger Zeit mit mir nach Rom oder jetzt mit Titus vor Jerusalem gehen wollen.«

Dem Josef hob sich die Brust. Die Entscheidung, auf die man mit so quälender Spannung wartete, der Alte teilte sie ihm als erstem mit. Gleichzeitig aber spürte er scharf und peinvoll, wie hart die Entscheidung war, vor die der Kaiser ihn stellte. Soll er nach Judäa gehen, das mit ansehen, was er am Grabmal des Jeremias vorgeschmeckt hat? Soll er in seine Augen aufnehmen die Bitterkeit des Untergangs seiner Stadt? Der Mann vor ihm hat seine Augen wieder so verflucht hart und eng gemacht. Er weiß, daß es eine bittere Entscheidung ist, er prüft ihn, er wartet.

Es ist eine innere Fessel, die ihn an diesen Römer bindet, seitdem er ihn zum erstenmal sah. Wenn er nach Rom geht, dann wird diese Fessel fester werden, der Mann wird auf ihn hören, und er wird steigen und viel erreichen. Es ist eine Fessel, die ihn an die Ägypterin bindet. Glatt und braun ist ihre Haut, ihre Hände sind dünn und braun, seine Haut begehrt nach ihnen. Er ist eifersüchtig, wenn sie mit ihren dünnen braunen Händen die Katze Immutfru streichelt. Eines Tages wird er sich nicht bezähmen können und wird ihren Gott Immutfru umbringen, nicht aus Haß gegen die Abgötterei, sondern aus Eifersucht. Er muß fort von der Ägypterin. Er kommt herunter, wenn er noch länger bei ihr liegt. Schon ist sein inneres Auge fast blind, und die Haut seines Herzens ist stumpf und kann nichts mehr tasten vom Geist. Er muß fort von diesem Mann, denn wenn er weiter mit ihm zusammen ist, dann wird er mehr und mehr nach Macht begehren. Und Macht verdummt, und die innere Stimme schweigt.

Süß ist die Macht. Die Füße heben sich wie von selbst, wenn man Macht hat. Die Erde wird einem leicht, und der Atem geht einem tief und gut aus der Brust. Glatt und braun ist die Haut Dorions. Ihre Glieder sind lang und locker und doch wie eines kleinen Mädchens, und die Sünde mit ihr ist leicht und wohlschmeckend. Wenn er nach Rom geht, werden seine Tage gut sein, denn er wird den Kaiser haben, und seine Nächte gut, denn er wird Dorion haben. Aber wenn er nach Rom geht, dann wird er nichts sehen vom Untergang der Stadt, und sein Land und das Haus Gottes wird untergehen, ungeschrieben, es wird für immer versinken, und keiner von den Späteren wird seinen Untergang sehen.

Er ist plötzlich ganz ausgefüllt von einer Ungeheuern Begier nach Judäa. Er hat eine irrsinnige Sehnsucht, dabeizusein, seine Augen und sein Herz ganz damit auszufüllen, wie die weiß und goldene Pracht des Tempels dem Erdboden gleichgemacht wird, wie die Priester geschleift werden an ihren Haaren, und die blaue Heiligkeit ihrer herrlichen Gewänder wird ihnen abgerissen, und die goldene Traube über dem Tor in das Innere zerschmilzt und tröpfelt in einen Sumpf von Blut und Glitsch und Kot. Und sein ganzes Volk zusammen mit seinem Tempel sackt hin in Rauch und wüster Metzelei, ein Brandopfer für den Herrn.

In seine gehetzten Gesichte hinein hört er die knarrende Stimme des Kaisers. »Ich warte auf Ihre Entscheidung, Flavius Josephus.«

Josef führt die Hand an die Stirn, verneigt sich tief, auf jüdische Art. Erwidert: »Wenn der Kaiser es erlaubt, will ich mit eigenen Augen die Vollendung der Aktion ansehen, die der Kaiser begonnen hat.«

Der Kaiser lächelt dünn, resigniert und böse; er sieht mit einemmal sehr alt aus. Er hängt an seinem Juden, er hat dem Juden manches Gute getan. Jetzt hat sich der Jude für seinen Sohn entschieden. Je nun, sein Sohn Titus ist jung, und er hat noch zehn Jahre zu leben, oder vielleicht auch nur fünf, und wenn es hoch kommt, fünfzehn.

Dorion lebte still für sich in der kleinen Villa in Canopus, die Titus ihnen überlassen hatte. Es war ein herrlicher Winter, sie genoß mit Haut und Herz die Frische der Luft. Der Gott Immutfru vertrug sich mit ihrem Sperber, und der Hauspfau stelzte majestätisch durch die kleinen Räume. Dorion war glücklich. Früher hatte sie viele Menschen um sich sehen müssen; der Ehrgeiz ihres Vaters hatte auch sie gepackt, sie hatte glänzen müssen, schwatzen, bewundert werden. Jetzt wurde ihr schon die seltene Gesellschaft des Titus zur Last, und ihr ganzer Ehrgeiz hieß Josef.

Wie schön war er. Wie heiß und lebendig waren seine Augen, wie zart und kräftig seine Hände, wie wild und süß sein Atem, und er war der klügste der Menschen. Sie erzählte von ihm ihren Tieren. Mit ihrer dünnen Stimme, die nicht viel schöner war als die Stimme ihres Pfaus, sang sie ihnen die alten Liebeslieder vor, die sie von ihrer Bonne gelernt hatte. »O streichle meine Schenkel, mein Geliebter! Die Liebe zu dir füllt jeden Zoll meines Leibes an, wie Salböl sich mit der Haut vermengt.« Sie bat Josef immer von neuem, ihr die Strophen des Hohenlieds herzusagen, und wenn sie sie auswendig kannte, dann mußte er ihr die hebräischen Urworte sagen, und sie plapperte sie nach, glücklich, mit ungelenker Zunge. Die Tage, so kurz sie waren, waren ihr zu lang, und die Nächte, so lang sie waren, waren ihr zu kurz.

Es wird schwer sein, überlegte Josef, es ihr beizubringen, daß ich nach Hause gehe und sie hier zurücklasse. Es wird ein sehr böser Schnitt sein auch für mich, aber ich will diesen Schnitt gleich machen und nicht zögern.

Als er es ihr sagte, begriff sie zuerst nicht. Als sie begriff, erblaßte sie, ganz langsam, wie das ihre Art war, erst um den Mund herum, und dann stieg die Blässe in die Wangen und über die Stirn. Dann fiel sie vornüber, leicht, merkwürdig langsam und lautlos.

Als sie wieder zu sich kam, saß er bei ihr und redete behutsam auf sie ein. Sie schaute ihn an, ihre meerfarbenen Augen waren wirr und verwildert. Dann warf sie auf häßliche Art die Lippen hoch und gab ihm alle Schimpfworte, die sie kannte, die wüstesten, ägyptische, griechische, lateinische, aramäische. Sohn eines stinkenden Leibeigenen war er und einer aussätzigen Hure. Aus allem Aas der Welt war er gemacht, die acht Winde hatten den Auswurf der Erde zusammengeweht, damit er daraus wachse. Josef sah sie an. Sie war häßlich, wie sie so dahockte, verwüstet, und mit ihrer scheppernden Stimme gegen ihn loskeifte. Aber er verstand das gut, er war voll Mitleid mit sich und mit ihr, und er liebte sie sehr. Dann plötzlich schlug sie um, sie liebkoste ihn, ihr Gesicht war locker, weich und hilflos. Leise gab sie ihm alle kleinen Worte der Lust zurück, die er ihr gegeben hatte, bittend, schmeichelnd, voll Hingabe und Verzweiflung.

Josef sagte nichts. Mit sehr leichter Hand streichelte er sie, die schlaff an ihm lag. Dann, vorsichtig, von weit her, suchte er sich ihr klarzumachen. Nein, er wollte sie nicht verlieren. Es war hart, was er von ihr verlangte, daß sie, eine so Lebendige, dasitze und warte, aber er liebte sie und wollte sie nicht verlieren und verlangte es von ihr. Nein, er war nicht feig und wankelmütig, und auch nicht hölzern fühllos, wie sie ihn geschimpft hatte. Sehr wohl war er fähig, etwas so Kostbares wie sie zu sehen, zu greifen, zu schmecken, sich ganz damit anzufüllen. Sie zu lieben. Er werde ja nicht lange fortbleiben, ein Jahr höchstens.

»Das ist auf ewig«, unterbrach sie ihn.

Und daß er fortgehe, sprach er weiter, ernsthaft, dringlich, ihren Einwurf wegwischend, das geschehe für sie nicht weniger als für ihn selber. In ihre Augen stieg Spannung, Hoffnung und ein leises Mißtrauen. Sie immer streichelnd, sehr behutsam, setzte er ihr seinen Plan auseinander, ihn für sie umbiegend. Er glaubt an die Macht des Wortes, seines Wortes. Sein Wort wird die Kraft haben, etwas zu erlangen, wonach auch sie von innen her strebt. Ja, sein Buch wird ihr den Platz und Rang unter den Herrschenden verschaffen, um den ihr Vater sich sein Leben lang umsonst verzehrt hat. Heftig, doch schon leicht gelockt, wehrte sie ab. Leise, fanatisch sprach er ihr ins Ohr, in den Mund, in die Brust. Das Reich wird vom Osten ausgehen, dem Osten ist die Herrschaft bestimmt. Aber der Osten hat es zu plump angefangen bisher, zu grob, zu materiell. Die Herrschaft und die Macht, das ist nicht dasselbe. Der Osten wird die Welt bestimmen, doch nicht von außen her, sondern von innen. Durch das Wort, durch den Geist. Und sein Buch wird ein wichtiger Zeichenstein auf diesem Wege werden. »Dorion, mein Mädchen, meine Süße, meine Schäferin, siehst du nicht, daß das eine zweite, tiefere Gemeinschaft zwischen uns ist? Dein Vater stirbt fast daran, daß die Römer ihn nicht anders anschauen als ein seltenes Tier, einen Königsfasan oder einen weißen Elefanten. Ich, dein Mann, werde den Goldenen Ring des Zweiten Adels haben. Du, die Ägypterin, von den Römern verachtet, ich, der Jude, von Rom mit Mißtrauen, Scheu und halber Achtung angesehen, wir zusammen werden Rom erobern.«

Dorion hörte zu, sie hörte seine Worte mit dem Ohr und mit dem Herzen, sie sog sie in sich ein. Wie ein Kind hörte sie zu, sie hatte sich die Tränen weggewischt, sie schnupfte noch manchmal ein wenig auf, aber sie glaubte ihm, er war ja so klug, und seine Worte gingen ihr lieblich ein. Ihr Vater hatte sein Leben lang nur gemalt, das war gewiß etwas Großes, aber dieser da hatte sein Volk aufgewiegelt, er hatte Schlachten geschlagen, und dann hatte er selbst den Sieger überzeugt, daß der an ihm hing. Ihr Mann, ihr schöner, starker, kluger Mann, sein Reich geht von Jerusalem bis Rom, die Welt ist Wein für ihn, den er in seine Schale schöpft; alles, was er tut, ist richtig.

Josef streichelt sie, küßt sie. Sie schmeckt seinen Atem, seine Hände, seine Haut, und nachdem er sich mit ihr gemischt hat, ist sie vollends überzeugt. Sie seufzt glücklich, sie klammert sich an ihn, sie zieht sich zusammen, die Beine hoch wie das Kind im Mutterleib, sie schläft ein.

Josef liegt wach. Er hat sie leichter überzeugt, als er erwartet hat. Ihm wird es nicht so leicht. Vorsichtig löst er ihre Arme und ihren Kopf von sich. Sie knurrt ein wenig, aber sie schläft weiter.

Er liegt wach und denkt an sein Buch. Sein Buch steht vor ihm, groß, drohend, eine Last, eine Aufgabe, und dennoch beglückend. Das Wort des Vespasian vom Homer hat ihn getroffen. Er wird nicht der Homer des Vespasian werden, auch nicht des Titus. Er wird sein Volk singen, den großen Krieg seines Volkes.

Wenn wirklich Bitternis und Zerstörung sein wird, dann wird er der Mund dieser Bitternis und Zerstörung sein, aber schon glaubt er nicht mehr an Bitternis und Zerstörung, sondern an Freude und Bestand. Er selber wird den Frieden vermitteln zwischen Rom und Judäa, einen guten Frieden voll Ehre, Vernunft und Glück. Das Wort wird siegen. Das Wort verlangt, daß er jetzt nach Judäa geht. Er sah die schlafende Dorion. Er lächelte, strich ihr sehr zart über die Haut. Er liebte sie, aber er war weit fort von ihr.

Die Unterredung, in der Vespasian dem Titus seinen Entschluß mitteilte, ihn mit der Beendigung des Feldzugs in Judäa zu beauftragen, war barsch und herzlich. Vespasian nahm seinen Sohn um die Schulter, führte ihn auf und ab, sprach vertraulich, ein guter Familienvater, auf ihn ein. Die Vollmachten, die er ihm überließ, waren weit und erstreckten sich auf den ganzen Osten. Außerdem gab er ihm vier Legionen für Judäa mit statt der drei, mit denen er selber sich hatte begnügen müssen. Titus, voll dankbarer Freude, gab sich offenherzig. Er strebte wirklich nicht nach vorzeitiger Übernahme des Throns. Er war frei von den Machtgelüsten des Früchtchens, er hatte ein römisches Herz. Später einmal, nach einem glücklichen Alter Vespasians, das Reich gutgefügt und in Ordnung zu übernehmen, auf dieser Zuversicht ließ sich fest stehen, und er war kein Narr, sich von solchem Terrain in einen Sumpf zu begeben. Vespasian hörte ihm wohlgefällig zu, er glaubte ihm. Er schaute seinem Jungen ins Gesicht. Dieses Gesicht, sehr rotbraun im judäischen Sommer, war im alexandrinischen Winter weißer geworden, aber immer noch geeignet, der Armee und der Menge zu gefallen. Die Stirn nicht schlecht, das Kinn kurz, hart und soldatisch, nur die Wangen etwas zu weich. Und manchmal steigt in die Augen des Jungen etwas Wirres und Törichtes, was dem Vater gar nicht gefällt. Schon des Jungen Mutter, Domitilla, hat manchmal solche Augen gehabt; sie hat dann idiotische, hysterische Geschichten angestellt, und wahrscheinlich war es aus diesem Grund, daß der Ritter Capella, von dem Vespasian die Frau übernommen hat, sie seinerzeit hat loswerden wollen. Wie immer, dumm ist der Junge nicht, und mit dem Rest der judäischen Aufgabe wird er schon zurechtkommen, zumal da Vespasian ihm einen besonders klugen Generalstabschef mitgibt, den Tiber Alexander. Donner und Herakles!, alles wäre gut, wenn sich der Junge mehr an die östlichen Männer halten wollte als an die Weiber.

Behutsam, in dieser vertraulichen Stimmung, schneidet Vespasian das alte, leidige Thema wieder an: Berenike. »Ich kann verstehen«, beginnt er das freundschaftliche Männergespräch, »daß diese jüdische Dame im Bett Reize hat, die eine griechische oder römische Frau nicht mitbringt.« Titus zieht die Brauen hoch, er sieht jetzt wirklich aus wie ein Baby, er will etwas entgegnen, diese Äußerung kratzt ihn, aber er kann seinem Vater doch nicht sagen, daß er immer noch nicht mit der Jüdin geschlafen hat; der würde einen ganzen Katarakt von Hänseleien über ihn losprasseln lassen. Titus kneift also den langen Mund zusammen und schweigt. »Ich gebe zu«, fährt der Alte fort, »diese östlichen Menschen haben von ihren Göttern gewisse Fähigkeiten mitbekommen, die wir nicht haben. Aber glaube mir, es sind keine wichtigen Fähigkeiten.« Er legte seinem Jungen die Hand auf die Schulter, redete ihm gut zu. »Siehst du, die Götter des Ostens sind alt und schwach. Der unsichtbare Gott dieser Juden zum Beispiel, obwohl er seinen Gläubigen gute Bücher eingegeben hat, kann, wie man mir zuverlässig sagt, nur auf dem Wasser kämpfen. Er hat gegen den ägyptischen Pharao nichts vermocht, als daß er die Wasser über ihn zusammenschlagen ließ, und gleich zu Anfang seines Regiments wurde er mit den Menschen nicht anders fertig, als daß er eine große Flut über sie schickte. Zu Lande ist er schwach. Unsere Götter, mein Sohn, sind jung. Sie verlangen nicht so viele Gewissensskrupel wie die östlichen; sie sind weniger fein, sie begnügen sich mit ein paar Ochsen und Schweinen und einem kräftigen Manneswort. Ich rate dir, laß dich nicht zu tief ein mit den Juden. Es tut manchmal ganz gut, zu wissen, daß es auf der Welt noch was andres gibt als die Gedanken des Forums und des Palatins. Es schadet nichts, wenn du dir manchmal von jüdischen Propheten und jüdischen Weibern ein bißchen die Haut und das Herz kraulen läßt; aber glaub mir, mein Sohn, das römische Exerzierreglement und das politische Handbuch des Kaisers August sind Dinge, mit denen du im Leben besser bestehst als mit allen Heiligen Schriften des Ostens.«

Titus hörte sich das still mit an. Vieles, was der Alte sagte, war richtig. Aber er sah im Geist die Prinzessin Berenike die Stufen einer Terrasse hinaufschreiten, und vor ihrem Schritt verging alle römische Staatsweisheit in den Wind. Wenn sie sagte: Lassen Sie mir Zeit, mein Titus, bis wir in Judäa sein werden und bis ich judäischen Boden unter meinen Füßen spüre. Dann erst kann ich mir klarwerden, was ich tun darf und was nicht — wenn sie mit ihrer dunklen, beunruhigenden, leicht heisern Stimme dies sagte, dann kam kein römischer Sieger- und Kaiserwille dagegen an. Man mochte Herrschaft über die Welt haben und die Macht, die Legionen von einem Ende der Erde zum andern zu werfen: das Königtum dieser Frau war von vielen Müttern her legitimer, königlicher als eine solche feste, nüchterne Herrschaft. Sein Vater war ein alter Mann. Was im Grund aus den Worten dieses alten Mannes sprach, war Furcht. Die Furcht, ein Römer werde den inneren Anfechtungen des Ostens nicht gewachsen sein, seiner feineren Logik, seiner tieferen Moral. Aber Rom hat griechische Weisheit und griechisches Gefühl verdaut. Es war jetzt gebildet genug, auch jüdisches Gefühl und jüdische Weisheit ohne Gefahr schlucken zu können. Er jedenfalls, Titus, fühlte sich stark genug, beides zu vereinigen: östliche Dunkelheit und Tiefe und römisch grade, klare Herrenart.

Die Nachricht, Titus werde den judäischen Feldzug beendigen und der Kaiser in absehbarer Zeit nach Rom zurückkehren, erregte die Stadt Alexandrien. Die Weißbeschuhten atmeten auf. Sie freuten sich, den Kaiser loszuwerden und ihren stren gen Gouverneur Tiber Alexander dazu, und es war ihnen eine Genugtuung, daß nun endlich gegen das freche Judäa mit vier Legionen durchgegriffen werden wird. Das alte Hetzwort vom Juden Apella lebte wieder auf. Wo immer Juden sich zeigten, schallte es ihnen nach: Apella, Apella. Dann aber wurde es verdrängt von einem andern Hetzwort, einem kürzeren, schärferen, das sich rasch über die Stadt, über den Osten, über die Welt verbreitete. Der Weißbeschuhte Chäreas hatte es erfunden, jener junge Herr, den Josef einstmals mit seinem Schreibzeug niedergeschlagen hatte. Es waren die Initialen des Satzes: Hierosolyma est perdita, Jerusalem ist verloren. Hep, Hep, erklang es nun, wo Juden sich sehen ließen. Hep, Hep, schrien insbesondere die Kinder, und man verband das Wort mit dem andern, und durch die ganze Stadt johlte, schrillte es: Hep Apella, Hep Apella, Apella Hep.

Josef ließ sich das Geschrei nicht anfechten. Er, Berenike, Agrippa, der als Jude geborene Marschall Tiber Alexander waren die Hoffnung der Juden, und wieder, wo immer er erschien, begrüßte man ihn mit den Worten: Marin, Marin. Er strahlte Zuversicht. Er kannte den Titus. Es war unmöglich, daß der Marschall Tiber Alexander, von dessen Vater die schönsten Weihgeschenke des Tempels stammten, es zuließ, daß dieser Tempel zugrunde gehe. Es wird ein harter, kurzer Feldzug sein. Dann wird Jerusalem sich ergeben, das Land wird, gesäubert von den »Rächern Israels«, neu aufblühen. Er sieht sich selber schon als einen der ersten Männer, sei es der römischen Provinzialverwaltung, sei es der Jerusalemer Regierung.

Die Aufgabe freilich, die unmittelbar vor ihm liegt, ist schwer. Er will ein ehrlicher Mittler sein zwischen den Juden und den Römern. Beide Parteien werden ihm mißtrauen. Wenn die Römer eine Schlappe erleiden, wird man sie ihm in die Schuhe schieben; wenn es den Juden schlecht geht, wird er daran schuld sein. Aber wie immer, er wird ohne Bitterkeit bleiben und Augen und Herz ohne Bitterkeit offenhalten. »O Jahve, gib mir mehr Herz, die Vielfalt deiner Welt zu begreifen. O Jahve, gib mir mehr Stimme, die Größe deiner Welt zu bekennen.« Er wird sehen, wird spüren, und dieser Krieg, sein

Unsinn, sein Schrecken und seine Größe wird durch ihn von den Späteren weitergelebt werden.

Der ägyptische Winter war zu Ende, die Nilschwelle vorbei. Die Regengüsse, die das sumpfige Land gegen Pelusium schwer passierbar machten, hatten aufgehört, man konnte die Armee von Nikopolis aus nilaufwärts transportieren und sie dann auf der alten Wüstenstraße nach Judäa marschieren lassen.

Die Führer der alexandrinischen Juden gingen stolz her, in gemessener Haltung wie stets, mit ruhigen Gesichtern; aber innerlich waren sie voll Unrast. Sie waren selber mitbeteiligt an der Mobilisierung, sie machten gute Geschäfte an der Ausrüstung und der Verproviantierung der Armee. Auch waren sie voll Ingrimm gegen die Aufrührer in Judäa und billigten aus tiefstem Herzen, daß jetzt Rom den Fuß hob, um diese Aufrührer vollends zu zertreten. Aber wie leicht konnte der Tritt nicht nur die Aufrührer treffen, sondern auch die Stadt oder gar den Tempel. Jerusalem war die festeste Feste der Welt, die Aufrührer waren verblendet bis zur Selbstzerfleischung, und wenn eine Stadt mit Gewalt genommen werden muß, wo hört da die Gewalt auf, und wer kann der Gewalt gebieten aufzuhören?

Rom verhielt sich den alexandrinischen Juden gegenüber korrekt und wohlwollend. Gegen die Rebellen der Provinz Judäa wurde der Krieg geführt, nicht gegen die Juden im Reich. Wenn aber die Regierung diesen Unterschied machte, die Massen machten ihn nicht. Die Stadt Alexandrien mußte einen großen Teil ihrer Garnison für den Feldzug abgeben. Die Juden ließen es sich nicht merken, aber sie waren voll Sorge vor einem Pogrom, ähnlich dem vier Jahre zuvor.

Sie bestrebten sich um so mehr, dem Kaiser und seinem Sohn ihre Loyalität zu zeigen. Obwohl viele aus der Gemeinde finster schauten, gab der Großmeister Theodor Bar Daniel dem Prinzen Titus ein Bankett zum Abschied. Der Kaiser war da, Agrippa, Berenike, der Stabschef des Titus, Tiber Alexander. Auch Josef und Dorion waren eingeladen. Sie sahen ernst aus, von leuchtender Blässe, sehr gesammelt, und alle sahen auf sie.

Da lagen also diese hundert Menschen, Juden und Römer, beim Mahl, und sie feierten, daß nun morgen die Armee aufbrechen würde, verstärkt, vier Legionen stark jetzt, die Fünfte, die Zehnte, die Zwölfte, die Fünfzehnte, von Syrien her, von Ägypten her, um die freche jüdische Hauptstadt einzuschließen und für immer zu demütigen. »Deine Bestimmung, Römer, ist es, die Welt zu regieren, Unterwürfige schonend und niederkämpfend die Frechen.« So hatte der Dichter gesungen, als der Begründer der Monarchie das Reich fügte, und sein Wort wahr zu machen, waren sie nun entschlossen, Römer und Juden, es wahr zu machen durch Schwert und Schrift.

Das Festmahl dauerte nicht lange. Auf eine kurze Rede des Großmeisters erwiderte Titus. Er war in der Galauniform des Feldherrn, er sah gar nicht jungenhaft aus, seine Augen waren hart, kalt und klar, und alle sahen, wie ähnlich er seinem Vater war. Er sprach vom römischen Soldaten, von seiner Zucht, seiner Milde, seiner Härte, seiner Tradition. »Andere haben tiefer gedacht«, sagte er, »andere haben schöner gefühlt: uns haben die Götter gegeben, im rechten Augenblick das Rechte zu tun. Der Grieche hat seine Statue, der Jude hat sein Buch, wir haben unser Lager. Es ist fest und beweglich, es ersteht jeden Tag von neuem, eine kleine Stadt. Es ist der Schutz des Unterwürfigen, der dem Gesetz sich fügt, und der Schrekken des Frechen, der dem Gesetz trotzt. Ich verspreche Ihnen, mein Vater, ich verspreche Rom und der Welt, daß Rom in meinem Lager sein wird, das alte Rom, hart, wo es sein muß, und mild, wo es sein darf. Es wird kein leichter Krieg sein, aber es wird ein guter Krieg sein, geführt auf römische Art.« Es waren nicht nur Worte, die der junge General sprach, es war Sinn und Wesen seines Geschlechts, es war die Mannhaftigkeit selber, die da sprach, die Mannestugend, die die Bewohner jener kleinen Siedlung auf den Tiberhöhen zu den Herren Latiums, Italiens, des Erdkreises gemacht hatte.

Der Kaiser hörte vergnügt und beipflichtend seinem Sohne zu; leise, mechanisch strich er sein gichtisches Bein. Nein, die Jüdin wird diesen seinen Jungen nicht herumkriegen. Und er sah mit einem kleinen, innern Schmunzeln auf Berenike. Sie hörte zu, das dunkle, kühne Gesicht in die Hand geschmiegt, reglos. Sie war voll Trauer. Dieser Mensch hat sie jetzt völlig vergessen, hat sie ausgetilgt aus der letzten Falte seines Herzens. Er ist nichts als Soldat, er hat gelernt zu stechen, zu schießen, zu töten, niederzutreten. Es wird schwer sein, seine Hand aufzuhalten, wenn er sie einmal gehoben hat.

Es war sehr still in dem leuchtenden Saal, während der Prinz sprach. Der Maler Fabull war da. Das Gemälde der Prinzessin Berenike war fertig. Aber der Prinz wollte es nicht mitnehmen, und dies war eine große Bestätigung des Malers; denn das Bild, hatte der Prinz gesagt, ist so lebendig, daß es ihn immer beunruhigen wird, wenn es in seiner Nähe ist, und er hat jetzt einen Feldzug zu führen und kann solche Unruhe nicht brauchen. Der Maler Fabull war älter geworden, sein Kopf war noch strenger, aber sein Körper war weniger massig. Er starrte vor sich hin, blicklos, wie das seine Art war, aber diese Blicklosigkeit war Täuschung. Der Mann, der in diesen Wochen alt geworden war, sah sehr gut. Er sah die hundert Gesichter, die Römer, die Herren, die auszogen, um aufsässige Leibeigene zu züchtigen, und die Juden, die Gezüchtigten, die ihren Herren die Hand leckten. Der Maler Fabull war karg von Wort, ihm eignete nicht das Wort, aber er war ein Meister, er begriff ohne Wort, was hinter diesen Gesichtern vorging, mochten sie noch so zugesperrt sein. Er sah den Marschall Tiber Alexander, der kalt und elegant dasaß und der das in vollem Maß erreicht hatte, wonach er, Fabull, sein Leben lang vergeblich sich zerrieben hatte, und er sah, daß dieser harte, gescheite und mächtige Herr nicht glücklich war. Nein, keiner wohl von all diesen Juden war glücklich, nicht der König und nicht Claudius Regin und nicht der Großmeister. Glücklich und einverstanden mit sich und ihrem Schicksal waren nur die Römer. Sie waren nicht tief, Weisheit und Schönheit waren für sie kein Problem. Ihr Weg war grad und einfach. Es war eine harte Straße und sehr lang, aber sie hatten feste Beine und mutige Herzen: Sie gingen ihre Straße zu Ende. Die Juden und Ägypter und Griechen hier in der Halle taten recht daran, sie als die Herren zu feiern.

Er sah auch das Gesicht des Menschen, zu dem seine Toch ter gelaufen war, den Lumpen, den Hund, den Wegwurf, an den sie sich weggeworfen hatte. Aber siehe, es war keines Lumpen Gesicht, es war das Gesicht eines kämpfenden Mannes, der sich lange gestemmt hat gegen die Macht, der wissend geworden ist und sich fügt, der die Macht anerkennt, aber mit tausend listigen Vorbehalten, eines Kämpfers, der erkannt, aber sich nicht ergeben hat. Der Maler Fabull versteht nichts von Literatur, er will nichts davon wissen, er haßt sie, er ist voll von Erbitterung, daß Rom die Literaten gelten läßt, nicht aber die Künstler. Allein der Maler Fabull versteht etwas von Gesichtern. Er sieht Josef zuhören, während Titus spricht, und er weiß, dieser Mensch, der Beischläfer seiner Tochter, der Lump, der Hund, wird nun hingehen und wird Titus begleiten und wird zuschauen, wie seine Stadt untergeht, und wird es beschreiben. Er sieht das alles hinter dem Gesicht des Mannes. Und kurz nachdem Titus zu Ende ist, geht er hinüber zu Josef, ein bißchen zögernd, nicht so fest und gravitätisch wie sonst. Dorion sieht ihm entgegen, ängstlich, was nun geschehen wird. Aber es geschieht nichts. Der Maler Fabull sagt zu Josef, und seine Stimme ist nicht ganz so sicher wie sonst: »Ich wünsche Ihnen Glück, Flavius Josephus, zu dem Buch über den Krieg, das Sie schreiben sollen.«

Anderen Tages in Nikopolis steigt Josef auf das lange Schiff, das ihn nilaufwärts tragen wird. Der Kai ist voll von Soldaten, Kisten, Koffern, Gepäck. Nur wenig Zivilisten sind zugelassen, denn der Abschied hatte auf Anordnung der Heeresleitung bereits in Alexandrien stattgefunden. Nur einer hat sich’s nicht nehmen lassen, den Josef bis Nikopolis zu begleiten: Claudius Regin. »Machen Sie Ihr Herz und Ihre Augen weit auf, junger Herr«, sagt er, als Josef aufs Schiff steigt, »damit Ihr Buch auch etwas wird. Hundertfünfzigtausend Sesterzien sind ein unerhörter Vorschuß.«

Titus, unmittelbar bevor er das Schiff bestieg, gab Weisung, die feuertelegrafischen Posten, die Rom den Fall Jerusalems melden sollten und die Vespasian zurückgezogen hatte, von neuem zu beziehen.

Fünftes Buch

JERUSALEM

Vom 1. Nissan an zeigten sich auf den Straßen Judäas die Pilger, die nach Jerusalem hinaufzogen, um das Oster lamm am Altar Jahves zu schlachten und das Abendmahl in der heiligen Stadt zu halten. Bürgerkrieg war, die Straßen waren voll von Räubern und Soldaten, aber die Unbegreiflichen ließen sich ihre Passah-Wallfahrt nicht nehmen. Sie kamen, alle Männlichen über dreizehn Jahre, einzeln und in großen Zügen. Die meisten kamen zu Fuß, beschuht, mit Wanderstab, den Wasserschlauch und den hörnernen Behälter für die Wegzehrung um die Schulter. Manche kamen auf Eseln, auf Pferden, auf Kamelen, reiche Leute zu Wagen oder in Sänften. Ganz Reiche brachten Frau und Kinder mit.

Sie kamen von Babylon her auf der großen, breiten Königstraße. Sie kamen auf den vielen schlechten Feldwegen vom Süden her. Sie kamen auf den drei guten Heerstraßen der Römer. Knirschend passierten sie die Säulen des Gottes Merkur, die längs dieser Straßen errichtet waren, knirschend zahlten sie die hohen Weg- und Brückenzölle. Aber sogleich wieder hellten sie sich auf und zogen fröhlichen Gesichts weiter, wie das Gesetz es vorschrieb. Des Abends wuschen sie sich die Füße, salbten sich, sprachen den Segensspruch, freuten sich auf den Anblick des Tempels und der heiligen Stadt, auf den Genuß des Osterlammes, des fehllosen, männlichen, einjährigen.

Hinter den Wallfahrern her aber kamen die Römer. Vier ganze kriegsstarke Legionen, dazu die Kontingente der Vasallen, insgesamt an hunderttausend Mann. Am 23. April, dem

10. Nissan jüdischer Rechnung, brachen sie von Cäsarea auf, am 25. schlugen sie ihr Lager in Gabathsaul, dem nächsten größeren Ort vor Jerusalem.   Die Soldaten, in Reihen zu sechs Mann marschierend, nahmen die ganze Breite der Straße ein und drängten die Wallfahrer auf die Feldwege. Im übrigen behelligten sie die Pilger nicht. Nur wer die aufrührerische Binde mit dem Wort Makkabi trug, den packten sie. Die Wallfahrer überfröstelte es, als sie den Riesenwurm der Legionen gegen die Stadt vorkriechen sahen. Vielleicht auch zögerte der eine oder andere einen Augenblick, aber sie machten nicht kehrt, sie beschleu nigten, die Unbegreiflichen, ihren Schritt. Abgewandten Blikkes, scheu drängten sie vorwärts, zuletzt war es schon mehr eine Flucht. Und als am 14. Nissan, dem Tag vor dem Fest, dem Tag des Abendmahls, die letzten Wallfahrer die Stadt erreichten, da schlossen sich die Tore; denn hinter ihnen auf den Höhen erschienen bereits die Vorhuten der Römer.

Von jeher hatte es als eines der zehn Wunder gegolten, durch die Jahve sein Volk Israel auszeichnete, daß den Wallfahrern zum Passah der Raum Jerusalem nicht zu eng wurde. In diesem Jahr, eingezwängt in ihre Mauern, abgeschnürt von den Dörfern ringsum, die sonst Obdach bieten konnten, barst die Stadt von Menschen. Allein den Wallfahrern machte die Enge nichts aus. Sie füllten die riesigen Hallen und Höfe des Tempels, bewunderten die Herrlichkeit Jerusalems. Sie brachten Geld mit, sie drängten sich in den Basaren. Freundschaftlich rieben sie sich aneinander, machten gefällig einer dem andern Platz, feilschten gut gelaunt mit den Händlern, überbrachten ihren Bekannten Geschenke. In diesem Monat Nissan hat Jahve die Juden errettet aus der Hand der Ägypter. Sie schauten auf die anrückenden Römer mit Staunen und Neugier, doch ohne Angst. Sie spürten den heiligen Boden unter ihren Füßen. Sie waren geborgen, sie waren glücklich.

Titus und die Herren seiner Suite hielten auf der Höhe des Hügels Schönblick. Zu ihren Füßen, besonnt, von tiefen Schluchten durchfurcht, lag die Stadt.

Der Prinz, nun er sein berühmtes, aufsässiges Jerusalem zum erstenmal erblickte, schmeckte die Schönheit der Stadt ganz aus. Da schaute sie zu ihm herauf, weiß, frech auf ihren kühnen Hügeln. Weit und leer liegt die weite Landschaft hinter ihr, die vielen kahlen Gipfel, die Zedern- und Pinienhänge, die Täler mit ihren Ackern, Oliventerrassen, Weinbergen, das fern glitzernde Tote Meer; die Stadt davor aber birst von Menschen, knapp läßt sie Raum für ihre tiefen Straßenschluchten, füllt jeden Fuß Boden mit Behausung. Und wie die stille Landschaft in die wimmelnde Stadt, so mündet die wimmelnde Stadt wiederum in das Weiß und Goldene dort drüben, in das Geviert des Tempels, das, so mächtig es ist, unendlich zart und rein in der Luft schwimmt. Ja, die höchsten Punkte Jerusalems, das Fort Antonia und das Dach des Tempelhauses, liegen viel tiefer als der Grund, auf dem Titus jetzt steht, und dennoch ist es, als seien er und sein Pferd an den Boden festgeklebt, während Stadt und Tempel leicht und unerreichbar in der Luft schweben.

Der Prinz sieht die Schönheit der Stadt. Gleichzeitig, mit dem Auge des Soldaten, sieht er ihre Unzugänglichkeit. Auf drei Seiten Schluchten. Eine riesige Mauer um das. Ganze. Und wenn die genommen ist, hat die Vorstadt ihre zweite Mauer, die Oberstadt ihre dritte, und der Tempel auf seinem hohen, steilen Hügel, die Oberstadt auf dem ihren sind wiederum zwei Festungen für sich. Nur vom Norden her, da, wo er jetzt steht, senkt sich das Gelände ohne tiefen Einschnitt hinunter in Stadt und Tempel. Aber da liegen Mauern und Forts am festesten. Unbezwinglich, frech, schaut das herauf zu ihm. Eine immer unbändigere Lust füllt ihn, diese breiten, trotzigen Paläste niederzureißen, sich durch die dicken Mauern mit Eisen und Feuer einen Weg zu bahnen hinein in den Leib der spröden Stadt.

Der Prinz macht einen kleinen, unbehaglichen Ruck mit dem Kopf. Er spürt den Blick Tiber Alexanders auf sich. Titus weiß, daß der Marschall der erste Soldat der Epoche ist, die beste Stütze des flavischen Hauses. Er bewundert den Mann; sein kühnes Antlitz, sein federnder Gang erinnern ihn an Berenike. Aber er fühlt sich schülerhaft in seiner Gegenwart, die verbindliche Überlegenheit des Marschalls drückt ihn.

Tiber Alexander sitzt trotz seiner Jahre in guter Haltung auf seinem arabischen Rappen. Das lange Gesicht mit der scharfen Nase ohne Regung, schaut er hinunter auf die Stadt. Wie verwinkelt das alles ist. Es ist ein Wahnsinn, wie sich diese Menschen bei ihren Wallfahrtsfesten in die Stadt pressen, eng aneinander wie gesalzene Fische. Er war lange Jahre Gouverneur in Jerusalem, er weiß Bescheid. Wie soll man die vielen Hunderttausende auf die Dauer verproviantieren? Glauben die Führer, diese Herren Simon Bar Giora und Johann von Gischala, ihn bald loszuwerden? Wollen sie mit ihren vierundzwanzigtausend Mann seine hunderttausend wegtreiben? Er denkt an seine Artillerie, an die Rammböcke der Zehnten Legion, an den »Harten Julius« vor allem, diese großartige, moderne Stoßmaschine. Der alte, erfahrene Soldat schaut mit fast mitleidigem Blick auf die Stadt.

Sie schlagen sich noch immer herum, die Unbelehrbaren, innerhalb ihrer Mauern. Sie hassen einander mehr als die Römer. Sie haben in ihrem sinnlosen Bürgerkrieg ihre ungeheuern Getreidevorräte niedergebrannt, Johann hat gegen den Simon selbst in den Säulenhallen des Tempels Artillerie aufgestellt. Still, ein wenig müde, grüßend und vertraut gleitet der Blick des Marschalls das Geviert des Tempels entlang. Sein eigener Vater hat die Metallbeschläge der neun Innentore gestiftet, Gold, Silber, korinthisches Erz, ihr Wert betrug die Steuereingänge einer ganzen Provinz. Trotzdem hat eben dieser Vater, Großmeister der Juden von Alexandrien, es zugelassen, daß er, Tiber Alexander, noch als Knabe aus dem Judentum ausschied. Er ist seinem weisen Vater dankbar dafür. Es ist verbrecherische Torheit, sich aus dem ausgeglichenen, sinnvollen Bereich griechischer Kultur auszuschließen.

Mit einem ganz kleinen, höhnischen Lächeln sieht er hinüber zu des Prinzen Sekretär und Dolmetsch, der benommenen Gesichts auf die Stadt hinunterschaut. Dieser Josephus will beides zugleich, Judentum und Griechentum. Das gibt es nicht, mein Lieber. Jerusalem *und* Rom, Jesaja *und* Epikur, das können Sie nicht haben. Wollen Sie sich gefälligst für das eine entscheiden oder für das andere.

Der König Agrippa neben ihm hält das gewohnte höfliche Lächeln fest auf dem schönen, ein bißchen zu fetten Gesicht. Er wäre lieber als Wallfahrer hier denn an der Spitze von fünftausend Reitern. Er hat die Stadt vier Jahre nicht gesehen, seitdem ihn dieses törichte Volk nach seiner großen Friedensrede hinausjagte. Er schaut jetzt, der leidenschaftliche Bauherr, mit großer Liebe und tiefem Bedauern auf Jerusalem nieder, wie es weiß und geschäftig seine Hügel hinankriecht. Er selber hat hier viel gebaut. Als die achtzehntausend Tempelarbeiter durch die Fertigstellung des Baues brotlos wurden, hat er durch sie die ganze Stadt neu pflastern lassen. Jetzt haben die Makkabi-Leute einen Teil dieser Bauarbeiter zu Soldaten gepreßt. Einen von ihnen, einen gewissen Phanias, haben sie zum Hohn für die Aristokraten gar zum Erzpriester gemacht. Und wie sie seine Häuser zugerichtet haben, den Herodespalast, das alte Makkabäer-Palais. Es ist schwer, Herz und Antlitz bei solchem Anblick ruhig zu halten.

Ringsum arbeiten die Soldaten. In das Schweigen der Herren, die reglos im leichten Wind auf der Höhe halten, klingen ihre Spaten und Äxte. Sie schlagen ihre Lager, sie ebnen das Terrain für die Zwecke der Belagerung ein, füllen auf, tragen ab. Die Umgebung Jerusalems ist ein einziger großer Garten. Sie schlagen die Ölbäume, die Obstbäume, die Weinreben. Sie reißen die Villen auf dem Ölberg nieder, die Magazine der Brüder Chanan. Sie machen das Land dem Erdboden gleich. Solo adaequare, dem Erdboden gleichmachen, das ist der technische Ausdruck. Das muß man zu Beginn einer Belagerung, es ist eine Elementarregel, jedem Lehrling der Kriegskunst wird sie als erstes eingetrichtert. Der jüdische König sitzt auf seinem Pferd, in guter und lässiger Haltung, sein Gesicht blickt ein wenig müde, still wie immer. Er ist jetzt zweiundvierzig Jahre alt. Er hat stets ja zur Welt gesagt, obgleich sie voll von Dummheit und Barbarei ist. Heute fällt es ihm schwer.

Josef ist der einzige, der seine Miene nicht zähmen kann. So sah er einmal von Jotapat aus die Legionen ihren pressenden Ring schließen. Er weiß, Widerstand ist aussichtslos. Sein Hirn gehört denen, in deren Mitte er ist. Aber sein Herz ist bei den andern, es kostet ihn Anstrengung, das Geräusch der Äxte, Hämmer, Spaten zu ertragen, mit denen die Soldaten die strahlende Umgebung der Stadt verwüsten.

Ein ungeheures Gedröhn brüllt aus dem Tempelbezirk auf. Die Pferde werden unruhig. »Was ist das?« fragt der Prinz. »Es ist die Magrepha, die hunderttonige Schaufelpfeife«, erklärt Josef. »Man hört sie bis Jericho.« — »Euer Gott Jahve hat eine gewaltige Stimme«, anerkennt Titus.

Dann, endlich, unterbricht er das lange, benommene Schweigen. »Was denken Sie, meine Herren?«, und seine Stimme klingt schmetternd, fast knarrend, ein Kommando mehr als eine Frage. »Wie lange werden wir brauchen? Ich schätze, wenn es gut geht, drei Wochen, wenn es schlecht geht, zwei Monate. Auf alle Fälle möchte ich zum Fest des Oktoberrosses in Rom zurück sein.«

Es waren bisher drei Heerführer gewesen, die als Diktatoren Jerusalems einer den andern bekämpften. Simon Bar Giora beherrschte die Oberstadt, Johann von Gischala die Unterstadt und den äußeren südlichen Tempelbezirk, der Doktor Eleasar Ben Simon das Innere dieses Bezirks, das Tempelhaus und das Fort Antonia. Als nun an diesem Vortag zum Passahfest die Pilger in Scharen zum Tempel hinaufströmten, um Jahve ihr Lamm zu schlachten, wagte Eleasar nicht, ihnen den Eintritt in die inneren Höfe zu wehren. Johann von Gischala aber mischte unter die Pilger viele seiner Soldaten, und die, im Innern des Tempelbezirks, angesichts des riesigen Brandopferaltars, warfen ihre Pilgerkleider ab, standen in Waffen da, machten die Offiziere des Eleasar nieder, nahmen ihn selbst gefangen. Johann von Gischala, auf diese Art in den Besitz des gesamten Tempelbezirks gelangt, schlug dem Simon Bar Giora vor, fortan gemeinsam den Feind vor den Mauern zu bekämpfen, lud ihn ein, mit ihm in seinem Hauptquartier, dem Palais der Fürstin Grapte, das Passahlamm zu verzehren. Simon nahm an.

Gegen Abend also stand Johann klein, schlau und vergnügt innerhalb der geöffneten Torflügel des Hauses der Fürstin Grapte und erwartete seinen früheren Feind und neuen Kampfgenossen. Simon, an den Wachen des Johann vorbei, die ihm die Ehrenbezeigung erwiesen, stieg die Stufen des Hauses herauf. Er und seine Begleiter waren gerüstet. Einen Augenblick verdroß das den Johann, er selber war waffenlos, aber sogleich wieder bezwang er sich. Ehrerbietig, wie es die Sitte wollte, ging er drei Schritte zurück, neigte sich tief und sagte: »Ich danke Ihnen herzlich, mein Simon, daß Sie gekommen sind.«

Sie gingen in das Innere. Das Haus der Fürstin Grapte, einer transjordanischen Prinzessin, vormals mit allem Prunk ausgestattet, war jetzt verwahrlost, eine Kaserne. Simon Bar Giora, während er an der Seite des Johann durch die kahlen Räume klirrte, musterte seinen Begleiter aus seinen engen, braunen Augen. Dieser Mann Johann hat ihm alles Üble getan, er hat ihm die Frau wegfangen lassen, um Konzessionen aus ihm herauszupressen, sie haben gegeneinander gewütet wie wilde Tiere, er haßt ihn. Trotzdem spürt er Respekt vor der Schlauheit des andern. Vielleicht wird es Jahve diesem Johann nicht verzeihen, daß er vor seinem Altar, der aus unbehauenen Steinen gefügt war, weil Eisen ihn nicht berühren durfte, aus Pilgergewändern heimliche Schwerter hat ziehen lassen; aber kühn war es, listig, tapfer. Unwirsch, doch voll Achtung, ging er neben Johann her.

Man briet die Lämmlein unmittelbar auf dem Feuer, wie das Gesetz es befahl, das ganze Tier, die Kniestücke und die inneren Teile legte man von außen auf. Sie sprachen die Gebete, die vorgeschriebenen Erzählungen über den Auszug aus Ägypten, sie aßen mit Appetit die Lämmlein, sie aßen ungesäuertes Brot dazu nach der Vorschrift und Bitterkraut nach der Vorschrift zur Erinnerung an die Bitterkeit im Lande Ägypten. Eigentlich waren die ganzen Plagen, mit denen Jahve Ägypten geschlagen hatte, ein bißchen lächerlich, verglich man. sie mit den Plagen, die über sie selber gekommen waren, und die Armee der Römer war bestimmt furchtbarer als die der Ägypter. Aber das machte nichts. Sie saßen jetzt zusammen in *einem* Raum, leidlich versöhnt. Auch der Wein war gut, es war Wein von Eschkol, er wärmte ihre verwilderten Herzen. Simon Bar Giora zwar saß ernst da, aber die andern wurden vergnügt.

Nach dem Mahle rückten sie zusammen, tranken gemeinsam die letzten der vorgeschriebenen vier Becher Weines. Dann schickten die beiden Führer die Frauen und ihre Leute weg und blieben allein.

»Wollen Sie einen Teil Ihrer Geschütze mir und meinen Leuten überlassen?« begann nach einer Weile Simon Bar Giora das ernsthafte Gespräch, mißtrauisch, fordernd mehr als bittend. Johann schaute ihn an. Sie waren beide abgezehrt, verwahrlost, verbittert von vielen Mühen, Pein und Enttäuschung. Wie kann man so jung sein und so mürrisch? dachte Johann. Es sind noch nicht drei Jahre, da war um diesen Mann ein Strahlen wie um den Tempel selbst. »Sie können meine ganzen Geschütze haben«, sagte er, offen, beinahe zart. »Ich will nicht gegen Simon Bar Giora bestehen, ich will gegen die Römer bestehen.« — »Ich danke Ihnen«, sagte Simon, und jetzt war in seinen engen, braunen Augen etwas von der alten, wilden Zuversicht. »Dies ist ein guter Passahabend, an dem Jahve Ihren Sinn für mich geöffnet hat. Wir werden Jerusalem halten, und die Römer werden zerschmettert werden.« Er saß schlank und aufrecht vor dem breiten Johann, und man sah, daß er sehr jung war.

Johann von Gischalas klobige Bauernhand spielte mit dem großen Weinbecher. Er war leer, und mehr als die vier Becher durfte man nicht trinken. »Wir werden Jerusalem nicht halten, mein Herr Simon, mein Bruder«, sagte er. »Nicht die Römer, sondern wir werden zerschmettert werden. Aber es ist gut, daß es Männer gibt mit einem solchen Glauben wie Sie.« Und er sah freundschaftlich auf ihn, herzlich.

»Ich weiß«, sagte leidenschaftlich Simon, »daß Jahve uns den Sieg geben wird. Und Sie glauben es auch, Johann. Warum sonst hätten Sie diesen Krieg angefangen?« Johann schaute nachdenklich auf die Feldbinde mit den Initialen Makkabi. »Ich will nicht mit Ihnen rechten, mein Bruder Simon«, sagte er nachgiebig, »warum mein Glaube in Jerusalem nicht so fest ist wie in Galiläa.« Simon bezwang sich. »Schweigen Sie von dem Blut und Feuer«, sagte er, »das zwischen uns war. Nicht Sie waren schuld und nicht ich war schuld. Die Aristokraten und Doktoren waren schuld.« — »Nun«, stieß ihn Johann vertraulich an, »denen haben Sie es ja gegeben. Gesprungen wie syrische Seiltänzer sind sie, die Herren Doktoren in ihren langen Röcken. Der alte Erzpriester Anain, der sich im Großen Rat ein Ansehen gab wie der zürnende Gott Jahve selber, damals lag er tot und bloß und schmutzig und keine Augenweide mehr. Der wirft Sie kein zweites Mal aus der Quadernhalle hinaus.« — »Nun«, sagte Simon, und jetzt ging selbst über sein zerarbeitetes Gesicht ein kleines Lächeln, »Sie, mein Johann, waren auch der Zahmste nicht. Wie Sie die letzten aristokratischen Erzpriestersöhne erledigten, und wie Sie dann den Bauarbeiter Phanias zum Erzpriester auslosten, und wie Sie den dummen, tölpischen Burschen die Einkleidungszeremonien und den ganzen Kram zelebrieren ließen, das kann man auch nicht gerade in einer Lehrstunde für fromme Lebensart als Beispiel anführen.« Johann schmunzelte. »Sagen Sie nichts gegen meinen Erzpriester Phanias, mein Bruder Simon«, sagte er. »Er ist ein bißchen schwerfällig, zugegeben, aber er ist ein guter Mann, und er ist ein Arbeiter, kein Aristokrat. Er gehört zu uns. Und schließlich hat das Los ihn bestimmt.« — »Haben Sie bei der Auslosung nicht ein wenig nachgeholfen?« fragte Simon. »Wir stammen aus *einem* Land«, lachte Johann. »Dein Gerasa und mein Gischala liegen nicht weit auseinander. Komm, mein Bruder Simon, mein Landsmann, küsse mich.« Simon zögerte einen Augenblick. Dann machte er die Arme auf, und sie küßten sich.

Dann, es ging gegen Mitternacht, machten sie einen Rundgang, um Mauern und Wachtposten zu inspizieren. Oft stolperten sie über schlafende Wallfahrer; denn die Häuser boten nicht Raum, und in allen Torwegen, auf allen Straßen lagen die Pilger, manchmal unter primitiven Zelten, oft nur gehüllt in ihre Mäntel. Die Nacht war frisch, in der Luft lag dick der Gestank von Menschen, Rauch, Holz, gebratenem Fleisch, Spuren des Bürgerkriegs waren überall, um die Mauern stand der Feind, die Straßen Jerusalems waren kein bequemes Bett. Aber die Pilger schliefen gut. Dies war die Nacht der Obhut, und wie einstmals die Ägypter, so wird Jahve jetzt die Römer mit Mann und Roß und Wagen ins Meer schmeißen. Simon und Johann bemühten sich, ihre Schritte zart zu setzen, und machten wohl auch um einen Schlafenden einen umständlichen Bogen. Sie waren fachmännisch neugierig einer auf die Verteidigungsmaßnahmen des andern. Sie fanden überall gute Zucht und Ordnung, die Anrufe der Wachtposten kamen, wie sie sollten.

Der Morgen schritt vor. Von jenseits der Mauern klangen die Signale der Römer. Aber dann kam vom Tempel her das ungeheure Getöse, mit dem das Tor zum Heiligen Raum sich öffnete, und der gewaltige Laut der Schaufelpfeife, der Magrepha, der den Beginn des Tempeldienstes verkündete, und er überdeckte die Signale der Römer.

Die Legionen schanzten, von den Mauern her wurden sie beschossen, sie erwiderten die Beschießung. Gleichmäßig, wenn die schweren Geschosse der Römer heransurrten, kam der aramäische Ruf der Wachen: »Geschoß kommt«, und lachend gingen die Soldaten in Deckung.

Vom Turm Psephinus aus beschauten Simon und Johann den beginnenden Kampf. »Es wird ein guter Tag, mein Bruder Johann«, sagte Simon. »Es wird ein guter Tag, mein Bruder Simon«, sagte Johann.

Die Geschosse der Römer kamen, weiß, surrend, von weit her sichtbar. »Geschoß kommt«, rief es, und die Soldaten lachten und warfen sich nieder. Aber dann kamen Geschosse, die waren nicht mehr sichtbar, die hatten die Römer gefärbt. Sie fegten eine Gruppe Verteidiger von den Mauern, und nun lachte niemand mehr.

Am 11. Mai begab sich der Glasbläser Alexas aus seinem Wohn- und Geschäftshaus in der Salbenmachergasse zu seinem Vater Nachum in die Neustadt. Heute nacht hatten die Römer trotz allen Widerstands ihre Rammböcke an die Mauer herangebracht, durch die ganze Neustadt schütterten die dumpfen Stöße des »Harten Julius«, ihres größten Widders. Jetzt muß es Alexas glücken, seinen Vater zu überreden, sich, seine Leute und seine beste Habe aus der gefährdeten Neustadt zu ihm in die Oberstadt zu flüchten.

Nachum Ben Nachum hockte vor seinem Laden im Innern, unter der großen Glastraube, auf Polstern, die Beine gekreuzt. Es waren Käufer da, man feilschte um ein vergoldetes Kunstwerk aus Glas, ein Goldenes Jerusalem, einen Kopfschmuck für Frauen. Abseits, von dem Gefeilsche ungestört, brummelte der Doktor Nittai, den Körper schaukelnd, den ewigen Singsang seiner Lehrsätze. Nachum Ben Nachum drängte die Käufer mit keinem Wort. Sie gingen schließlich, unentschlossen.

Nachum wandte sich seinem Sohne zu: »Sie werden wiederkommen, das Geschäft wird werden. In längstens einer Woche wird der gesiegelte Kaufbrief im Archiv liegen.« Nachums viereckiger Bart war gepflegt, seine Wangen frischfarbig wie stets, seine Worte zuversichtlich. Aber Alexas merkte gut die versteckte Angst. Wenn der Vater auch tat, als gehe sein Tagewerk weiter wie immer, jetzt, beim Klang der Stöße des »Harten Julius«, mußte auch er erkennen, daß die ganze Neustadt, daß sein Haus und seine Fabrik gefährdet waren. In wenigen Wochen, wahrscheinlich schon in Tagen, werden da, wo sie jetzt sitzen und ruhevoll schwatzen, die Römer sein. Der Vater muß das einsehen und zu ihm hinaufziehen. Man braucht ja nur ein paar Schritte zu gehen, dort auf die Mauer, dann sieht man die Maschinen der Römer arbeiten.

Nachum Ben Nachum unterdes setzte behaglich sein optimistisches Geschwätz fort. Wäre es nicht Torheit und Verbrechen gewesen, wenn er, dem Drängen des Sohnes nachgebend, vor dem Passahfest aus der Stadt geflüchtet wäre? Eine Saison wie diese war noch nie da. Ist es nicht ein Segen, daß die Pilger vorläufig nicht aus der Stadt herauskönnen? Es bleibt ihnen nichts übrig, als sich den ganzen Tag in den Läden und Basaren herumzutreiben. Ein Glück ist es, daß er sich nicht vom Gerede seines Sohnes hat irremachen lassen.

Alexas ließ den Vater reden. Dann, still und beharrlich, bohrte er weiter: »Jetzt geben sie selbst im Fort Phasael zu, daß sie die äußere Mauer nicht halten können. In den Straßen der Schmiede und der Kleiderhändler sind schon eine ganze Menge Läden geschlossen. Alle sind sie in die Oberstadt hinaufgezogen. Nimm Vernunft an, laß den Ofen löschen, zieh zu mir hinauf.«

Der Knabe Ephraim war zu ihnen getreten. Er eiferte los gegen den Bruder. »Wir halten die Neustadt«, glühte er. »Man müßte dich im Fort Phasael anzeigen. Du bist schlimmer als der Gelbgesichtige.« Der Gelbgesichtige war ein Prophet, der auch jetzt noch die Makkabi-Leute verhöhnte und Verhandlungen und Unterwerfung anriet. Alexas lächelte sein fatales Lächeln. »Ich wollte«, sagte er, »ich hätte die Kraft und das Wort des Gelbgesichtigen.«

Nachum Ben Nachum streichelte seinem jüngsten Sohne kopfnickend das dichte, sehr schwarze Haar. Aber gleichzeitig in seinem Herzen erwog er die Reden seines Ältesten, des Siebenklugen. Die Stöße des »Harten Julius« kamen wirklich erschreckend gleichmäßig. Auch daß viele Einwohner der Neustadt sich in die sichere Oberstadt verdrückten, war richtig. Nachum hatte es mit eigenen Augen gesehen, und daß die »Rächer Israels«, die jetzigen Herren der Stadt, es zuließen, bedeutete einiges. Denn die »Rächer Israels« waren sehr streng. Zu streng, fand der Glasbläser Nachum Ben Nachum. Aber das sagte er nicht laut. Die Makkabi-Leute hatten scharfe Ohren, und Nachum Ben Nachum hatte oft mit ansehen müssen, wie sie Bekannte von ihm, geachtete Bürger, weil sie unbesonnene Äußerungen getan hatten, gefangen ins Fort Phasael brachten oder sie gar an die Mauer führten, um sie zu exekutieren.

Nachum wandte sich an Doktor Nittai: »Mein Sohn Alexas rät, wir sollen zu ihm in die Oberstadt hinaufziehen. Mein Sohn Ephraim erklärt, man werde die Neustadt halten. Was sollen wir tun, mein Doktor und Herr?« Der dürre Doktor Nittai richtete seine engen, wilden Augen auf ihn. »Die ganze Welt ist Netz und Falle«, sagte er, »nur im Tempel ist Sicherheit.«

An diesem Tage entschied sich der Glasbläser Nachum nicht. Aber am nächsten Tag zog er sein altes, viereckiges Arbeitskleid an, er hatte es durch viele Jahre nicht getragen, sondern sich darauf beschränkt, mit den Käufern zu verhandeln. Jetzt also holte er das alte Arbeitskleid hervor, zog es an und hockte sich vor den Ofen. Seine Söhne und Gehilfen standen um ihn herum. Auf altmodische Art, wie sie sein Sohn Alexas für die Werkstatt längst abgeschafft hatte, nahm er mit der Schaufel dünnflüssige Masse des geschmolzenen Belus-Sandes aus dem Ofen, zwickte das zu formende Stück mittels einer Zange ab, formte mit der Hand einen schönen, runden Becher. Dann gab er Weisung, den großen, eiförmigen Ofen zu löschen, der nun so viele Jahrzehnte hindurch gebrannt hatte. Er schaute zu, wie er erlosch, und betete den Spruch, der bei Kenntnisnahme eines Todesfalles zu sprechen ist: »Gelobt seist du, Jahve, gerechter Richter.« Dann, mit seiner Frau, seinen Söhnen, Gehilfen, Leibeigenen, seinen Pferden, Eseln und seiner ganzen Habe, begab er sich in die Oberstadt zum Hause seines Sohnes Alexas. »Wer sich in Gefahr begibt«, sagte er, »kommt darin um. Wer zu lange wartet, von dem zieht Jahve seine Hand ab. Wenn du uns Platz geben willst, dann wohnen wir, bis die Römer fort sind, in deinem Haus.« Die Augen des Glasbläsers Alexas verloren ihren verhängten, bekümmerten Ausdruck. Er sah seit Jahren zum erstenmal frisch aus, seinem Vater sehr ähnlich. Ehrerbietig trat er drei Schritte zurück, führte die Hand an die Stirn, sagte, sich tief neigend: »Die Ratschlüsse meines Vaters sind meine Ratschlüsse. Mein niederes Haus ist glücklich, wenn mein Vater es betritt.«

Drei Tage darauf nahmen die Römer die äußere Mauer. Sie plünderten die Neustadt, verwüsteten die Läden und Werkstätten der Kleidermacher, der Schmiede, der Eisenarbeiter, der Töpfer, die Fabrik des Glasbläsers Nachum. Sie machten das ganze Viertel dem Erdboden gleich, um Wälle und Maschinen gegen die zweite Mauer heranzuführen.

Der Glasbläser Nachum Ben Nachum strich seinen dichten, viereckigen, schwarzen Bart, in dem jetzt einige graue Haare waren, wiegte seinen Kopf und sagte: »Wenn die Römer fort sind, werden wir einen größeren Ofen hauen.« War er aber allein, dann verhängten sich seine schönen Augen, der ganze Mann sah bekümmert aus, seinem Sohne Alexas sehr ähnlich. Ach und oj, dachte er. Nachums Glasfabrik war die beste in Israel seit hundert Jahren. Die Doktoren haben mir erlaubt, den Bart, den mir Jahve so lang und schön gemacht hat, kürzer zu tragen, auf daß er nicht versengt werde von der glühenden Masse, der Doktor Nittai hat gelebt von Nachums Glasfabrik. Und wo ist Nachums Glasfabrik jetzt? Vielleicht sind die Makkabi-Leute tapfer und gottesfürchtig. Aber es kann nicht der Segen Jahves sein mit einem Unternehmen, bei dem Nachums Glasfabrik zugrunde geht. Man hätte unterhandeln sollen. Mein Sohn Alexas hat es immer gesagt. Man sollte noch unterhandeln. Aber das darf man leider nicht laut sagen, sonst bringen sie einen in das Fort Phasael.

Um diese Zeit waren die Preise der Lebensmittel in der Stadt Jerusalem bereits sehr hoch geklettert. Alexas kaufte gleichwohl, was immer er an Nahrungsmitteln erraffen konnte. Sein Vater Nachum schüttelte den Kopf. Sein Bruder, der Knabe Ephraim, drang mit wilder Rede auf ihn ein wegen seiner Schwarzseherei. Aber Alexas kaufte weiter, was immer an Lebensmitteln er auftreiben konnte. Einen Teil dieses Vorrats versteckte und vergrub er.

Am 30. Mai erstürmten die Römer die zweite Mauer. Sie mußten diesen Sieg mit großen Verlusten an Menschen und Material bezahlen; denn Simon Bar Giora hatte die Mauer mit Zähigkeit und Geschick verteidigt. Eine ganze Woche lang hatten die Römer Tag und Nacht unter Waffen stehen müssen.

Titus gönnte den erschöpften Leuten eine Pause. Er setzte für diese Zeit die Soldzahlung an, dazu eine Parade und die feierliche Überreichung der Ehrenzeichen an die verdienten Offiziere und Mannschaften.

Seit seinem Abmarsch von Cäsarea hatte er sich den Anblick der Berenike versagt. Nicht einmal des Malers Fabull schönes Bild von ihr hatte er in seinem Zelt aufgestellt, weil er fürchtete, schon ihre Gegenwart im Bild könnte ihn von seinen soldatischen Aufgaben abziehen. Jetzt gönnte er auch sich Ablenkung und Erholung und bat durch einen Eilkurier um ihren Besuch.

Doch schon als er ihr entgegenritt, wußte er, daß er es falsch gemacht hatte. Nur fern von der Frau fühlte er sich klar, sicher, ein guter Soldat. Sowie sie da war, rannen ihm die Gedanken auseinander, Ihr Gesicht, ihr Geruch, ihr Schritt, die leichte Heiserkeit ihrer dunkeln Stimme brachten ihn um seinen Gleichmut.

Am Morgen des 3. Juni dann, die Prinzessin Berenike neben sich, nahm er die Parade ab. Außerhalb der Schußweite, doch in Sehweite der Belagerten, rückten die Truppen aus, Die Legionen zogen vorbei, in Reihen zu sechs Mann, in voller Rüstung, die Schwerter entblößt. Die Reiter führten ihre geschmückten Pferde am Zügel. Die Feldzeichen glänzten in der Sonne, weithin glitzerte es silbern und golden. Auf den Mauern Jerusalems wohnten die Belagerten dem Schauspiel bei. Die ganze nördliche Mauer, die Dächer der Tempelkolonnaden und des Tempelhauses waren besetzt mit Menschen, die in der prallen Sonne hockten und die Macht, die Zahl, den Glanz ihrer Feinde beschauten.

Nach dem Defilé verteilte Titus die Ehrenzeichen. Man war mit diesen Fähnchen, Lanzen, goldenen und silbernen Ketten sehr sparsam. Unter den hunderttausend Mann der Belagerungsarmee waren es noch keine hundert, die man damit bedachte. Einer vor allem fiel auf, ein Subalternoffizier, der Hauptmann Pedan, Zenturio des Ersten Manipels der Ersten Kohorte der Fünften Legion, ein vierschrötiger Mann von etwa fünfzig Jahren, mit einem nackten, roten Gesicht, blond, ein wenig angegraut. Beunruhigend über seiner frechen, weitnüstrigen Nase stand ein blinzelndes, blaues Auge und ein totes, künstliches. Der Hauptmann Pedan trug bereits die höchste Auszeichnung, die ein Soldat erringen konnte, den Kranz aus Gras, den nicht der Feldherr, sondern die Armee verlieh, und nur an solche Männer, deren Umsicht und Tapferkeit das ganze Heer aus der Gefahr gerettet hatte. Dem Hauptmann Pedan war der Kranz aus den Gräsern eines armenischen Hochplateaus geflochten worden, der Gegend, in der er unter dem Marschall Corbulo sein Armeekorps durch List und kaltes Blut aus der Umzingelung parthischer Übermacht herausgehauen hatte. Der Hauptmann Pedan mit seiner Frechheit, seiner Tollkühnheit, seiner gemeinen und gescheiten Zunge war der Liebling der Armee.

Die Ehrenkette, die Titus ihm jetzt überreichte, war keine große Sache. Der Erste Zenturio der Fünften Legion sprach beiläufig die vorgeschriebene Dankformel. Dann mit seiner quäkenden, weithin vernehmbaren Stimme fügte er hinzu: »Eine Frage, Feldherr. Haben Sie auch schon Läuse? Wenn wir hier nicht bald Schluß machen, dann kriegen Sie sie bestimmt. Wenn Sie dem Hauptmann Pedan einen Gefallen tun wollen, Feldherr, dann nehmen Sie Ihre Kette zurück und erlauben ihm, daß er als erster die Brandfackel wirft in das verfluchte Loch, in dem diese Mistjuden ihren Gott verstecken.« Der Prinz spürte, wie Berenike gespannt auf seine Erwiderung wartete. Etwas gezwungen sagte er: »Was wir mit dem Tempel anfangen, steht bei meinem Vater, dem Kaiser. Im übrigen wird sich niemand mehr freuen als ich, wenn ich Ihnen eine zweite Auszeichnung verleihen kann.« Er ärgerte sich, daß ihm nur eine so kümmerliche Antwort eingefallen war.

Auch Josef erhielt eine Auszeichnung, eine kleine Schildplatte, über dem Panzer auf der Brust zu tragen. »Nehmen Sie, Flavius Josephus«, sagte Titus, »den Dank des Feldherrn und der Armee.« Zwiespältigen Gefühls starrte Josef auf die große, silberne Plakette, die der Prinz ihm hinhielt. Sie stellte das Haupt der Meduse dar. Sicher glaubte Titus ihn zu beglücken, wenn er unter die wenigen, die er auszeichnete, ihn, den Juden, aufnahm. Aber so wenig mühte er sich, ihn zu verstehen, daß er für solche Auszeichnung gerade das Medusenhaupt wählte, verpönte Darstellung nicht nur menschlicher Gestalt, sondern götzendienerisches Symbol. Es war kein Einverständnis möglich zwischen Juden und Römern. Sicher war dem Prinzen, der ihm wohlwollte, der Gedanke nicht einmal gekommen, daß eine solche Schildplatte dem Juden Kränkung mehr als Auszeichnung sein mußte. Josef war voll von Trauer und Beklommenheit. Allein er bezwang sich. »Ich bin es«, erwiderte er ehrerbietig die Formel, »der dem Feldherrn und der Armee zu danken hat. Ich werde versuchen, dieser Auszeichnung würdig zu sein.« Und er nahm die Schildplatte. Groß, das kühne Gesicht unbewegt, stand Berenike. Auf der Mauer, Kopf an Kopf, schauten die Juden zu, schweigend in der prallen Sonne.

Den Prinzen unterdes packte ein immer tieferer Verdruß. Was wollte er mit dieser Parade? Berenike wußte so gut wie er, was die römische Armee war. Sie ihr auf so protzige Art vorzuführen war taktlos, barbarisch. Da hockten diese Juden auf ihren Mauern, ihren Dächern, die gedrängten Tausende, schauten zu, schwiegen. Wenn sie geschrien hätten, gehöhnt. Ihr Schweigen war eine tiefere Ablehnung. Auch Berenike hat während des ganzen Vorbeimarsches kein Wort gesprochen. Dieses jüdische Schweigen verstörte den Titus.

Mitten in Betretenheit und Verdruß hat er eine Idee. Er wird eine neue, ernsthafte Vermittlungsaktion unternehmen. Als Einleitung einer solchen Aktion bekommt seine Parade Sinn und Verstand. Der Herr dieser Armee darf sich’s leisten, den Gegner zu Verhandlungen einzuladen, ohne daß man ihm das als Zeichen von Schwäche auslegt.

Leicht freilich fällt ihm dieser Entschluß nicht. Noch hält sein Vater die Fiktion aufrecht, es handle sich nicht um einen Feldzug, sondern um eine Polizeimaßnahme. Seine, des Titus, Meinung ist das nicht. Er und seine Armee sehen als Lohn und Ende ihrer Mühe einen Triumph in Rom vor sich, ein strahlen des, ehrenvolles Schauspiel. Schließt aber das Unternehmen mit Vergleich ab, dann kriegt er seinen Triumph nicht. Trotzdem: er steht hier nicht für sich. Rom treibt Politik auf weite Sicht. Er wird den Vermittlungsvorschlag machen.

Diesen Entschluß einmal gefaßt, hellt Titus sich auf. Jetzt hat seine Parade auf einmal Sinn, auch die Gegenwart der Frau hat Sinn. Des Prinzen Blick und Stimme werden jungenhaft, zuversichtlich. Er hat Freude an seinen Soldaten, er hat Freude an der Frau.

Die Zusammenkunft der Römer mit den Juden fand in der Nähe des Turms Psephinus statt, in Reichweite der jüdischen Schußwaffen. Von den Wällen ihres Lagers schauten die Römer, von den Stadtmauern die Juden zu, wie ihre Abgesandten sich trafen. Sprecher der Römer war Josef, Sprecher der Juden der Doktor und Herr Amram, Josefs Jugendfreund. Die Juden hielten zwischen sich und Josef peinlich den Abstand von sieben Schritten, sie machten, wenn er sprach, zugesperrte Gesichter. Nie an ihn richteten sie das Wort, immer an seine beiden römischen Begleiter.

Man lagerte auf der kahlen, besonnten Erde, Josef war waffenlos. Er hatte sich mit aller Inbrunst vorbereitet, die in der Stadt zur Vernunft zu bekehren. Sie hatten ihn Tag für Tag ihren Haß spüren lassen. Oft hatte man ihm Bleikugeln und andere Geschosse der Belagerten gebracht mit der eingeritzten aramäischen Inschrift: »Triff den Josef.« Sein Vater, sein Bruder lagen in den Kerkern des Forts Phasael, aufs übelste gequält. Er achtete es nicht. Er hatte alle Bitterkeit aus seinem Herzen getilgt. Hatte gefastet, gebetet, Jahve möge seiner Rede Kraft geben.

Es duldete ihn nicht auf der Erde, als er jetzt zu sprechen anhub. Er sprang auf, hager stand er in der Sonne, die Augen noch heißer als sonst vom Fasten und von dem Willen, zu überzeugen. Vor sich sah er das zugesperrte, verwilderte Gesicht des Doktor Amram. Seit Jotapat hatte Josef von Amram nichts mehr gehört, als daß er es war, der seine Bannung gefordert hatte. Es war kein gutes Zeichen, daß ihm die Juden als Partner gerade diesen seinen Studienkameraden schickten, der ihn mit gleicher Leidenschaft geliebt und gehaßt hatte. Wie immer, die Vorschläge, die Josef mitbringt, sind ungewöhnlich milde. Die Vernunft verlangt, sie zu erwägen. Beschwörend, mit scharfer, dringlicher Logik sprach Josef auf die jüdischen Abgesandten ein. Die Römer, setzte er ihnen auseinander, verpflichten sich, im ganzen Land den früheren Zustand herzustellen. Sie garantieren das Leben aller Zivilpersonen in der belagerten Stadt, die Autonomie des Tempeldienstes. Ihre einzige Forderung ist, daß die Garnison sich auf Gnade und Ungnade ergibt. Josef redete dem Doktor Amram zu, im Singsang, in den Formeln des theologisch-juristischen Disputs, die ihnen aus ihrer gemeinsamen Studienzeit vertraut waren. Er gliederte: »Was habt ihr zu verlieren, wenn ihr die Stadt übergebt? Was habt ihr zu gewinnen, wenn ihr es nicht tut? Übergebt ihr die Stadt, dann bleibt die Zivilbevölkerung, der Tempel, der Dienst Jahves gerettet. Muß die Stadt aber mit der Waffe erstürmt werden, dann ist alles verloren, Armee, Bevölkerung, Tempel. Ihr sagt vielleicht, die Armee sei nicht schuldiger als ihr, sie habe nur euern Willen ausgeführt. Mag sein. Aber schickt ihr nicht auch den Bock in die Wüste und legt ihm die Sünden aller auf? Schickt die Armee zu den Römern, laßt einige büßen statt aller.« Leidenschaftlich, beschwörend ging er auf den Doktor Amram zu. Aber der rückte fort von ihm, hielt die sieben Schritte Abstand.

Kühl dann, als Josef zu Ende war, unterbreitete Doktor Amram den Römern die Gegenbedingungen der Juden. Er hätte sicher lieber aramäisch gesprochen, aber er wollte nicht mit Josef reden, so sprach er lateinisch. Er forderte freien Abzug der Garnison, Ehrenbezeigung für ihre Führer Simon Bar Giora und Johann von Gischala, die Garantie, daß niemals mehr eine römische Truppe nach Jerusalem gelegt werde. Das waren ungeheuer dreiste Forderungen, offenbar dazu bestimmt, die Verhandlungen zu sabotieren.

Langsam, in mühsamem Latein, maskiert ins Gewand sachlicher Bedingungen, kam der aufreizend freche Unsinn aus dem verwilderten Antlitz des Amram. Josef hörte zu, auf der Erde hockend, müde vor Trauer über seine Ohnmacht. Von den Mauern schauten viele Gesichter. Eines, ein stures, fanati sches, mit törichten Augen, quälte Josef besonders, es lähmte ihn, es war wie ein Teil der Mauer, man konnte ebensogut an die Mauer hinsprechen. Dabei glaubte er, dieses Gesicht schon gesehen zu haben. So waren die Gesichter gewesen, die in Galiläa zu ihm hochgeblickt hatten, in stumpfer Bewunderung. Vielleicht war der junge Mensch einer von denen, die ihm damals zugejubelt hatten: Marin, Marin.

Der Oberst Paulin versuchte noch einige freundliche, vernünftige Worte. »Lassen Sie uns nicht so auseinandergehen, meine Herren«, bat er. »Machen Sie uns einen andern Vorschlag, einen, den man erwägen kann.«

Der Doktor Amram beriet eine kleine Weile flüsternd mit seinen beiden Begleitern. Dann, immer in seinem schweren Latein, höflich, doch sehr laut, sagte er: »Gut, wir haben einen andern Gegenvorschlag. Übergeben Sie uns die Leute, die wir für die Schuldigen halten, und wir nehmen Ihre Bedingungen an.« — »Was sind das für Leute?« fragte mißtrauisch der Oberst Paulin. »Das ist«, erwiderte der Doktor Amram, »der Mann Agrippa, früher König der Juden, die Frau Berenike, früher Prinzessin in Judäa, und der Mann Flavius Josephus, früher Priester der Ersten Reihe.« — »Schade«, sagte der Oberst Paulin, und die römischen Herren wandten sich, um zu gehen.

In diesem Augenblick kam ein schriller Ruf von der Stadtmauer: »Triff den Josef!«, und mit dem Ruf kam schon der Pfeil. Josef sah noch, wie der Schütze auf der Mauer zurückgerissen wurde. Dann fiel er um. Es war der junge Mensch mit dem stumpfen, fanatischen Gesicht, der geschossen hatte. Der Pfeil hatte Josef nur am Oberarm getroffen. Es war wohl mehr die Erregung als die Wunde, die ihn umwarf.

Der Prinz Titus war über den jämmerlichen Ausgang der Vermittlungsaktion sehr erbittert. Die Frau war daran schuld, daß er diesen läppischen Schritt getan hat. Sie nahm ihm seine Klarheit, machte seine grade Linie krumm. Er mußte mit dieser Angelegenheit Berenike zu Ende kommen.

Wie war ihre Bedingung? Wenn zur Zeit, da die Römer in Jerusalem einziehen, der Hain von Thekoa noch steht, dann mag mir Titus aus dem Holz meiner Pinien das Brautbett machen lassen. Ihre Bedingung ist erfüllt. Daß er Jerusalem nehmen wird, daran ist kein Zweifel mehr. Er hat dem Hauptmann Valens, dem Kommandanten von Thekoa, Auftrag gegeben, drei Pinien des Haines zu fällen. Heute abend kann das Bett fertig sein. Er wird heute allein mit Berenike zu Abend essen. Er will nicht länger warten. Er schickte Leute, das Bett zu holen.

Es ergab sich, daß das Bett nicht da war. Der Pinienhain von Thekoa stand nicht mehr, des Prinzen Auftrag hat nicht erfüllt werden können. Titus schäumte. Hat er nicht klaren Befehl gegeben, den Hain zu schonen? Ja, der Hauptmann Valens hat diesen Befehl erhalten, aber dann, als das Holz für die Laufgräben und Wälle knapp wurde, hat der Marschall Tiber Alexander Gegenorder erteilt. Der Hauptmann Valens hat gezögert, hat rückgefragt. Er konnte sich auf die schriftliche Weisung des Marschalls berufen, den Hain entgegen der ersten Order zu fällen.

Das Gesicht des Prinzen, als er dies vernahm, änderte sich auf erschreckende Art. Aus dem klaren, harten Antlitz des Soldaten wurde das eines sinnlos tobenden Knaben. Er befahl Tiber Alexander zu sich, knurrte, fauchte. Je maßloser der Prinz wurde, so kälter wurde der Marschall. Höflich erklärte er, ein von allen zuständigen Stellen, auch vom Prinzen unterzeichneter Erlaß befehle bei strengen Strafen die Herbeischaffung alles verfügbaren Holzes. Die Bedürfnisse des Krieges gingen den persönlichen Bedürfnissen eines einzelnen vor. In den Feldzügen, die er bisher geleitet habe, habe er es stets so gehalten und Ausnahmen nicht zugelassen. Der Prinz wußte nichts zu erwidern. Der Mann hatte recht und war ihm zuwider, er war sich selber zuwider. Ein starker Kopfschmerz klammerte ihm von den Schläfen her den Schädel ein. Alles um ihn war trüb. Er liebt Berenike. Er muß mit der Sache zu Ende kommen. Er wird es.

Berenike ging durch das Lager von Jerusalem, schön und ruhevoll wie immer. Unter ihrer Ruhe aber war sie voll Aufruhr. Sie hat die Tage gezählt, die sie in Cäsarea ohne Titus verbracht hat. Sie will es nicht wahrhaben, aber sie hat ihn entbehrt. Seitdem er die Leitung der Armee übernommen hat, ist er nicht mehr der gutmütige Junge mit dem Knabengesicht, er ist ein Mann, ist der Feldherr, besessen von seiner Aufgabe. Sie sagte sich vor, es sei um Jerusalems willen, daß sie mit ihm zusammen ist, aber sie weiß, das ist Lüge.

Beglückt war sie aufgebrochen, als Titus sie jetzt in das Lager gerufen hatte. Aber als sie den Raum um Jerusalem sah, um ihr Jerusalem, fiel ihre Freude zusammen. Die herrliche Umgebung kahl gefressen wie von Heuschrecken, die Fruchthaine, die Oliven, die Reben, die Landhäuser, die reichen Magazine des Ölbergs fortrasiert, alles schauerlich nackt, glatt und wüst gestampft. Als sie bei der Parade auf der Tribüne gestanden war, neben dem Feldherrn der Römer, war ihr, als schauten die Zehntausende auf den Mauern und den Dächern des Tempels nur auf sie, anklagend.

Sie war durch wilde Schicksale gegangen, sie war nicht sentimental, sie war den Geruch von Heerlagern und von Soldaten gewöhnt. Aber der Aufenthalt hier vor Jerusalem war schwerer, als sie gedacht hatte. Der geordnete Reichtum des Lagers und die Not der an der Fülle ihrer Menschen erstickenden Stadt, die soldatische Geschäftigkeit des Prinzen, die verbindliche Härte Tiber Alexanders, die kahle, geschändete Umgebung Jerusalems, alles quälte sie. Sie, wie der Prinz, wollte zu Ende kommen. Mehrmals schon war sie im Begriff, den Mund aufzutun: Was ist mit dem Hain von Thekoa? Steht noch der Hain von Thekoa? Allein sie wußte nicht, sollte sie ein Ja wünschen oder ein Nein.

Sie war müde und überreizt, als sie an diesem Abend zu Titus kam. Er gab sich finster, glühend und verbissen. Sie war trüb und kahl, Kraft und Willen waren ihr ausgeronnen, sie wehrte sich schwach. Er nahm sie roh, seine Augen, seine Hände, der ganze Mann war wüst und roh.

Berenike, nachdem er sie genommen hatte, lag zerschlagen, den Mund trocken, die Augen trüb und stier, das Kleid zerrissen. Sie fühlte sich alt und traurig.

Der Prinz starrte auf sie, den Mund verkniffen, das Gesicht das eines bösen, hilflosen Kindes. Jetzt hat er also seinen Willen gehabt. Hat es gelohnt? Es hat nicht gelohnt. Es war kein Genuß gewesen, alles andre eher als ein Genuß. Er wollte, er hätte es nicht getan. Er ärgerte sich über sich selber, und er haßte sie. »Wenn du übrigens wirklich glaubst«, sagte er boshaft, »daß der Hain von Thekoa noch steht oder daß dieses Bett aus dem Holz der Bäume von Thekoa gemacht ist, dann bist du angeschmiert. Wir haben für das Holz eine besondere Verwendung. Dein eigener Vetter hat Order gegeben, den Hain zu schlagen.«

Berenike stand langsam auf, sie sah ihn nicht an, hatte keinen Vorwurf für ihn. Er war ein Mann, ein Soldat, ein guter Junge im Grund. Schuld war dieses Lager, schuld war der Krieg. Sie verkommen alle in diesem Krieg, sie werden zu Tieren und Barbaren. Man hat alle denkbaren Greuel verübt innerhalb und außerhalb der Mauern, hat die Menschen geschändet, das Land, Jahve, den Tempel. Eine Tierhetze ist das Ganze wie in der Arena an den großen Tagen, man weiß nicht, wer Tier ist und wer Mensch. Jetzt hat also dieser Mann Titus sie genommen, ohne ihren Willen, er hat sie betrogen, und hernach hat er sie verhöhnt, trotzdem er sie liebt. Es ist das Lager, und es ist der Krieg. Es ist diese wüste, stinkende Männerkloake, und ihr ist recht geschehen, weil sie hergekommen ist.

Sie machte sich auf, jämmerlich, mühevoll, sie sammelte ihre Glieder, sie raffte ihr Kleid, sie schüttelte es, sie schüttelte den Dreck dieses Lagers von sich. Sie ging. Sie hatte keinen Vorwurf für Titus, doch auch keinen Gruß. Ihr Gang war noch immer, auch in dieser letzten Müdigkeit und Demütigung, der Gang der Berenike.

Titus stierte ihr nach, schlaff, ausgehöhlt. Es war sein Plan gewesen, die Frau aus seinem Blut zu bringen. Er wollte sich seinen Feldzug, seine Aufgabe nicht verhunzen lassen durch die Frau. Er wollte sie hinter sich haben, dann Jerusalem nehmen, und dann, den Fuß auf dem besiegten Jerusalem, sich entscheiden, ob er von neuem mit der Frau beginnen soll. Es war ein schöner Plan gewesen, aber er war leider schiefgegangen. Es hat sich gezeigt, daß leider bei der Frau mit Gewalt nichts auszurichten war. Sie war keineswegs heraus aus seinem Blut. Es hat gar nichts genützt, daß er sie genommen hat, er hätte ebensogut eine beliebige andere nehmen können. Sie ist ihm fremder als je. Er denkt scharf nach, er strengt sein Gedächtnis an: nichts weiß er von ihr. Er kennt nicht ihren Geruch, ihr Verlöschen, ihr Verströmen, ihre Lust, ihren Zusammenbruch. Sie ist ihm versperrt geblieben durch sechs Schlösser und verhüllt durch sieben Schleier. Diese Juden sind infernalisch gescheit. Sie haben ein tiefes, höhnisches Wort für den Akt, sie sagen nicht: einander beiwohnen, sie sagen nicht: sich miteinander mischen, ineinanderhineingehen. Sie sagen: ein Mann erkennt eine Frau. Nein, er hat diese verfluchte Berenike nicht erkannt. Und er wird sie nie erkennen, solange sie sich ihm nicht gibt.

Berenike unterdes lief durch die Gassen des Lagers. Sie fand ihre Sänfte nicht, sie lief. Kam in ihr Zelt. Gab hastige, ängstliche Anweisung. Verließ das Lager, floh nach Cäsarea. Verließ Cäsarea, floh nach Transjordanien, zu ihrem Bruder.

Am 18. Juni berief Titus einen Kriegsrat ein. Die Angriffe der Römer auf die dritte Mauer waren fehlgeschlagen. Mit ungeheurer Mühe hatten sie gegen diese Mauer und das Fort Antonia vier Wälle herangeführt, um ihre Panzertürme, Geschütze, Sturmböcke in Stellung zu bringen. Aber die Juden hatten Minenstollen gegen diese Werke gegraben, die Pfähle dieser Stollen durch Pech und Asphalt zum Brennen und zum Einsturz gebracht und mit ihnen die Dämme und Geschütze der Römer. Die mit soviel Mühe und Gefahr errichteten Werke waren vernichtet.

Die Stimmung im Kriegsrat war nervös und erbittert. Die jüngeren Herren forderten einen Generalangriff mit allen Mitteln. Das war die gerade, steile Straße zum Triumph, der allen vorschwebte. Die älteren Offiziere widersprachen. Ohne Panzertürme und Rammböcke eine mit allen Schikanen angelegte Festung zu stürmen, die von fünfundzwanzigtausend verzweifelten Soldaten gehalten wird, ist kein Spaß und kostet selbst im Glücksfall ungeheure Verluste. Nein, so langwierig das sein wird, es bleibt nichts übrig, als neue Dämme und Wälle zu bauen.

Ein verdrossenes Schweigen war. Der Prinz hatte trüb, aufmerksam und ohne einzugreifen zugehört. Er bat den Marschall um seine Meinung. »Wenn die Zeit bis zum Generalsturm«, begann Tiber Alexander, »uns lange werden soll, warum wollen wir sie nicht auch unsern Gegnern lang machen?« Erwartungsvoll, verständnislos sahen ihm die Herren auf den dünnen Mund. »Wir haben«, fuhr er mit seiner leisen, höflichen Stimme fort, »zuverlässige Nachrichten und sehen es mit unseren eigenen Augen, wie sehr der zunehmende Hunger der Belagerten unser Bundesgenosse ist. Ich schlage vor, Hoheit und meine Herren, uns mehr als bisher auf diesen Bundesgenossen zu stützen. Ich schlage vor, die Blockade schärfer als bisher durchzuführen. Ich schlage vor, zu diesem Zweck eine Blokkademauer um die Stadt zu errichten, daß keine Maus mehr hinein und keine mehr hinaus kann.

Das wäre das eine. Das zweite wäre dies. Wir haben bisher jeden Tag stolz die Ziffern derjenigen bekanntgegeben, die trotz der Maßnahmen der Belagerten zu uns überlaufen. Wir haben diese Herrschaften sehr gut behandelt. Ich glaube, das macht unserm Herzen mehr Ehre als unserm Verstand. Ich sehe nicht ein, warum wir die Herren in Jerusalem von der Sorge für die Ernährung eines so ansehnlichen Teils der Bevölkerung befreien sollen. Kann man uns zumuten, nachzuprüfen, ob diejenigen, die jetzt zu uns übergehen, wirklich Zivilisten sind oder ob sie die Waffen gegen uns getragen haben? Ich schlage vor, Hoheit und meine Herren, in Zukunft diese Überläufer ausnahmslos als kriegsgefangene Rebellen zu behandeln und alles, was wir an Holz erübrigen können, zur Kreuzigung dieser gefangenen Rebellen zu verwenden. Das wird, hoffe ich, die innerhalb der Mauern veranlassen, auch in Zukunft hübsch innerhalb der Mauern zu bleiben. Schon sitzt ein großer Teil der Belagerten vor leeren Tischen. Ich hoffe, daß dann bald alle, auch die Truppen der Belagerten, vor leeren Tischen sitzen werden.« Der Marschall sprach leise, sehr verbindlich. »Je härter wir in diesen Wochen sind, um so humaner können wir in Zukunft sein. Ich schlage vor, Hoheit und meine Herren, den Hauptmann Lukian, den Chef der Profose, anzuweisen, bei der Kreuzigung der Rebellen nicht milde vorzugehen.«

Der Marschall hatte ohne Nachdruck gesprochen wie bei einer Tischunterhaltung. Aber es war lautlos still, während er sprach. Der Prinz war Soldat. Immerhin schaute er angefremdet auf den Juden, der mit so leichter Rede so harte Maßnahmen gegen Juden vorschlug. Niemand im Rat hatte einen Einwand gegen Tiber Alexander. Es wurde beschlossen, die Blockademauer zu bauen und die Überläufer fortan zu kreuzigen.

Vom Fort Phasael aus sahen die Führer Simon Bar Giora und Johann von Gischala, wie die Blockademauer hochstieg. Johann schätzte ihre Länge auf sieben Kilometer und zeigte mit geübtem Blick dem Simon dreizehn Punkte, wo offenbar Türme angelegt werden sollten. »Ein etwas schäbiges Mittel, mein Bruder Simon, meinen Sie nicht?« fragte er und grinste ein wenig fatal. »Dem alten Fuchs hätte ich das ohne weiteres zugetraut, aber der Junge mit seinem Geprotz von Mannhaftigkeit und soldatischer Tugend sollte eigentlich vornehmere Mittel anwenden. Nun ja. Jetzt sind wir aufs Johannisbrot gekommen oder eigentlich schon darunter.«

Die Blockademauer wurde vollendet, und die Straßen und Höhen um Jerusalem säumten sich mit Kreuzen. Die Profose waren erfinderisch im Ausdenken neuer Stellungen. Sie nagelten die zu Exekutierenden so an, daß die Füße oben hingen, oder sie banden sie quer übers Kreuz, ihnen die Glieder raffiniert verrenkend. Zuerst bewirkten die Maßnahmen der Römer, daß die Zahl der Überläufer sich verringerte. Aber dann stieg der Hunger und der Terror in der Stadt. Viele sahen sich verloren. Was war klüger? In der Stadt zu bleiben, die Verbrechen der Makkabi-Leute gegen Gott und Menschen ständig vor Augen, und Hungers zu sterben? Oder zu den Römern überzulaufen und von ihnen ans Kreuz gehängt zu werden? Verloren war man innerhalb der Mauern, verloren außerhalb. Wenn der Stein auf den Krug fällt, wehe dem Krug. Wenn der Krug auf den Stein fällt, wehe dem Krug. Immer, immer wehe dem Krug.

Es mehrten sich diejenigen, die das Sterben am Kreuz dem Sterben in Jerusalem vorzogen. Selten verging ein Tag, an dem nicht mehrere hundert Überläufer eingebracht wurden. Bald gab es keinen Raum mehr für die Kreuze und keine Kreuze für die Menschenleiber.

Der Glasbläser Nachum Ben Nachum lag die meiste Zeit über auf dem Dach des Hauses in der Salbenmachergasse. Dort lagen auch das Weib des Alexas und die beiden Kinder, denn unter freiem Himmel spürte man den Hunger weniger. Auch wenn man sich das Kleid oder den Gürtel sehr eng um den Leib zog, linderte das den Hunger ein wenig; doch nur auf kurze Zeit.

Nachum Ben Nachum war sehr vom Fleisch gefallen, sein dichter Bart war nicht mehr gepflegt, auch nicht mehr recht viereckig, und viele graue Haare durchzogen ihn. Manchmal quälte ihn die Ruhe im Haus, denn die Erschöpften hatten nicht viel Lust zu reden. Dann ging Nachum über die schmale Brücke, die von der Oberstadt zum Tempel führte, und besuchte seinen Verwandten, den Doktor Nittai. Die Achte Priesterreihe, die Reihe Abija, war ausgelost worden, und Doktor Nittai schlief und wohnte jetzt im Tempel. Seine wilden Augen waren eingetrocknet, der überkommene Singsang kam nur mit Mühe von seinen geschwächten Lippen. Es war ein Wunder, daß der ausgedörrte Mann sich aufrecht halten konnte, aber er hielt sich aufrecht. Ja, er war weniger wortkarg als sonst, er hatte keine Furcht wegen seines babylonischen Akzents, er war glücklich. Die ganze Welt ist Netz und Falle, nur im Tempel ist Sicherheit. Auch Nachums Herz erhob es, wie trotz des Elends ringsum der Tempeldienst weiterging wie immer mit seinen tausend großartigen, umständlichen Zeremonien, mit Morgenopfer und Abendopfer. Die ganze Stadt verkam, aber Jahves Haus und Tisch blieb herrlich bestellt wie seit Jahrhunderten.

Vom Tempel aus ging der Glasbläser Nachum oftmals zur Börse, zur Kippa. Eine ganze Reihe von Bürgern kam dort zusammen, aus alter Gewohnheit, trotz des Hungers. Worum man jetzt feilschte, das waren freilich nicht mehr Karawanen mit Gewürz oder Flotten mit Holz, sondern winzige Mengen Nahrungsmittel. Ein oder zwei Pfund verdorbenen Mehls, eine Handvoll getrockneter Heuschrecken, ein Fäßchen Fischsauce. Zu Anfang Juni hatte man das Gewicht des Brotes mit dem gleichen Gewicht in Glas aufwiegen müssen, dann mit dem gleichen Gewicht in Kupfer, dann in Silber. Am 23. Juni zahlte man für einen Scheffel Weizen, das waren 8,75 Liter, vierzig Mene, noch vor dem Juli ein ganzes Talent.

Freilich mußte dieser Handel geheimgehalten werden; denn längst hatten die militärischen Machthaber alle Lebensmittel für die Truppen requiriert. Die Soldaten durchforschten die Häuser bis in den letzten Winkel. Mit ihren Dolchen und Säbeln kitzelten sie unter derben Witzen die letzte Unze Eßbares heraus.

Nachum segnete seinen Sohn Alexas. Wo wäre man hingekommen ohne ihn? Er nährte das ganze Haus in der Salbenmachergasse, und der Vater bekam den größten Anteil. Nachum wußte nicht, wo Alexas seine Vorräte verborgen hielt, wollte es auch nicht wissen. Einmal kam Alexas nach Haus, verstört, blutend aus einer schweren Wunde. Wahrscheinlich war er von streifenden Soldaten betroffen worden, als er aus einem seiner Verstecke etwas von seinen Vorräten holen wollte.

Bis in die Nieren voll von Angst und Grimm saß der Glasbläser Nachum neben dem Lager seines Ältesten, der, grau von Gesicht, geschwächt und ohne Bewußtsein dalag. Ach und oj, warum war er seinem Sohne Alexas nicht früher gefolgt? Sein Sohn Alexas ist der Klügste der Menschen, und er, der eigene Vater, hat nicht gewagt, sich zu ihm zu bekennen, einfach weil die Spitzel der Machthaber umgingen. Aber jetzt wird auch er den Mund nicht mehr verschließen. Wenn sein Sohn Alexas wieder aufsteht, dann wird er mit ihm zu dem Gelbgesichtigen gehen. Denn trotz allen Terrors tauchten aus dem wirren System unterirdischer Gänge und Höhlen unter Jerusalem immer neue Propheten auf, predigten Frieden und Unterwerfung und verschwanden wieder in der Unterwelt, bevor die Makkabi-Leute sie fassen konnten. Nachum war überzeugt, sein Sohn Alexas war vertraut mit dem Führer dieser Propheten, eben jenem Dunkeln, Geheimnisvollen, den alle nur den Gelbgesichtigen nannten.

Er war so voll Grimm gegen die Makkabi-Leute, daß er den Hunger kaum mehr spürte; heftige Erregung vertrieb den Hunger. Vor allem gegen seinen Sohn Ephraim richtete sich seine Wut. Zwar gab der Knabe Ephraim aus der reichlichen Ration, die er als Soldat erhielt, Nahrungsmittel an Vater und Geschwister ab; aber tief in seinem Innern fürchtete Nachum, Ephraim könne es gewesen sein, der jetzt die Soldaten auf die Spuren des Alexas gehetzt habe. Dieser Verdacht, Ohnmacht und Grimm machten den Glasbläser Nachum fast verrückt.

Alexas genas. Aber der Hunger wurde immer bitterer, die spärliche Nahrung war stets die gleiche, der Sommer war heiß. Das jüngste Söhnlein des Alexas starb, der Zweijährige, und wenige Tage später auch der ältere, der Vierjährige. Den Zweijährigen konnte man noch bestatten. Aber als der Vierjährige starb, waren der Leichen zuviel und der Kraft zuwenig geworden, man mußte sich begnügen, die Toten in die Schluchten hinunterzustürzen, die die Stadt umgaben. Nachum, seine Söhne und seine Schwiegertochter brachten die kleine Leiche an das Südosttor, daß der Hauptmann Mannäus Bar Lazarus, dem der Totendienst unterstand, sie in die Schlucht hinunterwerfen lasse. Nachum wollte die Leichenrede halten, aber da er sehr schwach war, verwirrten sich ihm die Worte, und statt über den kleinen Jannai Bar Alexas zu sprechen, sagte er, der Hauptmann Mannäus habe nun bereits siebenundvierzigtausendzweihundertdrei Leichen erledigt und somit siebenundvierzigtausendzweihundertdrei Sesterzien erhalten, dafür könne er auf der Börse beinahe zwei Scheffel Weizen kaufen.

Alexas hockte auf der Erde und hielt die sieben Tage der Trauer. Er wiegte den Kopf, streichelte den schmutzigen Bart. Er hatte einiges bezahlt für die Liebe zu seinem Vater und zu seinen Brüdern.

Als er sich zum erstenmal wieder durch die Stadt schleppte, war er erstaunt. Er hatte geglaubt, das Elend könne nicht größer werden, aber es war größer geworden. Früher war Jerusalem berühmt gewesen wegen seiner Reinlichkeit, jetzt lag über der ganzen Stadt ein wüster Gestank. In einzelnen Stadtquartieren sammelte man die Toten in öffentlichen Gebäuden, und wenn sie voll waren, dann sperrte man diese Gebäude zu. Noch beängstigender aber als der Gestank war die große Stille der sonst so lebendigen Stadt; denn jetzt hatten auch die Betriebsamsten die Lust zu sprechen verloren. Schweigend und stinkend, erfüllt von dicken Schwärmen Ungeziefers, lag die weiße Stadt in der Sommersonne.

Auf den Dächern, in den Gassen sielten sich die Erschöpften herum mit trockenen Augen und weitgeöffneten Mündern. Viele waren krankhaft angeschwollen, andere zu Gerippen ausgedörrt. Die Fußtritte der Soldaten vermochten sie nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Sie lagen, die Verhungernden, herum, starrten nach dem Tempel, der drüben auf seinem Hügel weiß und golden in dem blauen Licht hing, warteten auf den Tod. Alexas sah eine Frau im Abfall wühlen, zusammen mit Hunden nach irgend etwas Genießbarem. Er kannte die Frau. Es war die alte Channa, die Witwe des Erzpriesters Anan. Einst mußten Teppiche vor ihr gebreitet werden, wenn sie auf die Straße ging; denn ihr Fuß war zu vornehm, den Staub des Weges zu treten.

Und dann kam ein Tag, da saß auch Alexas, der Klügste der Menschen, stur und ohne Rat. Er hatte sein Versteck in der Unterwelt leer gefunden, andere hatten den Rest seiner Vorräte entdeckt.

Als Nachum diese Unglücksbotschaft mühevoll aus seinem Sohn herausgequetscht hatte, saß er lange und dachte nach. Es war ein Verdienst, einen Toten zu bestatten; es war ein letztes Verdienst vor Jahve, sich selber zu bestatten, wenn das kein anderer besorgte. Nachum Ben Nachum beschloß, sich dieses letzte Verdienst zu erwerben. Wenn einer so ausschaute, als ob er nicht länger als höchstens noch einen oder zwei Tage zu leben hätte, dann ließen die Wachsoldaten ihn vor das Tor. Ihn werden sie passieren lassen. Er legte seine Hand auf den Scheitel seines Sohnes Alexas, der dumpf auf sein verlöschendes Weib stierte, und segnete ihn. Dann nahm er einen Spaten, das Geschäftsbuch, den Schlüssel der alten Glasbläserei, auch einige Myrtenreiser und Weihrauch und schleppte sich zum Südtor.

Vor dem Südtor lag eine große Gebeinhöhle. Nach einer Ruhe nämlich von ungefähr einem Jahr, wenn der Leichnam bis auf die Knochen verwest war, pflegte man die Gebeine in sehr kleinen Steinsärgen zu sammeln und diese Särge in den Wänden von Höhlen übereinander und nebeneinander zu schichten. Auch über die Beinhöhle vor dem Südtor war nun freilich die Belagerung hinweggegangen und hatte sie zerstört, so daß sie nicht mehr sehr würdig herschaute, ein Haufen von zertrümmerten Steinplatten und Gebein. Aber immer noch blieb sie ein jüdischer Totenacker.

Auf die gelblichweiße, besonnte Erde dieses Totenackers also hockte Nachum sich nieder. Um ihn her lagen andere Verhungernde, starrten nach dem Tempel. Manchmal sprachen sie: Höre, Israel, eins und ewig ist unser Gott Jahve. Manchmal dachten sie an die Soldaten, an die im Tempel, die Brot und Fischkonserven hatten, an die im römischen Lager, die Fett und Fleisch hatten, und dann vertrieb der Zorn auf eine ach nur sehr kurze Zeit den Hunger.

Nachum war sehr matt, aber es war keine unangenehme Mattigkeit. Er freute sich an der heißen Sonne. Anfangs, als er noch Lehrling war, hatte es furchtbar weh getan, wenn er sich an der heißen Masse verbrannte. Jetzt war seine Haut daran gewöhnt. Es war unrecht von seinem Sohne Alexas, daß er die Arbeit mit der Hand ganz durch die Glasbläserpfeife ersetzt hat. Überhaupt war sein Sohn Alexas zu hochfahrend. Weil sein Sohn Alexas so überheblich war, darum waren ihm auch die Kinder gestorben und die Frau, und seine Vorräte waren ihm gestohlen worden. Wie heißt es im Buche Hiob? »Die Güter, die er verschlungen hat, muß er wieder ausspeien. Das Getreide in seinem Haus wird weggeführt werden.« Wer ist nun eigentlich der Hiob, er oder sein Sohn Alexas? Das ist sehr schwierig. Er hat zwar einen Spaten mit, aber kratzt er etwa seinen Grind? Er kratzt ihn nicht, folglich ist sein Sohn Alexas der Hiob.

Wer einem Toten Ehre erweist, erwirbt sich Verdienst, besonders wenn man selber der Tote ist. Aber vorher muß er in seinem Geschäftsbuch nachschauen, ob die letzten Einträge stimmen; er will ein ordentliches Rechnungsbuch im Grab haben. Er hat da eine Geschichte gehört von einer gewissen Maria Beth Ezob. Die Soldaten der Makkabi-Leute waren, angelockt durch Bratengeruch, in das Haus dieser Maria eingedrungen und hatten auch gebratenes Fleisch vorgefunden. Es stammte von dem Kind dieser Maria, und sie wollte mit den Soldaten einen Vertrag abschließen: da sie das Kind geboren habe, sollte die Hälfte des Fleisches ihr gehören, die Hälfte wollte sie den Soldaten lassen. Das war eine ordentliche Frau. Eigentlich müßte allerdings ein solcher Vertrag schriftlich gemacht und auf dem Rathaus deponiert werden. Aber das ist jetzt schwierig. Die Beamten sind nie da. Sie sagen, sie haben Hunger, und das geht doch nicht, daß man einfach wegbleibt, bloß weil man Hunger hat. Einige sind allerdings gestorben infolge Hungers, besser der Tag des Todes als der Tag der Geburt, und die sind gewissermaßen entschuldigt.

Da sitzt sein Sohn Alexas, der Siebenkluge, der Gescheiteste der Menschen, und hat bei all seiner Gescheitheit doch nichts zu essen. Er hat plötzlich ein ungeheures Mitleid mit seinem Sohne Alexas. Natürlich ist der der Hiob. Der Bart des Alexas ist viel grauer als sein eigener, obwohl er jünger ist als er. Freilich, sein, Nachums, Bart ist jetzt auch nicht mehr viereckig, und wenn eine schwangere Frau ihn sähe, würde ihr Kind davon nicht schöner.

Trotzdem ist es ärgerlich, daß man ihm, Nachum Ben Nachum, dem Glasbläser, dem Großhändler, nicht die gebührende Ehre erweist. Daß er allein sein ganzes Totengeleite ist, das ist eine harte Prüfung von Jahve, und er versteht Hiob, und jetzt ist es ganz klar: nicht sein Sohn Alexas ist der Hiob, er ist es. »Denn den Zerfall heiße ich meinen Vater, und die Würmer meine Mutter und meine Schwester.« Und jetzt komm, mein Spaten, grab, mein Spaten.

Mit sehr großer Mühe richtete er sich hoch, leicht ächzend. Es ist sehr schwer, zum Graben muß man sehen. Es sind diese scheußlichen Fliegen, die auf seinem Gesicht sitzen und die ihm alles verdunkeln. Sehr langsam geht sein Blick über die graugelbe Erde hin, über die Knochen, die Reste der Steinsärge. Da, ganz in seiner Nähe, sieht er etwas Schillerndes, Opalfarbenes, es ist ein Wunder, daß er es nicht längst gesehen hat, es ist ein Stück murrinisches Glas. Ist es echt? Wenn es nicht echt ist, dann muß es ein besonders kunstrei ches Verfahren sein, durch das man solches Glas herstellt. Wo hat man ein so kunstreiches Verfahren? Wo machen sie solches Glas? In Tyrus? In Carmanien? Er muß wissen, wo man so künstliches Glas macht und wie man es macht. Sein Sohn Alexas wird es wissen. Wozu wäre er der Klügste der Menschen? Er wird seinen Sohn Alexas fragen.

Er kriecht hin, er holt sich das Stück Glas, verwahrt es sorgfältig in seiner Gürteltasche. Es mag von einem Parfümfläschchen stammen, das man einem Toten in den Steinsarg mitgegeben hat. Er hat das Glas. Es ist nicht echt, aber täuschend nachgeahmt, nur der Fachmann kann die Fälschung erkennen. Er denkt nicht mehr daran, sich ins Grab zu legen, nichts ist mehr in ihm als der Wunsch, seinen Sohn Alexas nach diesem Wunderglas zu fragen. Er steht auf, wirklich, er erhebt sich, er setzt den rechten Fuß vor, den linken, er schleift, er stolpert ein wenig über Knochen und Steine, aber er geht. Er kommt zurück zum Tor, es mögen acht Minuten Weges sein, und siehe, er braucht nur kurze Zeit, nicht einmal eine Stunde braucht er, und dann ist er am Tor. Die jüdischen Wachen sind gerade gutgelaunt, sie öffnen das Ausfallspförtchen, sie fragen: »Hast du etwas zu beißen gefunden, du Toter? Dann mußt du es mit uns teilen.« Er zeigt stolz sein Stückchen Glas. Sie lachen, sie lassen ihn passieren, er geht zurück in die Salbenmachergasse, in das Haus seines Sohnes Alexas.

Die Römer führten vier neue Wälle gegen die Stadt heran. Die Soldaten, die dabei nicht beschäftigt waren, versahen den vorgeschriebenen Lagerdienst, exerzierten, flackten untätig herum, schauten auf die stille, weiße, stinkende Stadt, warteten.

Die Offiziere, um die zermürbende Langeweile zu vertreiben, veranstalteten Jagden auf die vielen Tiere, die sich, gelockt von dem Aasgeruch, um die Stadt versammelten. Denn es zeigte sich interessantes Getier, wie man es seit vielen Geschlechtern in dieser Gegend nicht mehr gesehen hatte. Vom Libanon stiegen Wölfe nieder, aus dem Jordangebiet kamen Löwen, aus Gilead und Basan Panther. Die Füchse wurden fett, ohne daß sie viel List anwenden mußten, auch den Hyänen, den heulenden Rudeln der Schakale ging es gut. Auf den Kreuzen, die alle Straßen säumten, hockten dick die Raben, auf den Berghöhen saßen lauernd die Geier.

Die Bogenschützen machten sich manchmal den Spaß, die im Raum der Begräbnisstätten hockenden, verhungernden Juden als Ziele zu verwenden. Andere römische Mannschaften begaben sich einzeln oder in Trupps vor die Mauern, außer Schußweite, doch in Sehweite, zeigten denen auf der Mauer den Überfluß ihrer Ration, fraßen, schlangen, riefen: Hep, Hep, Hierosolyma est perdita.

Sieben Wochen waren nun vergangen seit Beginn der Belagerung. Die Juden feierten ihr Pfingstfest, ein klägliches Pfingstfest, und nichts änderte sich. Der ganze Monat Juli verging, nichts änderte sich. Die Juden machten Ausfälle gegen die neuen Wälle, ohne Glück. Trotzdem zerrte dieser Feldzug an den Nerven der römischen Legionäre schlimmer als gefährlichere und härtere Feldzüge. Es bemächtigte sich der Belagerer angesichts der stillen und stinkenden Stadt allmählich eine ohnmächtige Wut. Gelang es den Juden, die vier neuen Wälle zu vernichten, dann gab es keine Möglichkeit mehr, andere Belagerungswerke zu bauen; das Holz war am Ende. Es blieb dann nichts übrig, als abzuwarten, bis die da drinnen verhungerten. Grimmig schauten die Soldaten auf den Tempel, der immer gleich, unberührt, weiß und golden dort drüben auf seinem Hügel stand. Sie nannten ihn nicht den Tempel, sie nannten ihn nur voll Scheu, Wut, Ekel: das da oder das Bewußte. Soll man ewig vor dieser weißen, unheimlichen Festung liegen? Das römische Lager war voll von finsterer, verzweifelter Spannung. Keine andre Stadt hätte Bürgerzwist, Hunger, Krieg so lange ausgehalten. Wird man diese Wahnsinnigen, diese verhungerten Lumpen niemals zur Räson bringen können? Es war Essig mit der Rückkehr nach Rom zur Opferung des Oktoberrosses. Von den Generälen der Legionen bis zum letzten Trainsoldaten der bundesgenössischen Kontingente war jeder einzelne randvoll von Zorn auf diesen Gott Jahve, der verhinderte, daß römische Kriegskunst über den Fanatismus jüdischer Barbaren siegte.

An einem der letzten Julitage forderte Titus den Josef auf, ihn auf einem Rundgang zu begleiten. Die beiden Männer, der Feldherr ohne Abzeichen seiner Würde, Josef ohne Waffen, gingen schweigend durch die große Stille. Gleichmäßig kam der Anruf der Wachen, gleichmäßig gaben sie die Parole: Rom voran. Die Umgebung Jerusalems lag jetzt in einem Umkreis von zwanzig Kilometern öd und kahl, und erfüllt hatte sich das Wort der Schrift: »Der Zorn und Grimm Jahves ist ausgeschüttet über diesen Ort, über Mensch und Vieh und Bäume des Feldes und Früchte des Landes.«

Sie kamen an eine Schlucht, in welche die aus der Stadt ihre Leichen hinabzuwerfen pflegten. Scharfer Gestank stieg auf, beizend, atemnehmend; die Körper lagen hochgeschichtet in einer ekeln Jauche der Verwesung. Titus blieb stehen. Auch Josef machte gehorsam halt. Titus schaute seinen Begleiter von der Seite an, wie er geduldig in dem scheußlichen Brodem verharrte. Der Prinz hatte erst heute wieder vertrauliche Mitteilung bekommen, Josef treibe Spionage, stehe mit den Belagerten in heimlichem Einverständnis. Titus glaubte kein Wort. Er wußte genau, wie schwierig die Stellung des Josef war, daß sowohl die Juden ihn für einen Verräter hielten wie die römischen Soldaten. Er mochte den Mann gern leiden, hielt ihn für einen ehrlichen Freund. Aber es gab Stunden, wo er ihm ebenso fremd und unheimlich war wie seinen Soldaten. Er spähte hier an dieser Leichenschlucht nach einem Zeichen des Widerwillens und der Trauer in Josefs Mienen. Aber Josef hielt sein Gesicht versperrt, und den Prinzen wehte es kalt und fremd an: wie konnte der Jude das ertragen?

Es war so, daß den Josef ein quälender Drang an die Orte trieb, wo die Greuel der Belagerung auf besonders scheußliche Art sichtbar wurden. Er war hierhergeschickt, um das Auge zu sein, das all dieses Grauen sieht. Sich rühren, das war leicht. Stille stehen und betrachten müssen, das war viel schwerer. Oft packte ihn ein scharfer, ätzender Schmerz, daß er hier außerhalb der Mauern stand, eine sinnlose Sehnsucht, sich unter die in der Stadt zu mischen. Die hatten es gut. Kämpfen dürfen, leiden dürfen zusammen mit einer Million anderer, das war gut.

Er hat einen Brief bekommen aus der Stadt auf dunkelm Weg und ohne Absender: »Sie stören. Sie haben zu verschwinden.« Er weiß, daß Justus diesen Brief geschrieben hat. Wieder hat dieser Justus recht gegen ihn. Seine Vermittlungsversuche sind hoffnungslos, seine Person stört jede Vermittlung.

Es ist ein sehr bitterer Sommer für den Mann Josephus, dieser Sommer vor den Mauern Jerusalems. Die vernarbende Wunde am rechten Arm ist nicht schwer, aber sie schmerzt, und sie macht ihm das Schreiben unmöglich. Manchmal fragt Titus ihn scherzhaft, ob er ihm nicht diktieren wolle; er sei der beste Stenograph im Lager. Aber vielleicht ist es gut, daß Josef jetzt nicht schreiben kann. Er will nicht Kunst, Beredsamkeit, Gefühl. Sein ganzer Körper soll Auge sein, sonst nichts.

So steht er mit Titus inmitten der kahlen Landschaft, die einst einer der schönsten Teile der Erde war und seine Heimat. Jetzt ist sie wüst und leer wie vor der Schöpfung. Auf der letzten Mauer der Stadt, der schon erschütterten, weiß er seine Landsleute, verwahrlost, verwildert, überzeugt, daß sie untergehen müssen, und sie hassen ihn mehr als irgendeinen andern Menschen. Sie haben einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, einen Ungeheuern, den höchsten, den sie kennen, einen ganzen Scheffel Weizen. Er steht da, schweigend, den Blick vor sich. Hinter ihm, vor ihm, neben ihm sind die Kreuze, an denen Menschen seines Stammes hängen, zu seinen Füßen ist die Schlucht, in der Menschen seines Stammes verwesen, die Luft, das ganze kahle Land ist voll Getier, das auf den Fraß wartet.

Titus macht den Mund auf. Er spricht leise, aber in der Ödnis ringsum klingt es laut: »Findest du es grausam, mein Josef, daß ich dich zwinge, hier zu sein?« Josef, noch leiser als der Prinz, langsam, die Worte abgewogen, erwidert: »Es war mein Wille, Prinz Titus.«

Titus legt ihm die Hand auf die Schulter: »Du hältst dich gut, mein Josef. Kann ich dir einen Wunsch erfüllen?« Josef, immer ohne ihn anzusehen, mit der gleichen, gemessenen Stimme erwiderte: »Lassen Sie den Tempel stehen, Prinz Titus.« — »Das ist mein Wille nicht weniger als deiner«, sagte Titus. »Ich möchte, daß du etwas für dich erbittest.«

Endlich wandte sich Josef dem Prinzen zu. Er sah, daß sein Gesicht neugierig war, forschend, doch nicht ohne Güte. »Geben Sie mir«, sagte er langsam, behutsam, »wenn die Stadt fällt, aus der Beute ...« Er verstummte. »Was soll ich dir geben, mein Jude?« fragte Titus. »Geben Sie mir«, bat Josef, »sieben Schriftrollen und sieben Menschen.«

Die beiden standen groß und allein in der kahlen Landschaft. Titus lächelte: »Du sollst siebzig Rollen haben, mein Josef, und siebzig Menschen.«

Die Priester der diensttuenden Reihe versammelten sich alltäglich in der Quadernhalle, um auszulosen, wer die einzelnen Verrichtungen des Opfers vornehmen sollte. Am Morgen des 5. August, des 17. Tammus jüdischer Rechnung, traten unter die also Versammelten die Führer der Armee Simon Bar Giora und Johann von Gischala, gerüstet beide, mit ihnen ihr Sekretär Amram sowie viele Bewaffnete. Der Chef des Tempeldienstes, der die Auslosung leitete, fragte, seine Fassung krampfig festhaltend: »Was wollen Sie?« — »Sie brauchen heute die Losung nicht vorzunehmen, mein Doktor und Herr«, sagte Johann von Gischala. »Sie brauchen sie auch in Zukunft nicht mehr vorzunehmen. Sie können nach Hause gehen, meine Herren, alle, Priester, Leviten, Laien. Der Tempeldienst hat aufgehört.«

Verschreckt standen die Priester. Der Hunger hatte ihre Gesichter welk gemacht, weiß wie ihre Gewänder, sie waren sehr geschwächt. Manche unter ihnen hielt ähnlich wie den Doktor Nittai allein die Ehrung des Dienstes noch aufrecht. Sie waren zu schwach zum Schreien, es war mehr ein sonderbar dünnes Gegurgel und Gestöhn, das nach den Worten Johanns losbrach.

»Wieviel Opferlämmer sind noch in der Lämmerhalle?« fragte barsch Simon Bar Giora. »Sechs«, antwortete mit mühevoller Festigkeit der Chef des Tempeldienstes. »Sie irren, mein Doktor und Herr«, korrigierte sanft der Sekretär Amram, und ein höfliches, bösartiges Lächeln legte seine *Zähne* bloß. »Es sind neun.« — »Geben Sie die neun Lämmer heraus«, sagte fast gemütlich Johann von Gischala. »In dieser Stadt ist seit langem Jahve der einzige, der Fleisch ißt. Die Lämmer sollen nicht verbrannt werden. Jahve hat auf seinem Brandopferaltar genug süßen Geruch gehabt. Die für das Heiligtum kämpfen, sollen auch von dem Heiligtum leben. Geben Sie die neun Lämmer heraus, meine Doktoren und Herren.«

Der Chef des Tempeldienstes schluckte beschwerlich, suchte eine Erwiderung. Allein bevor er sprach, trat Doktor Nittai aus der Reihe vor. Die trockenen, wilden Augen richtete er glühend auf Johann von Gischala. »Überall ist Netz und Falle«, gurgelte er in seinem harten, babylonischen Akzent, »nur im Tempel ist Sicherheit. Wollen Sie jetzt auch im Tempel Ihre Fallen aufstellen? Sie werden zuschanden werden.« — »Das wird sich zeigen, mein Doktor und Herr«, erwiderte gelassen Johann von Gischala. »Vielleicht haben Sie bemerkt, daß das Fort Antonia gefallen ist. Der Krieg ist bis zum Tempel herangekrochen. Der Tempel ist nicht mehr Jahves Wohnung, er ist Jahves Festung.« Aber Doktor Nittai grollte gurgelnd weiter: »Sie wollen den Altar Jahves berauben? Wer Jahve sein Brot und sein Fleisch stiehlt, der stiehlt ganz Israel den Rückhalt.« — »Schweigen Sie«, herrschte Simon ihn finster an. »Der Tempeldienst hat aufgehört.« Der Sekretär Amram aber ging auf Doktor Nittai zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte verträglich, mit gelben Zähnen lächelnd: »Geben Sie sich zufrieden, Herr Kollege. Wie heißt es im Jeremias? ›So spricht Jahve: Schmeißt eure Brandopfer zu euern Speiseopfern und fresset sie; denn nichts habe ich euern Vätern geboten, als ich sie aus Ägypten führte, weder von Brandopfern noch von Speiseopfern.‹»

Johann von Gischala ließ seine grauen Augen rundum gehen durch die Reihen der Verstörten. Er sah den irren, harten Schädel des Doktor Nittai. Vermittelnd, verbindlich sagte er: »Wenn Sie weiter Dienst tun wollen, meine Herren, singen, Ihre Instrumente spielen, den Segen sprechen, es sei Ihnen unbenommen. Aber was an Brot, Wein, Öl und Fleisch da ist, ist requiriert.«

Der Erzpriester Phanias kam, man hatte ihn benachrichtigt. Als die Losung des Johann von Gischala ihn zum höchsten Amt in Stadt und Tempel berief, hatte der dumpfe, vierschrötige Mann diese Schickung Gottes mit schwerer Beklemmung angenommen. Er ist sich seiner Einfalt bewußt, er hat nichts gelernt, nicht die Geheimlehre, nicht einmal die einfachsten Ausdeutungen der Heiligen Schrift, er hat nur gelernt, Mörtel zu bereiten, Steine zu schleppen und sie aufeinanderzuschichten. Jetzt hat Jahve ihn mit dem heiligen Ornat bekleidet, dessen acht Teile von den acht schwersten Sünden reinigen. So arm an Verstand und Gelehrsamkeit er ist, es ist Heiligkeit in ihm. Aber diese Heiligkeit ist schwer zu tragen. Da befehlen also diese Soldaten, der Tempeldienst habe aufgehört. Das geht nicht. Aber was soll er tun? Alle schauen auf ihn, wartend, daß er etwas sagen soll. Oh, wenn er seinen Ornat angezogen hätte, dann gäbe ihm Jahve bestimmt die rechten Worte. Jetzt kommt er sich nackt vor, steht herum, hilflos. Endlich tut er den Mund auf. »Sie können«, redet er Johann von Gischala zu, »mit den neun Lämmern Ihre Armee nicht speisen. Wir können damit den Dienst vier heilige Tage weiterführen.« Die Priester finden, was der Erzpriester Phanias gesagt hat, das ist die fromme, billige Vernunft des Volkes, und sogleich springt der Chef des Tempeldienstes ihm bei. »Wenn diese Männer noch leben«, sagt er und weist auf die Priester um ihn herum, »dann ist es nur durch den Willen, Jahves Dienst gemäß der Schrift zu verrichten.«

Aber Simon Bar Giora sagte nur: »Die Tore des Tempels haben lange genug zugeschaut, wie ihr euch den Bauch von Jahves Opfern gefüllt habt«, und seine Bewaffneten drangen in die Lämmerhalle. Sie nahmen die Lämmer. Sie drangen in die Weinhalle, nahmen den Wein und das Öl. Sie drangen in den Heiligen Raum. Niemals seit Bestehen des Tempels hatten Nichtpriester den Fuß hierhergesetzt. Jetzt tappten die Soldaten schwerfällig, verlegen grinsend, durch die kühle, strenge, dämmerige Halle. Der siebenarmige Leuchter stand da, das Räucherfaß, der Tisch mit den zwölf goldenen Broten und den Broten aus Mehl. Niemand kümmerte sich um das Gold, aber auf die duftenden Weizenbrote wies Simon, und: »Nehmt!« befahl er, er sprach besonders barsch, um seine Unsicherheit zu verstecken. Die Soldaten gingen auf den Schaubrottisch zu, behutsam, auf scheuen Sohlen. Dann, mit schnellen Bewegungen, bemächtigten sie sich der Brote. Sie trugen sie ungelenk, als wären die Brote kleine Kinder, mit denen man vorsichtig umgehen muß.

Der Erzpriester Phanias war täppisch hinter den Soldaten hergestapft, unglücklich, krank vor Zweifel, was er beginnen solle. Ängstlich starrte er auf den Vorhang zum Allerheiligsten, der Wohnung Jahves, die nur er betreten durfte am Versöhnungstag. Aber Simon und Johann rührten nicht an den Vorhang, sie kehrten um. Eine ungeheure Last fiel ab von dem Erzpriester Phanias.

Die Soldaten atmeten auf, als sie die verbotenen Räume verließen. Sie waren heil, kein Feuer war vom Himmel niedergefahren. Sie trugen die Brote. Es waren erlesen weiße Brote, aber nur eben Brote, es geschah einem nichts, wenn man sie berührte.

Simon und Johann luden für diesen Abend die Herren ihres Stabs zum Abendmahl, dazu den Sekretär Amram. Sie alle hatten seit Wochen kein Fleisch gegessen, nun schnupperten sie gierig den Geruch des Gebratenen. Auch war viel und edler Wein da, Wein von Eschkol, und es lag Brot auf dem Tisch, reichlich, nicht nur zum Essen, sondern auch, die Männer lachten, um das Fleisch vom Teller zu nehmen. Sie hatten gebadet, sich mit dem Öl des Tempels gesalbt, Haar und Bart schneiden und glätten lassen. Erstaunt sahen sie einander an: in was für stattliche, elegante Herren hatten die Verwilderten sich verwandelt.

»Legen Sie sich bequem hin und essen Sie«, forderte Johann von Gischala auf. »Es ist wohl das letztemal, daß wir es tun können, und wir haben es verdient.« Ihre Soldaten wuschen ihnen die Hände, Simon Bar Giora sagte den Segensspruch und brach das Brot, es war ein reichliches Mahl, und sie gaben auch den Soldaten ab.

Die beiden Führer waren guter, milder Laune. Sie dachten ihrer Heimat Galiläa. »Ich denke an die Johannisbrotbäume deiner Stadt Gerasa, mein Bruder Simon«, sagte Johann. »Es ist eine schöne Stadt.« — »Ich denke an die Feigen und das Öl deiner Stadt Gischala, mein Bruder Johann«, sagte Simon. »Du kamst vom Norden nach Jerusalem, ich vom Süden. Wir hätten uns zusammentun sollen, als wir kamen.« — »Ja«, lächelte Johann, »wir waren Narren. Wir waren die Hähne. Der Knecht trägt sie an den Füßen in den Hof, um sie zu schlachten, und sie, hängend und schaukelnd, hauen einander mit den Schnäbeln.«

»Gib mir das Bruststück, das du auf deinem Teller hast, mein Bruder Johann«, sagte Simon, »und laß mich dir die Keule geben. Sie ist fetter und saftiger. Ich liebe und bewundere dich sehr, mein Bruder Johann.« — »Ich danke dir, mein Bruder Simon«, sagte Johann. »Ich habe nie gewußt, was für ein schöner und stattlicher Mann du bist. Ich sehe es erst jetzt, wo es zu sterben geht.«

Sie tauschten das Fleisch, und sie tauschten den Wein. Johann stimmte das Lied an, das den Simon feierte, wie er die Maschinen und die Artillerie der Römer verbrannte, und Simon stimmte das Lied an, das den Johann rühmte, wie er hinter der ersten Mauer des Forts Antonia eine zweite errichtet hatte. »Wenn wir soviel Glück hätten wie Mut«, lächelte Johann, »die Römer wären längst nicht mehr da.« Sie sangen Sauf- und Hurenlieder und Lieder von der Schönheit des Landes Galiläa. Sie gedachten der Städte Sepphoris und Tiberias und der Stadt Magdala mit ihren achtzig Weberwerkstätten, die die Römer zerstört hatten. »Weithin ist der See rot von Blut in der Nähe von Magdala«, sangen sie, »weithin ist der Strand voll Leichen in der Nähe von Magdala.« Sie schrieben ihre Namen auf ihre Feldbinden mit den Initialen Makkabi, und sie tauschten die Binden aus.

Von außen, in gleichmäßigem Abstand, kamen dumpfe Stöße gegen die Grundmauern. Das war der »Harte Julius«, der berühmte Rammbock der Zehnten Legion. »Laßt ihn stoßen«, lachten die Offiziere, »morgen verbrennen wir ihn.« Sie lagen, sie aßen, sie spaßten, sie tranken. Es war ein gutes Mahl, und es war das letzte.

Die Nacht rückte vor. Sie wurden nachdenklicher, eine wilde, umschattete Heiterkeit lag über der großen Halle. Sie gedachten der Toten. »Wir haben nicht Linsen noch Eier«, sagte Johann von Gischala, »aber die zehn Becher der Trauer wollen wir trinken, und die Polster wollen wir umstürzen.« — »Es sind sehr viele Tote«, sagte Simon Bar Giora, »und es geziemte sich zu ihren Ehren ein besseres Mahl. Ich gedenke der toten Offiziere.« Es waren siebenundachtzig Offiziere gewesen, die römische Kriegskunst erlernt hatten, davon waren zweiundsiebzig gefallen. »Ihr Andenken sei gesegnet«, und sie tranken. »Ich gedenke des Erzpriesters Anan«, sagte Johann von Gischala. »Was er für die Mauer getan hat, war gut.« — »Er war ein Schuft«, sagte heftig Simon Bar Giora, »wir mußten ihn umbringen.« — »Wir mußten ihn umbringen«, gab Johann verträglich zu, »aber er war ein guter Mann. Sein Andenken sei zum Segen.« Und sie tranken.

»Ich gedenke eines andern Toten«, sagte verbissen der Sekretär Amram. »Er war mein Jugendfreund und ein Hund. Er erlernte mit mir in *einem* Raum die Geheimnisse der Lehre. Sein Name ist Josef Ben Matthias. Sein Andenken sei nicht zum Frieden.«

Er hatte einen Einfall, von dem er sich besonderen Spaß versprach. Zwinkernd verständigte er sich mit Simon und Johann, und sie ließen aus den Kerkern des Forts Phasael den Doktor und Herrn Matthias kommen, den Vater des Josef.

Der alte, dürre Herr hatte lange, scheußliche Tage im Gestank eines dunkeln Verlieses gesessen, er war furchtbar erschöpft, aber er nahm sich zusammen. Er hatte Angst vor diesen wüsten Soldatenkerlen. Sie hatten so viele totgeschlagen, es war ein Wunder, daß sie ihn am Leben gelassen hatten, man mußte ihnen nach dem Mund reden. Er führte die schlotternde Hand an die Stirn, grüßte. »Was wollen Sie, meine Herren«, stammelte er, »von einem alten, wehrlosen Mann?«, und er blinzelte ins Licht und schnupperte wider seinen Willen nach den Speisen. »Es steht nicht gut, mein Doktor und Herr Matthias«, sagte Johann. »Wo wir jetzt sind, werden bald die Römer sein. Was wir mit Ihnen anfangen sollen, alter Herr, darüber sind wir uns noch nicht schlüssig. Ob wir Sie den Römern überlassen oder vorher totschlagen sollen.« Der Greis stand gekrümmt, stumm, zitternd.

»Hören Sie«, sagte der Sekretär Amram, »die Lebensmittel sind knapp in der Stadt, wie Ihnen vielleicht bekannt ist. Wir haben kein Fleisch mehr, wir sind aufs Johannisbrot gekom men. Was Sie hier sehen, sind die Knochen der neun letzten Lämmer für den Brandopferaltar Jahves. Wir haben sie gegessen. Schauen Sie nicht so starr. Es hat uns geschmeckt. Sehen Sie ein Menetekel an der Wand? Ich nicht. Beim Beginn unseres Unternehmens stand Ihr Herr Sohn an unserer Seite. Er ist inzwischen abgeschwenkt. Es ziemt sich, daß am Ende Sie an unserer Seite stehen. Wir sind Leute von Lebensart. Wir laden Sie ein, an unserm letzten Mahl teilzunehmen. Es sind noch reichlich viele Knochen da, wie Sie sehen. Auch das Brot, mit dem wir das Fleisch von den Tellern genommen haben, steht zu Ihrer Verfügung.«

»Ihr Herr Sohn ist ein Unflat gewesen«, sagte Johann von Gischala, und seine schlauen, grauen Augen waren zornig, »ein Wegwurf. Sie haben ein Stück Kot in die Welt gesetzt, mein Doktor und Herr Matthias, Priester der Ersten Reihe. Die Knochen und das Brot gebühren unsern Soldaten eher als Ihnen. Aber wir stehen zum Wort unseres Doktor Amram, wir laden Sie ein.« Simon Bar Giora war weniger höflich. Er bedrohte den Greis mit seinen finstern, engen Augen und herrschte ihn an: »Essen!«

Der Alte zitterte stark. Er war unbändig stolz gewesen auf den Aufstieg seines Sohnes. Er selber hatte sich nie weit vorgewagt. Er begriff, ach, er begriff gut, daß Joseph später zu den Römern gegangen war. Aber diese Menschen begriffen es nicht, sie haßten seinen Sohn auf den Tod. Jetzt also soll er essen. Vielleicht soll das eine Probe sein, und wenn er jetzt aß, werden sie triumphieren und ihn verhöhnen und totschlagen, weil er seinen Rest Leben durch solchen Frevel zu bewahren sucht. Er war nach dem Moder und Gestank des lichtlosen Kerkers fast irr vor Hunger und Erschöpfung. Er sah die Knochen, es waren saftige Knochen, gefüllt mit Mark, von einjährigen, ausgesuchten Tieren, sicher konnte man die ganzen Knochen zerkauen und essen. Dazu das Brot, das herrlich duftende, das überdies vom Saft und der Tunke des Fleisches angenommen hatte. Der Alte befahl sich, nicht zu gehen, aber seine Füße folgten ihm nicht. Es zog ihn vorwärts, er ging, widerwilligen Schrittes. Griff nach den Knochen, gierig, mit seinen schmutzigen Händen. Biß zu, schlang, der Saft troff ihm in seinen ver wahrlosten weißen Bart. Er hatte keinen Segensspruch gesagt, das wäre wohl auch doppelte Lästerung gewesen. Er wußte, das war Fleisch vom Altar Jahves und Brot von seinem Tisch, und was er tat, war zehnfache Todsünde. Er schloß sich und seine Nachfahren vom Heil aus für alle Zeiten. Aber er hockte sich auf den Boden, die Knochen in beiden Händen, seine alten, schlechten Zähne rissen an den Knochen, bissen sie durch, er kaute, malmte, war glücklich.

Die andern schauten ihm zu. »Seht«, sagte der Doktor Amram, »wie er sich um das Heil seiner Seele frißt.« — »Das sind die Leute, die uns soweit gebracht haben, mein Bruder Johann«, sagte Simon. »Das sind die Leute, für die wir sterben, mein Bruder Simon«, sagte Johann. Dann sagten sie nichts mehr. Schweigend schauten sie zu, wie der Doktor und Herr Matthias auf dem Boden der Halle hockte, im Schein der Fakkeln, fressend.

Am Tag darauf, am *6. A*ugust, weckte der Doktor Nittai die für diesen Tag ausgelosten Priester der Achten Reihe, der Reihe Abija. An Stelle des ratlosen Chefs hatte Doktor Nittai die Leitung des Tempeldienstes übernommen, und die Priester gehorchten ihm. Sie folgten ihm in die Halle, und Doktor Nittai sagte: »Kommet und loset, wer schlachten soll, wer das Blut sprengen, wer die Opferglieder zum Altar bringen soll, wer das Mehl, wer den Wein.« Sie losten. Dann sagte Doktor Nittai: »Gehe hinaus, du Bestimmter, und halte Ausschau, ob die Zeit zum Schlachten gekommen ist.« Als es soweit war, rief der am Ausschau: »Es tagt. Es wird hell im Osten.« — »Wird es hell bis Hebron?« fragte Doktor Nittai, und der am Ausschau erwiderte: »Ja.« Darauf befahl Doktor Nittai: »Geht hin und holt ein Lamm aus der Lämmerhalle.« Und die dazu ausgelost waren, gingen in die Lämmerhalle. Sie achteten nicht, daß kein Lamm darin war, sie holten das Lamm, das nicht da war, sie tränkten es nach der Vorschrift aus dem goldenen Becher.

Die das Los getroffen hatte, begaben sich mittlerweile mit zwei riesigen goldenen Schlüsseln zum Heiligen Raum und öffneten das große Tor. In dem Augenblick, da das mächtige Geräusch der Toröffnung an sein Ohr drang, schlachtete der dazu Bestimmte im andern Raum das Opfer, das nicht da war. Dann brachten sie das Tier, das nicht da war, auf den Marmortisch, häuteten und zerteilten es nach der Vorschrift, trugen, ihrer neun, die einzelnen Teile zur Rampe des Altars. Dann losten sie, wer die Opferglieder von der Rampe auf den Altar bringen solle. Es kamen die Beamten des niederen Dienstes und kleideten die dazu Bestimmten neu ein. Dann entzündeten sie das Opferfeuer und räucherten aus goldener Schale mit goldenen Löffeln. Und sie nahmen die große Schaufelpfeife, die hunderttonige, und ließen alle hundert Töne zugleich erklingen. Wenn dieses gewaltige Gedröhn erklang, das jedes Geräusch in Jerusalem übertönte, dann wußten alle, jetzt wird das Opfer dargebracht, und sie warfen sich nieder.

Man reichte dem Ausgelosten den Wein. Doktor Nittai erstieg das eine Horn des Altars, stand wartend, mit einem Tuch. Die dazu Bestimmten warfen die Teile des Opfers ins Feuer. Sowie sich der Priester zum Ausgießen des Weines bückte, gab Doktor Nittai sein Zeichen, schwenkte das Tuch. Und während die Rauchsäule stieg, stimmten die Leviten auf den Stufen des Heiligen Raumes den Psalm an, und die Priester auf den Rampen des Altars sprachen den Segen über das niedergeworfene Volk.

So opferten an diesem *6. A*ugust die ausgelosten Priester der Achten Reihe, der Reihe Abija, mit allem Prunk und die vielen hundert Vorschriften strenge innehaltend. Diese Erschöpften, darauf gerüstet, heute oder morgen zu sterben, sahen nicht, daß die Lämmerhalle und der Altar des Herrn leer waren. Der Glaube Doktor Nittais war in ihnen. Dieser Glaube machte, daß sie das Lamm sahen. Sie brachten es dar, und dieses Opfer war der Sinn und Gipfel ihres Lebens. Nur dazu holten sie mit soviel Mühe Luft in ihre Lungen und stießen sie wieder aus, nur das noch schied sie vom Tode.

Als man Titus berichtete, daß die Juden ihrem Gott die letzten Lämmer weggefressen hatten, war er überaus betroffen. Das waren Unheimliche, Irrsinnige, von den Göttern Geschlagene. Warum beraubten diese Unbegreiflichen, die doch keinen Schutz hatten außer Jahve, Jahves Altar?

Wie immer, jetzt waren die Belagerten am Ende. Es war eine große Versuchung, jetzt einen Sturm auf die erschöpfte Stadt anzusetzen. Die Armee, nach der langen, zermürbenden Belagerung, lechzte danach. Es war auch der kürzeste und sicherste Weg zum Triumph. Sein Vater hatte keine Ursache mehr, die Fiktion, es handle sich um eine polizeiliche Maßnahme, aufrechtzuhalten. Er sitzt in Rom fest genug, auch wenn er den Feldzug nicht selber beendet hat. Wenn Titus jetzt die Stadt stürmt, kann ihm Rom den Triumph nicht wohl verweigern.

Der Prinz hat eine schlechte Nacht, voll von Zweifeln. Ein Triumph ist eine gute Sache. Aber hat er nicht Berenike, hat er nicht sich selber zugeschworen, seinen Zorn gegen die Aufständischen nicht am Tempel auszutoben? Er hat mit der Anwendung von Gewalt bei Berenike keine guten Erfahrungen gemacht. Wenn er das da schont, wenn er wartet, bis das da sich ihm ergibt, hat er dann nicht ausgelöscht, was er an der Frau getan hat?

Er betraute den Josef damit, nochmals, ein letztes Mal, Verhandlungen anzubahnen. Er gab ihm ein Angebot mit, das weit über alle bisherigen Konzessionen hinausging.

Josefs Herz schlug töricht hoch. Er neigte sich tief vor Titus, nach jüdischer Sitte, die Hand an der Stirn. Was der Römer gab, war ein großes Geschenk, dargereicht von einer starken Hand, die es wahrlich nicht notwendig hatte zu schenken, die ihren Willen erzwingen konnte. Er muß die in der Stadt dazu bringen, daß sie das erkennen. Jetzt hat es trotz allem Sinn bekommen, daß er hier bei den Römern vor Jerusalem ist und nicht innerhalb der Mauern wie jener Justus.

Zur festgesetzten Stunde begab er sich unmittelbar vor die Mauer, allein, schlicht angezogen, ohne Waffen, ohne priesterliches Abzeichen. So stand er zwischen den Belagerern und den Belagerten, ein kleiner Mensch auf dem kahlen Boden vor der Ungeheuern Mauer, und vor ihm die Mauer war dichtbesetzt mit Juden, und hinter ihm die Blockademauer war dichtbesetzt mit Römern. Hitze war, Gestank, beklemmendes Schweigen, daß er nur sein Blut hörte. In seinem Rücken spürte er den kalten, spöttischen Blick des Tiber Alexander, vor sich sah er die haßerfüllten Augen des Simon Bar Giora, die wilden seines Jugendkameraden Amram, die verachtungsvollen des Johann. Er war am ganzen Leibe kalt in der heißen Sonne.

Er begann zu sprechen. Zuerst klangen ihm seine Worte hohl und fremd, aber dann kam es über ihn, und er redete schlicht, heiß und gerade wie nie in seinem Leben. Die Römer, bot er an, werden im Fall der Übergabe die Bewaffneten zwar gefangensetzen, aber keinen am Leben büßen. Die Römer, bot er an, werden noch heute Opfertiere für den Tempel durchlassen, vorausgesetzt, daß man auch das für Jahve bestimmte Opfer des Kaisers, des Volkes und Senats von Rom annimmt und darbringt wie früher.

Die auf der Mauer hatten Josef düster und voll Trauer kommen sehen. Jetzt schauten selbst unter den Makkabi-Leuten viele begierig auf Simon und Johann. Dies war wirklich ein großes, mildes Angebot, und in ihrem Herzen hofften sie, die Führer würden es annehmen.

Allein die dachten nicht daran. Wenn sie sich ergeben, was werden sie dann für ein Leben haben, im Triumph aufgeführt zuerst, dann als Leibeigene in irgendein Bergwerk verschickt? Und selbst wenn die Römer sie freilassen, konnten sie unter Juden weiterleben nach allem, was geschehen war? Sie werden, nachdem ihr Krieg mißglückt ist, auf Lebenszeit unter den Juden verfemt sein. Und es waren nicht nur solche Erwägungen; es waren tiefere Gründe. Sie waren so weit gegangen, sie hatten bewirkt, daß jetzt das Land dem Erdboden gleichgemacht war und der Tempel ein Totenacker und eine Blutfestung, sie hatten die Lämmer Jahves gefressen, und nun wollten sie ihren Weg zu Ende gehen.

Ohne also erst zu wissen, was die Römer anbieten würden, hatten sie ihre Erwiderung vorbereitet. Sie spuckten nicht aus, als Josef mit seiner Rede zu Ende war, schüttelten nicht den Staub von ihren Kleidern und Schuhen, dachten auch gar nicht daran, eine lange Antwort voll Zorn und Verachtung zu geben. Nein, sie öffneten nur die kleine Ausfallpforte neben dem Tor: und heraus kam quiekend und grunzend ein Schwein. Ja, sie hatten den Römern ein paar Schweine abgejagt, und davon eines ließen sie jetzt auf Josef los.

Josef erblaßte. Das Schwein kam auf ihn zu, grunzend, schnuffelnd, und die auf der Mauer lachten. Und dann, im Sprechchor und auf lateinisch, es war nicht leicht für die erschöpften Männer, sie mußten es lange geübt haben, riefen sie: »Ist dir eine Vorhaut gewachsen, Flavius Josephus?« Sie lachten, und die Römer, sie konnten sich nicht helfen, lachten mit. Da hatten diese höllischen Juden wirklich einen verdammt guten Spaß gemacht. Josef aber stand allein zwischen den beiden Lagern mit seinem Schwein, im Angesicht des geschändeten, mit Geschützen gespickten Tempels, und schallend verlachten ihn Juden und Römer.

In diesen Augenblicken, die lang waren wie Jahre, büßte Josef allen Hochmut seines Lebens. »Ihr Doktor Josef ist ein Lump«, hatte einmal einer gesagt mit einem gelben Gesicht, in Meron hatten sie Gras gesät über den Weg, auf dem er gekommen war, andere hatten sieben Schritte Abstand von ihm gehalten wie vor einem Aussätzigen, unter Posaunen war der Bann über ihn ausgesprochen worden, in Alexandrien war er in Stricken gelegen unter der Geißel. Aber was war das alles vor diesen Augenblicken? Er war reinen Herzens gekommen, er wollte die Stadt retten, Männer, Frauen, Kinder und das Haus Jahves. Sie aber schickten ihm ein Schwein. Er wußte wohl, er mußte jetzt gehen, aber er zögerte. Die Mauer hielt ihn fest. Er mußte viel Willen aufbieten, um zu gehen. Er setzte einen Fuß hinter den andern, er ging rückwärts, den Blick immer auf den Mauern. Eine große Kälte fiel ihn an, alles war von ihm abgeblättert, Schmerz und Hochmut. Er gehörte nicht zu den Römern und nicht zu den Juden, die Erde war wüst und leer wie vor der Schöpfung, er war allein, um ihn war nichts als Hohn und Gelächter.

Titus, als die Juden dem Josef das Schwein zutrieben, lachte nicht. Eigentlich, dachte er, kann ich zufrieden sein. Ich habe mich überwunden. Ich habe gutmachen wollen, was diese Irrsinnigen ihrem Gott angetan haben; jetzt stehe ich besser mit diesem Jahve als meine Feinde. Aber diese Erwägung hielt nicht lange vor. Er schaute hin zu dem Bewußten, zu dem Weiß und Goldenen. Erschreckend überkam ihn plötzlich die Lust, das da unter seine Füße zu treten, das Störende, Verwirrende. Sie selber haben es geschändet, er wird es vollends in den Dreck schmeißen, das da, das Höhnische, Hohe, mit seiner verdammten Reinheit. In seinem Hirn reißt es, wie er es von seinen Soldaten gehört hat, im Takt, wüst, wild: Hep, Hep, und bei jedem Hep kracht ein Schädel ein und stürzt ein Stück Haus.

Gleich darauf erschrak er. Er wollte das alles nicht gedacht haben. Nein, es war durchaus nicht seine Absicht, mit diesem Jahve anzubinden. Das überließ er den Herren jenseits der Mauer.

Eine dunkle Trauer packte ihn, eine wütende Sehnsucht nach der Jüdin. Hilflos zornig stand er vor dem Fanatismus der Juden, vor ihrer Verblendung. Berenike ist eine von diesen, unbegreiflich wie sie, niemals wird er sie wirklich besitzen.

Er ging zu Josef. Der lag auf seinem Bett, zu Tode erschöpft, überdeckt von kaltem Schweiß trotz der Hitze des Sommertags. Er wollte sich erheben. »Liege, liege«, bat Titus, »aber sprich zu mir. Vielleicht macht mich der Zorn über diese Menschen blind. Erkläre du mir, mein Jude: was wollen sie? Ihren Zweck können sie nicht mehr erreichen: warum also wollen sie lieber sterben als leben? Sie können das Haus erhalten, für das sie kämpfen: warum wollen sie, daß es niederbrennt? Verstehst du das, mein Jude?« — »Ich verstehe es«, sagte Josef, unendlich müde, und sein Gesicht hatte den gleichen trauervollen Ausdruck wie die Gesichter derer auf der Mauer. »Bist du unser Feind, mein Jude?« fragte Titus, sehr zart. »Nein, mein Prinz«, sagte Josef. »Gehörst du zu denen jenseits der Mauer?« fragte Titus. Josef zog sich in sich zusammen, peinvoll, schwieg. »Gehörst du zu denen jenseits der Mauer?« wiederholte dringlicher Titus. »Ja, mein Prinz«, sagte Josef. Titus sah ihn an, ohne Haß, aber niemals waren sich die beiden fremder gewesen. Titus ging hinaus, immer das Aug auf dem Juden, kummervoll vor Nachdenken.

In ihrem stillen, schönen Haus in Tiberias, auf der Höhe über dem See, versuchte Berenike ihrem Bruder Agrippa zu erzählen, was sich im Lager ereignet hatte. Agrippa, als er sie zerstört und zerrüttet ankommen sah, hatte nicht gefragt. Jetzt berichtete sie um so offener. Verachtete sie den Titus um seiner Roheit willen? Nein. Das eben war das Schlimme, daß sie gegen seine Barbarei keinen Haß mehr aufbrachte. Durch das hämische, verkniffene Knabenantlitz, das er ihr zuletzt gezeigt hatte, sah sie das starke, zielgewisse Soldatengesicht. Es half nichts, daß sie sich vor ihrem Bruder, vor sich selber lustig machte über seine harte Pedanterie, über sein albernes Stenographieren. In seinem stinkenden Lager, in der zerstampften Ödnis um Jerusalem war Titus ein Mann, der Mann.

Agrippa verstand gut die mühevollen Erklärungen seiner Schwester. Riß etwa dieser bittere Krieg an seinen eigenen Nerven weniger? Er hatte den Römern sein Kontingent zugeführt, war aber dann sogleich in sein transjordanisches Königreich zurückgekehrt und wollte von den Vorgängen im Lager so wenig hören wie möglich. Sein schönes Palais in Tiberias, seine Bilder, Bücher, Statuen waren ihm vergällt. »Du hast es leichter, Schwester«, sagte er, ein kleines, trübes Lächeln auf dem schönen, etwas zu fleischigen Gesicht. »Hänge du dein Herz an Judäa, an das Land und an seinen Geist, und schlafe mit deinem Römer: und du hast für dich das Problem gelöst. Liebe ihn, Nikion, deinen Titus. Ich beneide ihn, aber ich darf dir nicht abraten. Was aber bleibt mir, Nikion? Ich begreife beide, die Juden und die Römer. Allein wie soll ich beide halten? Wenn ich sein könnte wie die in Jerusalem, wenn ich sein könnte wie die Römer. Ich sehe den Fanatismus der einen, das Barbarische der andern, aber ich komme nicht los, ich kann mich nicht entscheiden.«

Berenike, in der Stille von Tiberias, lauschte gespannt allen Nachrichten aus dem Lager vor Jerusalem. Zuerst war noch in ihren Augen die Ödnis, in die die schimmernde Umgebung der Stadt sich verwandelt hatte, in ihren Nasenlöchern der Gestank des Lagers, in ihren Ohren das Heulen des Getiers, das auf Aas wartete. Allmählich aber verlor diese Erinnerung ihren Ekel, und die Tollheit des Krieges begann die Frau anzustecken. Krieg, das war Blut und Feuer, ein großes Schauspiel, Krieg roch lieblich, Krieg, das waren wildfromme Männergesichter, brünstig nach einem schnellen, beseligenden Sterben. Immer heftiger aus der nachdenklichen Schönheit von Tiberias sehnte sie sich nach dem großen, pathetischen Getümmel des Lagers. Warum schwieg der Mann? Warum schrieb er ihr nicht? Hatte ihr Leib ihm mißfallen? Alle Wut und Scham richtete sie gegen sich selber, nicht gegen den Mann.

Als Nachricht kam, es sei nun soweit, die Entscheidung über das Schicksal des Tempels stehe unmittelbar bevor, schon habe sich ein Kabinettsrat des Kaisers damit befaßt, hielt sie sich nicht länger. Jetzt hatte sie Grund genug, ins Lager zurückzukehren.

In dem Prinzen stieg ein großes Triumphgefühl hoch, als sie sich anmeldete. Seitdem die Frau von ihm geflohen war, hatte er zwei schwer erträgliche Monate verbracht, in dem heißen, stinkenden Sommer mit mühsam gezähmten Nerven auf das Ende der Stadt lauernd. Er hat durch heftige Arbeit seine Unrast zu betäuben gesucht, er ist auch vorangekommen, er hat den Krieg bis unmittelbar an den Tempel herangetragen, und wo ehemals das Fort Antonia stand, steht jetzt sein dreigeteiltes Zelt, Arbeitsraum, Schlafraum, Eßraum. Das Bild der Berenike versagt er sich nicht länger. Beängstigend lebendig, wie alles, was Fabull gemacht hat, steht es in seinem Arbeitszimmer. Oft schaut er in die braungoldenen, langen Augen der Frau. Wie konnte er auf die irrsinnige Idee kommen, sie zu nehmen wie eine spanische Hure? Das ist eine fremde Frau, ja, sehr hoch und fremd. Er brennt nach ihr wie am ersten Tag.

Er suchte seine Aufzeichnungen vor, Worte von ihr, die er mitstenographiert hatte, verglich sie, wog sie ab. Stand lange Zeit betrachtsam vor dem Bild, voll von Zweifeln. Bezwang sich, unternahm nichts, wartete.

Nun also kam sie von selbst. Er ritt ihr weit vors Lager entgegen. Berenike war sanft, ohne Vorwurf, mädchenhaft. Die fahle Landschaft um Jerusalem, das Volk der Gekreuzigten, die Raubvögel, die verwilderten, gefährlichen Mienen der Soldaten, dieses Ge Hinnom, diese Totenlandschaft schreckte sie nicht. Denn festen Schrittes durch diesen Hades ging der Prinz, der Mann, und da sie an seiner Seite war, zog eine große Ruhe in sie.

Sie lagen zusammen beim Abendessen. Er erzählte ihr von seinen Jungen, seinen Soldaten. Diese Juden machten es einem verdammt schwer. Sie waren fanatisch, toll wie angeschossene Wildsäue. Sie riskierten ihr Leben um einen Sack mit Weizen. Ersannen immer neue, harte Tricks. Da hatten sie etwa das Dach der Verbindungshalle zwischen dem Fort Antonia und dem Tempelbezirk mit Erdharz, trockenem Holz und Pech gefüllt, die Römer daraufgelockt und sie gebraten wie Fische. Aber auch mit seinen Jungens war nicht zu spaßen. Der Prinz erzählte, als ob es nicht um Verlust oder Gewinn, sondern um guten Sport ginge. Er selber schont sich nicht, wenn es darauf ankommt, er springt mitten ins Getümmel, er ist zweimal verwundet worden, sein Pferd haben sie ihm unterm Leib erstochen, seine Offiziere reden immer auf ihn ein, er, der Feldherr, möge die gemeine Kampfarbeit dem gemeinen Mann überlassen.

Titus erzählte, beflissen, gut gelaunt, kaum darauf achtend, ob sie zuhöre. Plötzlich gewahrte er, wie sie ihn anschaute. Das waren nicht die Augen des Bildes. Wie sie sich an ihn hängten, wie sie sich verschleierten, das war ihm an Frauen nicht fremd. Leise, während er sprach, mit einer Bewegung, die nahm und doch zart war, schloß er Berenike ein mit beiden Armen. Sie glitt ihm zu, er sprach den angefangenen Satz nicht zu Ende, mitten in seinen Erzählungen sanken sie hin und mischten sich.

Still dann lag sie, mit geschlossenen Augen, lächelnd. Titus preßte den breiten Bauernkopf, der jetzt frisch und jungenhaft aussah, an ihre Brust, bohrte ihn in ihren Leib. »Ich weiß«, sagte er und machte seine harte Kommandostimme schmiegsam, »ich weiß, du bist nicht um meinetwillen gekommen. Aber laß mich glauben, du seist es. Süße, Herrliche, Königin, Geliebte. Es ist wahrscheinlich um deines Tempels willen, daß du gekommen bist. Gesegnet sei dein Tempel, weil du kamst. Es war fest in meinem Plan, daß er stehenbleiben soll. Süße, und wenn ich zehntausend Männer mehr daransetzen müßte, er wird stehenbleiben. Es ist dein Tempel. Er ist der Rahmen für dich, und zehntausend Mann ist kein Preis dafür. Auch das Haus deiner Mütter werde ich neu aufbauen. Du sollst die Stufen hinaufschreiten, Nikion, mit deinem Schritt, der mich selig macht, und hinter dir soll dein Tempel sein.«

Berenike lag mit geschlossenen Augen, lächelnd. Sie trank seine Worte ein. Ganz leise sagte sie: »Mann, Kind, Janik, Janiki. Ich bin deinethalb gekommen, Janiki.«

Am 21. August, dem 1. Ab jüdischer Rechnung, begann der »Harte Julius« gegen die äußere Umfassungsmauer des Tempelbezirks zu arbeiten. Er arbeitete sechs Tage ununterbrochen, andere Maschinen wurden angesetzt, am 27. August arbeiteten alle Maschinen gleichzeitig. Ohne Erfolg. Man versuchte es mit der direkten Attacke, legte Leitern an, ließ zwei Kohorten in Schildkrötenform an den Leitern antreten. Die Juden stürzten die mit Bewaffneten dichtbesetzten Leitern von oben her um. Einige Legionäre, der Träger eines Feldzeichens darunter, gelangten bis auf die Mauer, aber hier wurden sie niedergemacht, und die Juden bemächtigten sich des Feldzeichens.

Titus ließ Feuer an die Tore legen. Die äußeren Kolonnaden, beruhigte er sich und Berenike, seien noch nicht der Tempel. Man legte also Feuer an die Tore, das überall schmelzende Silber öffnete den Flammen den Weg zu dem hölzernen Gebälk. Den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch wütete das Feuer. Dann waren die nördlichen und westlichen Säulenhallen des Tempelbezirks vernichtet, und nun stand man vor dem hohen Tempelhaus selbst.

Am 28. August, dem 8. Ab jüdischer Rechnung, während die römischen Löschkommandos arbeiteten, um durch Schutt, Asche, Glut und Niederbruch einen Weg unmittelbar bis an das Tempelhaus zu führen, berief Titus einen Kriegsrat ein. Es sollte entschieden werden, wie gegen das Tempelhaus vorzugehen sei.

An dem Kriegsrat nahmen teil der Marschall Tiber Alexander, dazu die kommandierenden Generäle der vier Legionen, Cerealis von der Fünften, Lepid von der Zehnten, Litern von der Zwölften, Phryg von der Fünfzehnten und Marcanton Julian, der Gouverneur von Judäa. Als Sekretär zog Titus den Josef bei.

Titus ließ zunächst einen Brief des Kaisers verlesen. Berenike war recht berichtet, der Kaiser hatte eine Kabinettsitzung einberufen, um die Meinung seiner Herren über den Fortbestand des Tempels einzuholen. Einige der Minister waren der Meinung gewesen, man solle das Bollwerk der Meuterei, dieses Zentrum und Symbol aufsässigen jüdischen Nationalstolzes, dem Erdboden gleichmachen. Nur so könne man ein für allemal den Juden ihren Sammelpunkt nehmen. Andere waren der Ansicht, man führe Krieg gegen Menschen, nicht gegen leblose Dinge, und das Kulturprestige Roms verlange, daß ein so hochherrliches Bauwerk geschont werde. Der Kaiser selber, endete der Brief, sei zum Schluß gekommen, dem Feldherrn zu empfehlen, den Bau wenn möglich zu erhalten.

Die Herren hörten den Brief ernst an, mit gesammelten Gesichtern. Sie wußten, es ging um den Triumph. Wurde der Tempel gestürmt, dann war dies der glorreiche Abschluß eines Feldzugs, dann konnte niemand mehr von Strafexpedition fabeln, dann mußte der Senat den Triumph bewilligen. Lokkend vor ihnen stand der Glanz und Rausch eines solchen Triumphtages, Lebenshöhe für alle, die als Sieger in dem Zug mitschritten. Aber davon durfte nicht gesprochen werden, von den Interessen der Armee durfte hier so wenig gesprochen werden wie im Kronrat des Kaisers.

Sie konnten sich gut vorstellen, wie dieser Kronrat verlaufen war. Der dicke Junius Thrax mochte mit einigen geruhsamen Worten für die Schonung des Tempels eingetreten sein; auch der fette Claudius Regin mochte ein paar vage, vermittelnde Worte geäußert haben. Um so schärfer sicherlich war der Minister Talaß für die Zerstörung des Tempels eingetreten. Schließlich war dann dieses Kompromiß herausgekommen, dieses »wenn möglich«, dieser Brief, der die Verantwortung für alles, was geschah und nicht geschah, der Armee zuschob. Je nun, die Armee kann die Verantwortung tragen. Die Armee will ihren Triumph, die Stimmung der Truppen, die sich wild danach sehnten, das da, das Bewußte mit den Stiefeln zu zertreten, diese Stimmung hatte sich auch vieler Führer bemächtigt. Hep, Hep, riß es auch an ihnen. »Den Bau wenn möglich zu erhalten«, das war von Rom aus leicht gesagt. Wo beginnt das »möglich«, und wo hört es auf?

Als erster sprach der Marschall Tiber Alexander. Er weiß, die andern wollen ihren römischen Triumph: er will vernünftige Unterwerfung des Landes. Er sprach kurz und verbindlich wie stets. Die Erhaltung des Bauwerks werde Opfer kosten. Aber zehntausend Soldaten ließen sich ersetzen, der Tempel sei einmalig und lasse sich nicht ersetzen. Mit hunderttausend Mann gegen jetzt etwa fünfzehntausend innerhalb der Mauern müsse man fertig werden. Es sei möglich, das Bauwerk zu schonen.

Der General Phryg von der Fünfzehnten Legion, unterstützt durch beifällige Zurufe des Generals Litern, widersprach. Gewiß sei es möglich, den Tempel unter Preisgabe von schätzungsweise zehntausend römischen Legionären dem Reich und der Welt zu erhalten. Aber er glaube nicht, daß der Kaiser, ein Soldatenfreund, die Grenzen des Möglichen so weit habe stecken wollen. Schon seien viele Tausende durch die unfaire Kriegführung der Juden jämmerlich umgekommen, zerschunden, geröstet. Man dürfe nicht weitere Tausende daransetzen. Die Soldaten lechzten danach, das da niederzubrennen, sein Gold herauszuholen. Versage man ihnen diese billige Rache, dann werde man in der Armee eine berechtigte Mißstimmung erzeugen.

Tiber Alexander, während der General Litern lärmend zustimmte, lächelte verbindlich wie stets. Dieser Phryg, das war so recht der Typ des Offiziers, der ihm verhaßt war, stur, kraftprotzig. So was wie dieser General, das will seinen Triumph haben, sonst nichts. So was wie dieser General wird ein Bauwerk, das der Geist von Jahrhunderten geschaffen hat, niemals begreifen. So was stampft mit seinen Soldatenstiefeln darüber weg, seinem Triumph zu, und macht nicht den kleinsten Umweg.

Aber schon sprach Marcanton Julian, der Gouverneur der Provinz Judäa. Er war Beamter, ihn kümmerte nur sein Ressort, die zukünftige Verwaltung der Provinz. Er wollte keine Verantwortung weiter haben. Er zweifle nicht, führte er aus, daß die Armee jetzt auch bei Schonung des Tempels den Aufstand niedertreten werde. Aber das sei eine Lösung nur auf kurze Zeit, nicht auf die Dauer. Niemand könne den Kunstwert des Baus aufrichtiger bewundern als er. Allein die Juden hätten nun einmal den Tempel zur Festung gemacht, und eine Festung werde er bleiben auch nach Niederringung des Aufstands. Wann aber jemals habe Rom in unterworfenen Gebieten Festungen der Aufständischen stehenlassen? Man müsse den Tempel schleifen, wenn man nicht wolle, daß die Juden, gleich nachdem man einen Teil der Truppen zurückziehe, an neue Empörung dächten. Schone man den Bau, so werde dieses unruhige, überhebliche Volk das bestimmt nicht als Zeichen der Milde, sondern der Schwäche auffassen. Er, als Gouverneur Judäas und Rom verantwortlich für Ruhe und Ordnung in dieser schwierigen Provinz, müsse dringend darum bitten, daß man den Tempel dem Erdboden gleichmache. Es sei nicht möglich, ihn zu schonen.

Titus hörte sich alles mit an; manchmal stenographierte er mit, ein wenig mechanisch. Er begriff gut den Wunsch der Soldaten und den Wunsch der Generäle. Brennt er nicht selber nach dem Triumph?

Allein dieser Jahve ist ein gefährlicher Gegner. Schon die Hartnäckigkeit, mit der dieses Volk ihn verteidigt, beweist, daß er bei aller Lächerlichkeit kein kleiner und zu verachtender Gott ist. »Wenn möglich.« Er seufzt, unhörbar. Er wünschte, Vespasians Brief wäre klarer.

Mittlerweile hatten alle Herren ihre Meinung abgegeben. Es zeigte sich, daß drei Stimmen für die Erhaltung des Tempels, drei für seine Zerstörung waren. Gespannt wartete man auf die Entscheidung des Prinzen. Selbst der beherrschte Tiber Alexander konnte ein kleines, nervöses Zucken nicht verhindern.

Josef kratzte nervös mit dem Schreibgriffel auf die Tischplatte. Er achtete scharf auf jedes Wort, das gesprochen wurde, er schrieb schlecht mit, aber er hatte ein zuverlässiges Gedächtnis. Die Gründe, die die Soldaten vorbrachten, waren keine schlechten Gründe. Und noch ein besserer stand dahinter: der Wunsch eines römischen Triumphes. Titus hat ihm, der Berenike, sich selber zugesagt, er werde den Tempel schonen. Aber Titus ist Soldat. Des Soldaten höchstes Ziel ist ein Triumph in Rom. Wird er standhalten? Wird er einen Triumph in Rom gefährden, um Jahves Haus zu erhalten?

Titus überlegt. Aber es sind nicht Gründe und Gegengründe. Dieser Jahve, denkt er, ist ein sehr listiger Gott. Wahrschein lich ist er es, der mir dieses störende Gefühl für die Frau in die Brust gelegt hat. Sie hat sich mir gegeben, ich kenne sie: wahrscheinlich ist es dieser Jahve, der nicht zuläßt, daß mein Durst aufhört. Wie wird mein Vater grinsen, wenn er hört, daß ich den Tempel verbrannt habe. »Na, Cänis, alter Hafen«, wird er sagen, »er hat’s nicht lassen können. Bewilligen wir ihm seinen Triumph.«

Eine Viertelminute Schweigen ist vergangen. »Ich schließe mich«, sagt Titus, »der Meinung derer an, die es für möglich erachten, den Tempel zu schonen. Ich denke, römische Legionen werden Manneszucht halten, auch wenn ihnen ein Befehl einmal nicht zusagt. Ich danke Ihnen, meine Herren.«

Vor dem Zelt des Titus versammelten sich wie jeden Abend nach altem Lagerbrauch die Musikkorps, um die Retraite zu blasen, die Fanfare, das Symbol der höchsten Feldherrngewalt. Titus stand im Eingang des Zeltes. Die Fanfare abzunehmen war ihm immer eine besondere Freude. Die Spielleute, es waren ihrer an zweihundert, nahmen Aufstellung. Das Zeichen kam. Und dann ging es los, unlieblich, aber machtvoll, das Dröhnen der Pauken, das Pfeifen und Heulen der Hörner und Flöten, das Schmettern der Trompeten, das Gellen und Schrillen der Reiterzinken, und Titus erfreute sein Herz an der bunten, lustigen Schar und an ihrem ehrenvollen Lärm.

Dann zogen sie ab. Und jetzt kam etwas Gewichtigeres, die Ausgabe der Parole und des Tagesbefehls. Das vollzog sich umständlich, feierlich. Abwechselnd täglich schickte jede der vier Legionen ihren Ersten Zenturio, daß der vom Feldherrn Tagesbefehl und Parole entgegennehme und, ebenso umständlich und feierlich, weitergebe.

Titus war nicht angenehm überrascht, als sich am Abend dieses 28. August als Befehlsempfänger der Hauptmann Pedan einstellte, der Erste Zenturio der Fünften Legion. Es war der seit langer Zeit wichtigste Befehl, und der Prinz hatte ihn dreimal geändert. Er überreichte dem Manne das Täfelchen. Der Hauptmann Pedan nahm es in seine breiten, kurzen, schmutzigen Hände. Er las: »Parole: Geh unter, Judäa. Befehl: Im Lauf des 29. August sind die Lösch- und Aufräumarbeiten an der Nord- und Westseite des Tempels unter allen Umständen dergestalt zu Ende zu führen, daß für den frühen Morgen des 30. August das Gelände für den Angriff bereit ist. Belästigt der Gegner die Lösch- und Aufräumekommandos, so ist er mit Energie abzuweisen, doch unter Schonung der Baulichkeiten, soweit sie zum eigentlichen Tempelhaus gehören.

Der Hauptmann Pedan las den Befehl vorschriftsmäßig mit lauter Stimme. Der Erste Zenturio der Fünften hatte einen raschen Verstand, er hatte den Befehl mit seinem einen sehenden Auge und mit seinem listigen Hirn längst erfaßt, ehe seine quäkende Stimme dem Auge nachkam. Langsam also sprach er das Gelesene. Fleischig, mit nacktem, rosigem Gesicht, gewaltigen Schultern, mächtigem Nacken stand er vor dem Feldherrn. Langsam aus seinem breiten Mund kamen die Worte des Befehls. Die Worte: so ist der Gegner mit Energie abzuweisen, kamen sehr deutlich und mit Nachdruck, die Schlußworte: doch unter Schonung der Baulichkeiten, sprach der Hauptmann nicht etwa schneller, trotzdem klangen sie hingeworfen, nebensächlich. Er richtete, während er las, die Augen, das lebendige wie das tote, mehr auf den Feldherrn als auf das Täfelchen, forschend, zögernd, als läse er nicht richtig. Wieder, unter diesen Augen, spürte Titus vor dem lärmenden, plumpen Menschen den gleichen Widerwillen wie schon oft und die gleiche starke Lockung, die gleiche tolle Lust, die er bei den Worten der Generäle gespürt hatte, die Feuerbrände weiterzutragen, sie hineinzuschmeißen in das da, in das Bewußte. Ein kleines Schweigen war. Der Hauptmann schaute ihn immer noch an, ungläubig, wartend. Ja, kein Zweifel, er wartete. Du hast ganz recht, mein Pedan, aber die andern haben auch recht. Tut, was ihr wollt. Immer schiebt einer dem andern die Verantwortung zu. Alle wollen es tun, aber keiner will es gewesen sein. Du bist ein Mann, mein Pedan: tu du es. So vielleicht spürte Titus, während der Hauptmann Pedan dastand und wartete. Es wurde nicht Gedanke, und schon gar nicht wurde es Wort, Titus hütete sich. Nichts trat zutage als ein kleines, unmerkliches Lächeln. Allein der Erste Zenturio der Fünften merkte das Lächeln. Sagte er etwas? Dem Feldherrn war, als habe er etwas gesagt. Es hatte geklungen wie Hep, Hep. Aber das war natürlich unmöglich. Der Hauptmann Pedan nahm das Täfelchen, steckte es vorschriftsmäßig ein, grüßte, den Arm mit der flachen Hand ausgestreckt. Der Feldherr sagte: »Danke.« Der Hauptmann Pedan entfernte sich, und es war nichts gewesen.

In dieser Nacht schlief Titus mit Berenike. Er schlief unruhig, und Berenike hörte ihn sagen: gib mir das Täfelchen.

Der Hauptmann Pedan mittlerweile ging zurück nach seinem Zelt. Er hatte die Worte des Befehls genau im Kopf, trotzdem zog er das Täfelchen nochmals heraus, überlas es. Machte den breiten Mund noch breiter, war vergnügt. Gewiß, die Hitze des Landes, die scheußlichen Mücken, die sein blondes, rosiges Fleisch besonders liebten, die aufreibende Langeweile der Belagerung, das alles war zuwider, und der Träger des Graskranzes, der Liebling der Armee, hätte sich das sparen können. Er war im vorigen Jahr, als hier die Kriegshandlungen stockten, mit einem Detachement des Mucian nach Italien gegangen, um dort an dem Feldzug gegen Vitell teilzunehmen. Er hätte dort bleiben, hätte in die Garde eintreten, sich zum Oberst, zum General befördern lassen können. Jetzt, dieses Täfelchen in der Hand, bereute er es nicht, daß er als Erster Zenturio zu seiner Fünften zurückgekehrt war, vor dieses lausige Jerusalem und in diese verdammte Belagerung.

Pedan war Soldat. Er hatte vom Stiefel auf gedient. Er liebte es, dick und grob zu essen, zu huren, herumzusaufen, saftige Lieder zu grölen. Er hatte Stechen, Schießen, Fechten gelernt, war, der fleischige Mann, unheimlich gewandt und kräftig. Er war sehr einverstanden mit sich selber. Oft spiegelte er sein Gesicht, nicht nur in dem kostbaren Goldspiegel, den er auf allen Kriegszügen mitführte, sondern auch an jedem Wasser, an dem er vorbeikam, oder in seinem Schild. Sein Gesicht gefiel ihm. Als er sein Auge einbüßte, hatte er, um sich das neue Auge anfertigen zu lassen, den besten jener Spezialisten bestellt, die den Statuen Augen einfügten. Jetzt erst recht gefiel ihm sein Gesicht, und er bereute es nicht, daß er das Auge verloren hatte. Er liebte die Gefahr. Auch liebte er Beute. Er hatte aus seinem Beuteanteil, aus den Gratifikationen für besondere Leistungen und aus geschickten Lagergeschäften ein ansehnliches Vermögen zusammengerafft, das bei einem Bankier in Verona in guter Hut lag und sich dick verzinste. Einmal, alt, zahnlos, wird er sich nach diesem Verona zurückziehen, wird, der Träger des Graskranzes, der Liebling der Armee, eine große Rolle spielen, wird die Stadt tanzen lassen nach seinem Willen.

Vorläufig allerdings hat er Besseres zu tun. Da ist zum Beispiel dieser kuriose Befehl. Ein überaus erfreulicher Befehl, den im Grunde nur er richtig versteht und mit dem nur er umzugehen weiß. Dieser kuriose Befehl allein schon lohnt es, daß er aus dem üppigen Italien zu seiner Fünften zurückkehrte. Denn der Erste Zenturio der Fünften, gemeinhin Menschen gegenüber sehr gleichgültig, den Gegner sportlich niederhauend ohne weiteres Interesse an seiner Person, dieser Hauptmann Pedan hat *einen* großen Haß: die Juden.

Alles an diesen Leuten, ihre Sprache, ihre Sitten, ihr Glaube, ihr Atem, ihre Luft, ärgert ihn. Auch die andern östlichen Menschen sind faule, stinkende Barbaren mit abgeschmackten Bräuchen. Aber diese Juden, ist es zu glauben, lieben so den Müßiggang, daß sie durch kein Mittel, auch durch den Tod nicht, dahin zu bringen sind, an ihrem siebenten Tag irgend etwas zu tun. Sie haben sogar einen Fluß in ihrem Land, den Sabbatfluß, der am siebenten Tag stillsteht. Und zu Beginn des Krieges haben sie, er hat es mit eigenen Augen gesehen, sich an diesem siebenten Tag ohne Gegenwehr abschlachten lassen, einfach aus prinzipieller, vom Gesetz verordneter Faulheit. Sie glauben, die Dummköpfe, die Seelen derer, die ihre dreckigen Gebote halten, werden von ihrem Gott für die Ewigkeit konserviert. Das macht diese Unverschämten so unempfindlich gegen das, was andere lockt und abschreckt. Sie halten sich für besser als andere Menschen, gerade als wären sie römische Legionäre. Sie hassen und verachten alle andern. Beschneiden sich das Glied, nur um ein Unterscheidungsmerkmal zu haben. Sie sind aufreizend anders, hartnäckig wie wilde Ziegenböcke. Wenn sie sterben, wenn man sie kreuzigt, dann schreien sie: »Jah, Jah. Jah ist unser Gott.« Er hat, wegen dieses Jah, Jah, zuerst geglaubt, ihr Gott sei ein Esel, und einige sagen auch, sie verehrten einen Esel in ihrem Allerheiligsten. Aber das stimmt nicht, diese Wahnsinnigen und Verbrecher glauben vielmehr an einen Gott, den man nicht sehen noch schmecken kann, einen Gott, so unverschämt wie sie selber, nur im Verstande vorhanden. Er hat sich mehrmals den Privatspaß gemacht, wenn sie einen kreuzigten, den Hängenden zu kitzeln, ob er ihm nicht durch Drohungen und Versprechungen Vernunft beibringen könnte. Aber nein und nein. Sie glauben wirklich an ihren unsichtbaren Gott, sie schreien Jah, Jah und sterben. Der Hauptmann Pedan ist ein wilder, unerbittlicher Gegner solchen Unsinns. Er will ihn ausrotten. Das Leben wäre nicht lebenswert, wenn etwas von ihrem Geschrei wahr wäre, und wäre es auch nur das winzigste Häuchlein. Es ist aber nicht wahr, es soll nicht wahr sein.

Der Hauptmann Pedan geht wiegenden Schrittes in sein Zelt, den breiten Mund höhnisch verzogen. Wenn irgend etwas von diesem Gott Jahve existiert, dann müßte er doch wohl sein Haus schützen können. Das wird er aber nicht, dafür wird der Erste Zenturio der Fünften sorgen. Nur zu diesem Zweck steht er in diesem heißen, stinkenden Sommer vor dem lausigen Jerusalem. Er wird es diesem Gott Jahve eintränken. Er wird ihm beweisen, daß er überhaupt nicht vorhanden ist, daß das da, sein Haus, nichts ist als ein leeres Schneckenhaus.

Der Hauptmann Pedan sieht das Gesicht des Prinzen vor sich, während er ihm den Text des Täfelchens vorliest. »Unter Schonung der Baulichkeiten, soweit sie zum eigentlichen Tempelhaus gehören.« Was heißt: Schonung, was heißt: eigentliches Tempelhaus? »Der Gegner ist mit Energie abzuweisen.« Das ist klarer. Das ist etwas, woran man sich halten kann.

Hep, Hep, denkt der Hauptmann Pedan. Er ist ausnehmend guter Laune an diesem Abend. Er säuft, erzählt Zoten, ist von einem grimmigen Witz, daß selbst die Hauptleute, denen er im Licht steht, zugeben: er ist mit Recht der Liebling der Armee.

Andern Morgens rückte Pedan mit seinen Leuten zu den Lösch- und Aufräumearbeiten aus. Man schaufelte die glühenden Trümmer zur Seite, bückte sich, schaufelte, es sollte ein breiter, grader Weg entstehen, dem Tor zu. Dieses Tor, mit Gold beschlagen, war nicht groß; schräg links von ihm, in doppelter Mannshöhe etwa, war eine kleine, goldumrahmte Fensteröffnung. Im übrigen starrten die Mauern weiß, riesig, unerschütterlich, unterbrochen nur durch ein paar kleine Fenster in sehr großer Höhe.

Die Aufräumearbeit war schmutzig, heiß, schwierig. Die Juden rührten sich nicht, kein Gesicht zeigte sich oben in den Öffnungen, das Tor blieb geschlossen. Pedan ärgerte sich. Da mußten er und seine Leute den Juden ihren Dreck wegräumen. Man arbeitete schwitzend, verdrossen. Pedan gab Weisung, zu singen. Er selber stimmte an, mit seiner quäkenden Stimme, das grobe Lied der Fünften:

»Wozu ist uns

ut? Der Legionär macht alles:

Kriege führt er, Wäsche wäscht er,

Throne stürzt er, Suppe kocht er,

Fährt den Mist und schützt den Kaiser,

Kinder säugt er, wenn es not ist.

Der Soldat muß alles können.

Unsre Fünfte, die macht alles.«

Als sie das Lied zum drittenmal sangen, zeigte sich der Gegner. Das Tor war doch nicht so klein, wie es ausgesehen hatte; jedenfalls war es groß genug, um in unglaublich kurzer Zeit unglaublich viele Juden auszuspeien. Die Soldaten vertauschten die Schaufel mit Schild und Schwert. Man hatte verflucht wenig Platz, und wer in die rauchenden Trümmer hineingedrängt wurde, dem war schwer zu helfen. »Makkabi«, schrien die Juden. »Geh unter, Judäa«, schrien die Römer. Es war ein richtiges Gefecht. Die Juden achteten es nicht, daß auch von ihnen viele in die glühenden Trümmer gerieten. In dicken Klumpen umschwärmten sie das römische Feldzeichen. Jetzt fiel der Träger, ein zweiter packte es, wurde niedergemacht. »Makkabi«, schrien die Juden, sie hatten das Feldzeichen. Im Triumph brachten sie es hinter die Mauer.

Die Römer erhielten Verstärkungen. Beim nächsten Ausfall kamen die Juden nicht so weit wie das erstemal, aber das kleine Tor spie immer neue Scharen aus. Pedan fluchte, hieb mit dem Weinrebstock auf seine Leute ein. Sie warfen die Juden zurück, einige von Pedans Leuten drangen mit ins Tor hinein, das Tor schloß sich. Die eingedrungen sind, sind verloren. Aber der Gegner ist mit Energie abgewiesen.

Pedan grinste. Der Gegner ist mit nicht genug Energie abgewiesen. Pedan ließ eine Schildkröte bilden. Die Leute waren verwundert. Die Mauer starrte riesig hoch, die Maschinen hatten nicht gearbeitet, keine Artillerie war hinter ihnen. Was wollte ihr Erster? Sollen sie die Mauer mit bloßen Händen umreißen? Aber sie schuppten die Schilde zusammen über die Köpfe, dem Befehl gehorchend, und gingen vor. Seltsamerweise aber hieß sie Pedan nicht das Tor angreifen, sondern die Stelle schräg links, wo die goldumrahmte Fensteröffnung war.

Sie gingen immer vor, nun waren sie an der Mauer, die vordersten standen bereits an die Mauer geklemmt. Und nun geschah etwas, wie es die Erste Kohorte der Fünften, an so vieles gewöhnt, noch nie gesehen hatte. Der Hauptmann Pedan, schwer in seiner Rüstung, schwang sich auf die Schilde des letzten Gliedes, mit den genagelten Stiefeln über die krachenden Schilde breitbeinig tappte er vor. Er fiel nicht, beim Herkules, er wahrte das Gleichgewicht, in der einen Hand hielt er einen Feuerbrand, und jetzt schleuderte er ihn, durch die goldumrahmte Öffnung schleuderte er ihn, und dann schrie er: »Gib noch einen«, und die Soldaten reichten ihm aus den glühenden Trümmern noch einen Feuerbrand hinauf und noch einen. Die unter den Schilden, schwitzend, bedrängt, mühsam ausharrend, wußten nicht, was über ihren Köpfen geschah, sie hörten nur ihren Hauptmann schreien: Gib noch einen, und: Hep, Hep. Aber sie, ebenso wie die, die die Feuerbrände reichten, waren voll von einer Ungeheuern Spannung, was sich nun ereignen werde. Ihr Erster, ihr Hauptmann Pedan, der Liebling der Armee, wird sicher wissen, was er tut, sicher wird sich etwas ereignen.

Der Hauptmann Pedan wußte auch, was er tat. Er hatte den Grundriß des Tempels eingesehen, er wußte, an dieser Stelle, in dem Raum mit der goldumrahmten Fensteröffnung, wurden die Holzvorräte aufbewahrt, die die Juden herbeischleppten am Feste des Holztragens, die Bürger Jerusalems und die Pilger, jeder Mann ein Scheit. Der Gegner ist mit Energie abzuweisen. Er ließ sich die Feuerbrände hinaufreichen, er warf, er schrie: Hep, Hep, und: Gib noch einen, und sie hörten seine genagelten Schuhe auf den Schilden kratzen, sie hielten aus, starknackig, geduckt, sie stöhnten vor Erwartung.

Und jetzt endlich kam Geschrei von innen, und jetzt Rauch, immer mehr, immer dickerer Rauch, und jetzt befahl Pedan: »Die Leiter her.« Die Leiter war zu kurz, da ließ er sie auf die Schildkröte stellen. Er kletterte hinauf, die Leiter schwankte wild, aber die unter den Schilden hielten fest, und durch den Rauch und durch das Fenster kletterte der Hauptmann Pedan ins Innere. Er sprang hinein mitten in Rauch und Geschrei, riß die Riegel des Tores zurück, in der Öffnung erschien geschwärzt und grinsend sein Gesicht. Und wie das Tor vorher in unglaublich kurzer Zeit unglaublich viele Menschen ausgespien hatte, so schluckte es jetzt in *einem* Augenblick die Mannschaften des Pedan ein, fünfzig jetzt, und jetzt hundert.

Das Tempelhaus war innen ganz mit Zederngebälk vertäfelt, der Sommer war heiß, das Holz trocken. Schon war es kein Rauch mehr, schon waren es Flammen. Und ehe man recht wußte, was geschah, war ein ungeheures Geschrei im römischen Lager. Hep, Hep, schrien sie und: Schmeißt das Feuer, und: Den Schild vor. Keinen Befehl warteten sie ab, kein Halten war. Das kleine Tor schluckte sie ein, zu Hunderten, und jetzt hatten sie auch die andern Tore aufgerissen. Die Löschmannschaften der Juden wurden niedergemacht, die Legionen drangen vor, in Gliedern zu je zweien, die Schultern schräg in Fühlung, die Schilde aneinander, niedermähend nach rechts und links.

Der größere Teil der jüdischen Soldaten lag in den Forts und Türmen der Oberstadt, im Tempel selbst lagen nur an tausend Mann. Die erhoben, als die Römer den Brand in das Tempelhaus geworfen hatten, ein wildes Geschrei und versuchten zu löschen. Es war ein mageres Feuer zuerst, aber es war zäh, es gab nicht nach. Bald erwies es sich als unmöglich, gleichzeitig gegen die eindringenden Römer zu kämpfen und zu löschen. Johann und Simon Bar Giora, schleunigst aus der Oberstadt herbeigerufen, erkannten, daß der Tempel gegen das Feuer und die Römer nicht zu halten war. Sie ordneten an, die Hauptmacht solle sich nach der Oberstadt zurückziehen. Kleine Detachements sollten, den Rückzug deckend, die einzelnen Tore des Tempels halten.

Diese zurückbleibenden Verteidigungsmannschaften, das wußten alle, waren verloren, aber keiner zögerte, sich freiwillig zu melden. Auch der Knabe Ephraim meldete sich und wurde angenommen. Johann von Gischala, als er ging, legte ihm die Hand auf und sagte: »Du bist würdig. Gib unseren Glauben weiter, mein Sohn.« So legten die Großdoktoren ihren Schülern die Hand auf, wenn sie ihnen den Titel und die Fähigkeit verliehen, die Lehre weiterzugeben.

Die Römer überwältigten rasch den kleinen Trupp, der das Tor des Tempelhauses verteidigte. Sie gewannen die Treppe und stiegen hinunter in den Hof, in dem der Brandopferaltar stand, mit seiner Ungeheuern Rampe, seinen mächtigen Hörnern, gefügt wie für die Ewigkeit, aus unbehauenen Blöcken; denn Eisen durfte ihn nicht berühren. Jetzt aber hatte ein Trupp von etwa fünfzig jüdischen Soldaten ein Geschütz auf ihm aufgestellt. Makkabi! riefen sie. Und: Hep, Hep! Geh unter, Judäa! riefen die Römer und stürmten vor gegen den Altar. Das Geschütz schleuderte Steine und Eisen gegen sie, aber sie drangen vor, zu beiden Flanken des Altars, und jetzt hatten sie ihn umkreist, und jetzt stürmten sie die Rampen. Es waren Leute der Fünften, es waren die Leute des Pedan. Ein ungeheures Getöse war, aber allmählich drang eine Stimme durch, frech, quäkend, sie sang das grobe Lied der Fünften. Einige fielen ein, und jetzt sangen alle, man hörte kein Makkabi mehr, man hörte nur mehr das Lied:

»Wozu ist unsre Fünfte gut?

Der Legionär macht alles:

Kriege führt er, Wäsche wäscht er ...

Unsre Fünfte, die macht alles.«

Und jetzt bemächtigten sie sich auch der andern Außentore dieses Mauerteils, öffneten sie, und nun strömte es von allen Seiten herein. In Gliedern zu je zweien, die Schilde vor, die Gesichter halbschräg nach außen, Schulter an Schulter, schreiten sie, im Takt, stampfen, mähen nieder. Von beiden Seiten kommen sie, kreisen ein, was sie finden, treiben es dem großen Altar zu. Auf dem rechten Horn des Altars aber, wo sonst der Chef des Tempeldienstes den opfernden Priestern und den Leviten sein Zeichen gab, steht jetzt der Hauptmann Pedan, um ihn herum stampft das grobe Lied der Fünften. Er singt mit, er schwingt sein Schwert, und manchmal, der Abwechslung halber, greift er zu seinem Weinrebstock. Die Menschen werden den Altar hinaufgetrieben, sie schreien: Höre, Israel, und auf der Höhe des Altarhornes steht der Hauptmann Pedan, und Hep ruft er und hebt den Weinrebstock und läßt ihn auf die Schädel krachen. Die Schwerter mähen, das Blut fließt wie ein Bach die Rampen herunter, und um den Altar stauen sich die Toten.

Titus hatte sich gerade für eine kleine Weile niedergelegt. Er sprang hoch, sah den Ungeheuern, von niemandem befohlenen Aufbruch der Legionen. Und dann sah er den Rauch aufsteigen und die Flammen. Er lief aus seinem Zelt, wie er war, ohne Abzeichen seines Ranges, ohne Rüstung. Mitten in den wilden, frohen Tumult hinein lief er. Viele erkannten ihn, doch sie machten kein Wesens daraus. Sie riefen ihm zu, eilig, vergnügt: Komm mit, Kamerad. Lauf mit, schmeiß mit, schmeiß das Feuer. Hep, Hep.

Er wollte wehren, den wüsten Unfug steuern. Wollte er’s wirklich? Hep, Hep, schrie er wie die andern, gegen seinen Willen. Und: Schmeiß das Feuer, Kamerad, schrie er.

Die Wachen vor dem Zelt hatten den Aufbruch des Prinzen bemerkt. Die alarmierten Offiziere, die Garden bahnten sich durch das Getümmel einen Weg zu ihm. Endlich, er war schon durch das Tor in das Innere des Tempels hineingespült, erreichten sie ihn. Er hatte sich wieder in der Gewalt. War das er gewesen, der mitgeschrien hatte? Löscht! schrie er jetzt, Wasser! Und: Löscht, Wasser! schrien die Offiziere. Unter die rasenden Soldaten stürzten sie sich: Löscht, Wasser! Mit ihren Weinrebstöcken hauten die Zenturionen auf die Verwilderten ein.

Allein es war sinnlos, den Tobenden wehren zu wollen. Tollwut, Mordrausch hatte sie gepackt, die ganze Armee. Sie hatten so unendlich lange gewartet, diese heißen, zermürbenden Monate hindurch, das da, das Bewußte unter ihre genagelten Stiefel zu treten. Jetzt wollten sie sich rächen für die Qual, sie stürzten heran, römische Legionen, syrische, arabische Kontingente der Vasallen, sich mischend. Keiner wollte zu kurz kommen, sie hatten Eile, sie gönnten es einer dem andern nicht, daß er früher daran war. Der Weg, der gebahnt werden sollte, war nicht fertig. Über den glühenden Schutt stürmten sie herbei, zertraten einander, stießen sich in die rauchenden Trümmer. Über ganze Berge von Leichen drangen sie vor.

Als Titus sah, daß es gegen das Ungestüm der Armee keinen Widerstand gab, betrat er mit seinen Offizieren das Mittelschiff des Tempelhauses, das von dem brennenden Teil durch eine dicke Mauer getrennt war. Hoch und kühl, unberührt von der Hitze und dem wüsten Getobe draußen, hob sich der Heilige Raum. Der Leuchter war da, die Schaubrottische, der Räucheraltar. Langsam schritt Titus vor, zögernd, bis zu dem Vorhang, hinter dem das Geheimnis war, das Allerheiligste. Seit Pompejus hat kein Römer diese Stelle betreten. Was ist hinter dem Vorhang? Ist vielleicht doch ein abergläubischer Spuk dahinter, ein Eselskopf, ein Ungetüm, aus Tier und Mensch gemischt? Mit der kurzen, breiten Hand greift Titus nach dem Vorhang. Hinter ihm spähen gespannt die Gesichter seiner Offiziere, vor allem eines, breit, rosig, das des Hauptmanns Pedan. Was ist hinter dem Vorhang? Der Prinz reißt ihn zurück. Ein dämmeriges, nicht großes Geviert zeigt sich. Titus tritt ein. Es riecht nach Erde und nach sehr altem Holz. Der nackte, unbehauene Stein ist da, der den Hügel gipfelt, eine große, beklemmende Einsamkeit, sonst nichts. »Na ja«, quäkt der Hauptmann Pedan achselzuckend, »Irrsinnige.«

Der Prinz atmete auf, als er wieder in dem helleren Viereck des Außenraumes stand. Er sah die noble Schlichtheit der Halle, ihr Ebenmaß, die heiligen Geräte groß und einfach an den Wänden. »Wir müssen das retten, meine Herren«, sagte er, nicht laut, doch dringlich. »Wir dürfen das nicht untergehen lassen«, forderte er. Der Hauptmann Pedan grinste. Schon züngelte es an den Toren, an alle Türangeln hatten sie Feuer gelegt. Es war zu spät.

In großer Eile schleppen die Soldaten die heiligen Geräte weg. Sie sind schwer, aus massivem Gold. Zehn Mann keuchen unter dem Leuchter, sie stürzen zusammen. Der Leuchter schüttert zu Boden, erschlägt einen Träger. Die Soldaten, angetrieben von den Zurufen des Prinzen, von den Stockhieben der Zenturionen, beugen von neuem die Rücken, schleppen die Geräte aus dem brennenden, stürzenden Heiligtum. Sie trugen hinaus die zwölf goldenen Schaubrote, die Weihgeschenke, die silbernen Trompeten der Priester, falteten den herrlichen babylonischen Vorhang zusammen, dessen Stickerei den Anblick des Himmels zeigte. Der Prinz stand auf den Stufen des Tempelhauses, hinter seinem Rücken das Feuer, und schaute zu, wie der Leuchter, der Schaubrottisch durch das Getümmel schwankten, dem römischen Lager zu, auf, nieder über den Leibern, Köpfen, Schilden wie Schiffe auf bewegtem Meer.

Die Legionäre mittlerweile tobten durch das Heiligtum, besoffen von Blut und Triumph. Sie plünderten, was sie erraffen konnten, rissen die goldenen und silbernen Beläge von den Toren, von den Wänden. Halsbrecherisch kletterten sie an den Außenmauern, um die dort angebrachten Trophäen zu erbeuten, Feldzeichen und Waffen alter syrischer Könige, Feldzeichen der Zehnten Legion, vor vier Jahren dem Cestius Gall genommen. Sie plünderten die Kleiderkammern, die Gewürzkammer, die Halle der Instrumente. Die Arme voll von kostbarem, seltsamem Gerät, trabten sie eilig durch das riesige Geviert. Dies war die Krone des Feldzugs. Um dieses Haus des unsichtbaren Gottes niederzureißen und zu plündern, war man gestorben, zu Zehntausenden, hatte man Ekel und Strapazen auf sich genommen. Jetzt wollte man es ganz auskosten. Sie schrien, sie stießen nieder, lachten einfältig, stampften tan zend mit ihren genagelten Stiefeln über den Boden, dessen Marmor und Mosaik überdeckt war von Leichen und von blutigen Feldbinden mit den Initialen Makkabi.

In den finstern Gängen, die hinunter zu den Schatzkellern führten, stauten sich die Massen. Diese Kammern waren gut verschlossen, aber die Ungeduldigen hatten nicht gewartet, bis man die Riegel mit Hebel und Maschinen öffnete, sie hatten Feuer an die Metallbeschläge der Türen gelegt. Allein das Innere hatte Feuer gefangen, bevor die Türen aufgingen, und nun schmolz es aus den Schatzkammern heraus, ein dicker, zäher Strom fließenden Metalls. Es flossen in ihm Weihgeschenke römischer Kaiser und parthischer Könige, Ersparnisse der Armen aus Galiläa, Schätze der Reichen aus Jerusalem und den Seestädten, Hunderttausende von Gold-, Silber- und Kupfermünzen, geprägt von den »Rächern Israels«, mit dem Hoheitszeichen Makkabi und mit dem Datum: Erstes, Zweites, Drittes Jahr der Befreiung.

Knallend rissen die großen Vorhänge, ihre glühenden Fetzen flogen durch die Luft. Krachend stürzte das Gebälk des Tempelhauses, Mauertrümmer ihm nach. Bis plötzlich ein Ton kam, mächtiger als das Prasseln der Flammen, das Stürzen des Gebälks, das wüste Singen der Soldaten, das Geschrei der Sterbenden, ein Ton, schneidend, heulend, wimmernd, von den Bergen ringsum furchtbar und scheußlich zurückgeworfen. Es war die hunderttonige Schaufelpfeife. Man hatte das Unding wegzuschleppen versucht, dann aber als wertlos liegenlassen, nun strich der Wind der Flammen durch die Schaufelpfeife und machte sie tönen.

Es war, als wecke dieser Ton die Oberstadt, die, nachdem die jüdischen Soldaten die Brücken zum Tempel zerstört hatten, gesondert auf ihrem Hügel lag. Die Verhungerten, Erschöpften der Oberstadt sahen den Rauch, das erste Feuer, sahen dann die Flammen um sich greifen, bis allmählich der ganze, weiße Tempelberg von den Wurzeln auf zu glühen schien. Sie brachten nichts aus ihren ausgedörrten Kehlen als ein schwaches Gewimmer. Aber als nun der große Schrei der Schaufelpfeife aufheulte, brach auch aus ihren Leibern das letzte Leben hervor, und aus dem Gewimmer der Hunderttausende in der Oberstadt wurde jetzt ein Schreien, ein gelles, ununterbrochenes, weißes Geschrei, und die Berge nahmen das Geschrei auf und schrien es zurück.

Es waren übrigens an diesem Tage viele Leute aus der Oberstadt in den Tempel gegangen. Doktor Nittai hatte sie gerufen. Er hatte ein Gesicht gehabt und eine Stimme gehört. War durch die Oberstadt gezogen, erschöpft, doch beharrlich und hatte zu den Massen geredet, sie sollten zum Tempel hinaufsteigen, dort würde sich ihnen heute Jahve als Retter und Erlöser zeigen. So gläubig und befehlend hatte die alte Stimme des besessenen Mannes geklungen, daß, wer sich noch schleppen konnte, ihm folgte. Es waren viele Hunderte. Von diesen Gläubigen hatten sich nur wenige, als die Truppen abzogen, mit ihnen retten können; denn die Brücken zur Oberstadt waren schmal, die Truppen hatten sie für sich selber benötigt und hinter sich abgerissen. Von oben, vom Tempelhaus her, kamen die Flammen und die Römer. Den Gläubigen war nichts übriggeblieben, als sich in den untersten Bezirk des Tempels zu flüchten, in die große Kolonnade des Südrands unmittelbar am Abgrund.

Die Römer, die Juden vom Innern des Tempels her aufrollend, waren jetzt bis zu diesem untersten Bezirk vorgedrungen. Sie kamen die Stufen herunter, sie sahen die in der Halle, Männer, Frauen, Kinder, Vornehme und kleine Leute, sehr viele, einen großen Haufen lebendigen Fleisches. Trotzdem der Preis der Leibeigenen durch die vielen Gefangenen außerordentlich gesunken war, repräsentierten die Tausende in der Halle einen gewissen Wert. Im schlimmsten Fall konnte man sie im Dutzend an die Veranstalter von Festspielen verkaufen. Aber die Soldaten wollten jetzt keine rechnerischen Erwägungen anstellen. Sie wollten jetzt ihren Privatspaß haben, sie hatten ihn sich teuer genug erkauft. Die von der Fünften riegelten die Kolonnade ab. Die Juden hatten vor sich die Römer, hinter sich den Abgrund. Offiziere kamen dazu, Oberste. Der General der Zehnten, Lepid. Sie gaben Befehl, abzuwarten, man werde die Weisung des Feldherrn einholen. Aber die von der Fünften dachten gar nicht daran, zu warten. Gerade hatten sie die Feldzeichen zurückgeholt, die die Zehnte vor vier Jahren verloren hatte, und nun sollten sie sich von dem General der Zehnten den Spaß verderben lassen? Sie waren nicht einmal aufsässig, sie lachten nur, gemütlich. Das glaubten ja die Herren selber nicht, daß die Armee sich diese Masse lebendigen Fleisches werde wegnehmen lassen. Sachkundig nahmen sie Aufstellung vor der Kolonnade, vier Glieder tief, dann zündeten sie das Zederngebälk des Daches an. Es war wirklich ein großartiger Spaß, wie die in der Halle zu tanzen anfingen, wie die ersten herausstürzten, niedergemacht wurden, wie sie kletterten, wie sie in den Abgrund sprangen, wie sie schwankten, ob sie durchs Schwert umkommen sollten, durch Absturz oder durch Feuer. Angeregt beobachteten die Soldaten, wie schwer die Eingeschlossenen zu einem Entschluß kamen. Mit Vergnügen hörten die Legionen das altvertraute Sterbegeschrei der Juden: Höre, Israel, Jahve ist einzig. Sie hatten es oft gehört, aber niemals von so vielen zusammen. Jahve, Jahve, machten sie nach, Jah, Jah schreiend wie die Esel.

Unter den Eingeschlossenen waren zwei Herren des Großen Rats, die der Oberst Paulin persönlich kannte, Meïr Bar Belgas und Josef Bar Daläus. Paulin forderte die beiden auf, herauszukommen, sich ihm zu übergeben. Er sagte ihnen Schonung zu. Aber sie blieben, bis die Kolonnade zusammenstürzte, sie wollten umkommen mit den andern, ein Brandopfer für Jahve.

Die ausgelosten Priester hatten die Funktion ihres Dienstes verrichtet, als geschähe rings um sie nichts Außergewöhnliches. Hatten sich eingekleidet, die Reinigung des Altars, der heiligen Geräte vollzogen wie jeden Tag. Schon waren die ersten Flammen da, schon waren die ersten Römer da, die Priester gingen durch das Getümmel hindurch, als sähen sie nichts.

Die Römer ließen die Weißgekleideten mit dem blauen Priestergürtel zunächst unbehelligt. Dann aber machten sie sie nieder wie die andern. Sie sahen mit einer gewissen Befriedigung, daß ein Mann, der den blauen Priestergürtel dieses Jahve trug, wenn man ein Eisen in seinen Leib stieß, genauso starb wie ein anderer.

Johann von Gischala hatte, als er mit seinen Truppen den Tempel verließ, dem Erzpriester Phanias angeboten, ihn mitzunehmen. Aber Phanias hatte es abgelehnt. Wenn er nur herausbringen könnte, was Jahve von ihm will. Es ist sehr schwer, weil Jahve ihm nur einen einfältigen Verstand gegeben hat. Wie schön wäre es, wenn er Bauarbeiter hätte bleiben dürfen. Jetzt irrt er herum, hilflos, weinerlich, seine trüben, braunen Augen suchen, wen er um Rat fragen könnte, ängstlich lauscht er, ob nicht etwa in seinem Innern eine Stimme Jahves spricht, aber er kann nichts hören. Das alles ist nur, weil er, den Schatzmeistern nachgebend, seinen achtteiligen, sündenreinigenden Ornat in ein unzugängliches Versteck hat bringen lassen. Wenn er jetzt den Ornat trüge und die heiligen Juwelen des Großen Dienstes, dann würden sich die Flammen zu seinen Füßen legen wie gehorsame Hunde, und die Römer würden tot umfallen.

Zusammen mit andern Priestern geriet er in die Hand der Römer. Die Soldaten schickten sich an, die Priester niederzumachen. Die baten um Schonung. Schrien, der Erzpriester sei unter ihnen. Die Soldaten brachten sie vor Titus.

Titus ist in Eile, man verlangt ihn am südlichen Tempeltor. In seiner Umgebung ist der General Litern. Der Prinz sieht, wie der General gespannt auf ihn blickt, mit einem ganz kleinen Lächeln. Dieser Litern hat es damals im Kriegsrat nicht verstehen können, daß er für die Schonung des Tempels eintrat, sicher hält er ihn für einen ästhetisierenden Schwächling. Dieser Tölpel da ist also der Erzpriester. »Verwahrt ihn«, sagt Titus, »ich will ihn im Triumph aufführen.« Dann sieht er die andern Priester, zwanzig zermürbte, elende Körper, schlotternd in weißen, feierlichen, viel zu weiten Gewändern. Sein Gesicht wird launisch, bösartig, kindisch. Er kehrt sich ab. Im Begriff zu gehen, über die Schulter hin, sagt er zu den Priestern: »Ich hätte Ihnen Ihr Leben vielleicht geschenkt, meine Herren, um Ihres Tempels willen. Aber nachdem Ihr Gott offenbar nicht gesonnen ist, seinen Tempel zu erhalten, ziemt es Ihnen als Priester, mit diesem Tempel unterzugehen. Habe ich nicht recht, meine Herren?« Er ging, und die Profose bemächtigten sich der Priester.

Wie die andern Priester hatte sich der alte Doktor Nittai, nachdem er seine Gläubigen in den Tempel geführt hatte, ernst und zuversichtlich an die Verrichtungen seines Dienstes gemacht. Die Flammen brachen hervor, sein altes, mürrisches Gesicht lächelte. Er hatte gewußt, heute wird ein Zeichen kommen. Als das Tempelhaus brannte, war er nicht wie die andern durch die Höfe geflohen, vielmehr stiegen er und die acht Priester um ihn die Treppen des Tempelhauses hinauf. Es war gut, zu steigen, jetzt war man noch in einem von Menschenhänden gefügten Bau, aber gleich wird man oben sein, unterm Himmel, nahe bei Jahve. Und nun waren sie auf dem Dach, auf dem höchsten First des Tempels, unter ihnen waren die Flammen und die Römer. Das Geschrei der Sterbenden, der grobe Gesang der Legionen tönte zu ihnen herauf, von der Oberstadt her gellte das weiße Geheul. Da kam der Geist über die auf dem First, der Hunger schuf ihnen Gesichte. Schaukelnd, im Takt, im vorgeschriebenen Singsang sagten sie Kriegs- und Siegeslieder der Schrift auf. Rissen die goldenen Spieße, die zur Abwehr der Vögel auf dem Dach des Tempels angebracht waren, heraus und schleuderten sie gegen die Römer. Sie lachten, sie waren über den Flammen, und über ihnen war Jahve, und sie spürten seinen Hauch. Als die Stunde des Priestersegens kam, hoben sie die Hände und spreizten die Finger, wie es Vorschrift war, und riefen durch die prasselnden Flammen den Priestersegen und das anschließende Bekenntnis; es war ihnen leicht und heilig zumut.

Als sie zu Ende waren, nahm Nittai die schweren Schlüssel des Großen Tempeltors, hielt sie hoch, daß alle um ihn sie sahen, und rief: »O Jahve, du hast uns nicht würdig befunden, dein Haus zu verwalten. O Jahve, nimm die Schlüssel zurück.« Und er warf die Schlüssel in die Höhe. Und er rief: »Seht ihr, seht ihr die Hand?« Und alle sahen, wie aus dem Himmel eine Hand kam und die Schlüssel auffing.

Dann krachte das Gebälk, es stürzte das Dach, und sie fanden, daß sie einen begnadeten Tod starben.

Kurz vor dem Mittag hatte Pedan die Fackel geworfen. Nachmittags fünf Uhr brannte bereits der ganze Berg. Der erste Feuerposten, den Titus hatte errichten lassen, sah den Brand, und sowie die Dämmerung kam, gab er sein Signal: der Tempel ist gefallen. Und es entzündete sich das nächste Feuer, und das übernächste, und im Lauf einer Stunde wußte es ganz Judäa, ganz Syrien.

In Jabne erfuhr es der Großdoktor Jochanan Ben Sakkai: der Tempel ist gefallen. Der kleine Uralte zerriß seine Kleider und streute Asche auf sein Haupt. Aber noch für die gleiche Nacht berief er eine Sitzung ein.

»Bis heute«, verkündete er, »hat der Große Rat von Jerusalem Kraft gehabt, das Wort Gottes zu deuten, zu bestimmen, wann die Zeiten beginnen, wann der Mond neu ist, wann voll, was Recht ist und was Unrecht, was heilig und was unheilig, zu binden und zu lösen. Von heute an hat der Rat von Jabne diese Befugnis.

Unsere erste Aufgabe ist, festzusetzen, wie die Grenzen der Heiligen Schrift laufen. Der Tempel ist nicht mehr, unser ganzes Reich ist jetzt die Schrift. Ihre Bücher sind unsere Provinzen, ihre Sätze unsere Städte und Dörfer. Bis heute war Jahves Wort mit Menschenwort gemischt. Jetzt gilt es, aufs Jota zu begrenzen, was zur Schrift gehört, was nicht.

Unsere zweite Aufgabe ist, den Kommentar der Doktoren dauerhaft zu machen für die Zeiten. Bis heute lag der Fluch darauf, den heiligen Kommentar anders weiterzugeben als von Mund zu Mund. Wir lösen diesen Fluch. Wir wollen die sechshundertdreizehn Gebote aufzeichnen auf gutem Pergament, wo sie anfangen und wo sie aufhören, sie umzäunen und untermauern, daß Israel für die Ewigkeit darauf stehen kann.

Wir einundsiebzig sind jetzt alles, was vom Reiche Jahves geblieben ist. Reinigt euer Herz, daß wir ein Reich seien, dauernder als Rom.«

Sie sagten amen. Sie bestimmten noch in dieser Nacht: vierundzwanzig Bücher sind heilig. Vierzehn Bücher, die vielen als heilig galten, schlossen sie aus. Es war harter Streit unter ihnen, aber sie prüften sich scharf, daß sie nur das Wort Jahves sprechen ließen, wie man es ihnen überliefert hatte, nicht eigene eitle Weisheit. Kein Schlaf kam über sie, sie fühlten sich besessen von Jahve, als sie diese Sichtung vornahmen, die verbindlich sein sollte für alle Zeiten. Sie trennten sich, als schon die Sonne aufgegangen war. Jetzt erst spürten sie ihre Erschöpfung, es war trotz des Schmerzes über das zerstörte Heiligtum keine unglückliche Erschöpfung.

Als die andern schon weggegangen waren, erinnerte den Großdoktor Jochanan Ben Sakkai sein Schüler Arach: »Sie haben mir den Spruch für diesen Tag noch nicht diktiert, mein Doktor und Herr.« Der Großdoktor besann sich eine Weile, dann diktierte er: »Wenn du zur Tafel gezogen wirst bei einem Herrscher, so setze ein Messer an deine Kehle, ehe daß du gierig wirst nach seinen Leckerbissen; denn sie sind sehr trügerisch.« Arach sah des Großdoktors müdes, bitteres Gesicht; er erkannte, daß ihm bange war um seinen Liebling Josef Ben Matthias, daß er für ihn fürchtete in seinem Herzen.

Es geschah aber der Untergang des Tempels am 29. August des Jahres 823 nach Gründung der Stadt Rom, am 9. Ab des Jahres 3830 jüdischer Zeitrechnung. Auch ein 9. Ab war es gewesen, an dem der erste Tempel durch Nebukadnezar zerstört wurde. Dieser zweite Tempel hatte sechshundertneununddreißig Jahre, einen Monat und siebzehn Tage gestanden. Alle diese Zeit hindurch war jeden Morgen und jeden Abend das Brandopfer dargebracht worden zu Ehren Jahves, viele Tausende von Priestern hatten die Riten vollzogen, wie sie aufgeschrieben sind im Dritten Buch Mosis und bis ins kleinste erläutert durch Generationen von Doktoren.

Der Tempel brannte noch zwei Tage und zwei Nächte. Am dritten Tag standen von seinen vielen Toren nur mehr zwei. Mitten unter den Trümmern, auf den gewaltigen Blöcken des Brandopferaltars, dem einsam und sinnlos ragenden Osttor gegenüber, pflanzten jetzt die Römer ihre Adler auf und brachten ihnen das Siegesopfer. Wenn mehr als sechstausend feindliche Tote das Schlachtfeld deckten, dann pflegte die Armee ihren Feldherrn zum Imperator auszurufen. So nahm jetzt Titus auf der Höhe des Altars die Huldigung seiner Truppen entgegen.

Den Marschallstab in der Hand, den roten Feldherrnmantel um die Schultern, hinter sich die Goldenen Adler, stand jetzt, wo sonst die Rauchsäule Jahves aufgestiegen war, er, ein fleischernes Idol an Stelle des unsichtbaren Gottes. Die Legionen zogen vorbei, sie schlugen die Schilde zusammen, sie schrien: Sei gegrüßt, Imperator Titus. Stundenlang erfüllte das eiserne Geklirr und der Jubelruf seiner Soldaten des Titus Ohr.

Er hatte diese Stunde ersehnt, seitdem ihn in Alexandrien sein Vater mit der Führung des Feldzugs beauftragt hatte. Jetzt ließ sie ihn kalt. Berenike war fort, war geflohen vor dem Anblick des brennenden Heiligtums, vor ihm, dem Wortbrüchigen. War er wortbrüchig? Er hat klaren Befehl gegeben, den Tempel zu schonen. Es waren die Götter, die anders beschlossen hatten, wahrscheinlich der Judengott selbst, erzürnt über den Frevel und die Verstocktheit seines Volkes. Nein, nicht ihn, den Feldherrn, trifft die Schuld am Untergang des Heiligtums. Er beschließt, die Vorgänge so zu klären, daß alle Welt das erkennen soll.

Einige gefangene Juden hatten ausgesagt, der Brand habe in der Holzkammer begonnen. Sie hätten zu löschen versucht. Die römischen Soldaten hätten aber immer neue Feuerbrände in die Holzstöße geschleudert. Dies konnten nur die Mannschaften des Lösch- und Aufräumekommandos getan haben. Titus stellte den Pedan und seine Leute vor ein Kriegsgericht, dem er selber präsidierte.

Kurz bevor dieses Gericht tagte, hatte er eine Unterredung mit dem Marschall Tiber Alexander. »Hassen Sie mich eigentlich«, fragte er den Marschall, »weil der Tempel dieses Jahve niedergebrannt ist?« — »Haben *Sie* den Tempel niedergebrannt, Cäsar Titus?« fragte mit seiner verbindlichen Stimme der Marschall. »Ich weiß es nicht«, sagte Titus.

Man befragte die Angeklagten: »Hat die Erste Kohorte Feuerbrände in das Tempelhaus geworfen?« — »Wir wissen es nicht, Cäsar Titus«, erklärten die Soldaten, schallend, treuherzig, kameradschaftlich. Keiner hatte etwas davon gesehen, daß der Hauptmann Pedan einen Feuerbrand geschmissen hatte. »Es ist möglich«, erklärte Pedan, »daß wir uns auch mit Feuerbränden gegen die Juden gewehrt haben. ›Der Gegner ist mit Energie abzuweisen‹, hieß es im Befehl. ›Mit Energie‹, darunter darf man wohl auch Feuer verstehen, wenn man gerade ein Feuerscheit bei der Hand hat.« — »Hatten Sie die Absicht, die Baulichkeiten zu schonen?« wurde gefragt. Pedan zuckte die Achseln. Ein alter, ehrlicher Soldat, schaute er bieder und einfältig auf seine Richter. »Es war«, meinte er, »eine dicke, steinerne Mauer, von keiner Maschine zu erschüttern. Innen waren Steinböden, Steintreppen. Wer konnte vermuten, daß Stein Feuer fängt? Es war offenbar der Ratschluß der Götter.«

»Haben Sie«, fragte man, »einen Plan des Tempels gesehen? Haben Sie gewußt, daß das goldumrahmte Fenster in die Holzhalle führte?« Der Hauptmann Pedan ließ sich Zeit mit der Antwort. Sein lebendiges Auge blinzelte den Prinzen an, die Richter, dann wieder den Prinzen. Er lächelte verschmitzt, er betonte sein Einverständnis mit Titus, alle sahen es. Und dann wandte er sich geradezu an den Prinzen. Mit seiner quäkenden Stimme, frech und unbekümmert sagte er: »Nein, Cäsar Titus, ich habe nicht gewußt, daß Holz hinter dem Fenster ist.«

Sehr deutlich sah Tiber Alexander, daß dieser Hauptmann Pedan log, und ebenso deutlich sah er, daß er sich dabei im reinen Recht glaubte, daß er überzeugt war, einen wortlosen Auftrag des Prinzen ausgeführt zu haben. Dieser Prinz und dieser Hauptmann, der Marschall sah es klar, so verschieden sie schienen, waren im Grund das gleiche: Barbaren. Der Prinz hatte sich und allen andern geschworen, er werde den Tempel erhalten, wahrscheinlich hatte er es ehrlich gemeint, aber in seinem Innern war er genau wie Pedan von Anfang an gewillt gewesen, das da, das Bewußte niederzureißen, unter die Stiefel zu treten.

Die übrigen, Hauptleute, Unteroffiziere, Mannschaften, blieben dabei: sie hatten nichts gesehen. Keiner konnte sich auch nur im entferntesten erklären, wodurch der Brand entstanden war. Auf alle Fragen hatten sie immer die gleiche, treuherzige Antwort: »Cäsar Titus, wir wissen es nicht.«

Titus, während der Beratung des Gerichts, war auffallend fahrig. Der freche Blick des Einverständnisses, den dieser unflätige Pedan ihm zugezwinkert hatte, störte sein Inneres auf. Was ihn vorher noch dunkel bedrängt hatte, ob er nicht doch an der Roheit dieses Burschen teilhabe, das schob er jetzt weit von sich. War sein Befehl nicht klar gewesen? Hat er nicht immer eisern für Disziplin gesorgt? Er wartete gespannt auf die Meinung seiner Generäle, entschlossen, dem Liebling der Armee die Begnadigung zu versagen, wenn ihr Urteil auf Tod lautete.

An eine solche Demonstration dachte aber offenbar keiner der Herren. Vage redeten sie herum. Man sollte vielleicht den einen oder andern der Unteroffiziere in eine Strafkompanie versetzen. »Und Pedan?« rief Titus dazwischen, ungestüm, mit kippender Stimme.

Ein unbehagliches Schweigen entstand. Dem Pedan, dem Träger des Graskranzes, eines auf den Kopf geben, das wollte keiner riskieren. Schon schickte sich Cerealis, der General der Fünften, an, etwas in diesem Sinn zu sagen, als der Marschall Tiber Alexander das Wort ergriff. Was Pedan, führte er aus, wahrscheinlich getan habe oder zumindest willentlich habe geschehen lassen, das habe die ganze Armee gewollt. Nicht ein einzelner sei schuld an der Schandtat, die den römischen Namen für immer beflecke. Mit seiner leisen, höflichen Stimme schlug er vor, alle Offiziere und Mannschaften, die an den Aufräumearbeiten beteiligt gewesen waren, antreten zu lassen und jeden zehnten hinzurichten.

Gerade weil man der Rede des Marschalls Folgerichtigkeit nicht absprechen konnte, empörte man sich dagegen einmütig und heftig. Es war eine Frechheit, daß dieser Mann seine jüdischen Ressentiments an römischen Legionären auslassen wollte. Die Urteilsverkündung wurde vertagt.

Am Ende geschah nichts. In einem lahmen Befehl wurde der Ersten Kohorte der Fünften die Unzufriedenheit der Heeresleitung ausgesprochen, weil sie den Brand nicht verhindert habe.

Titus war tief verdrossen über diesen Ausgang der Untersuchung. Es war aussichtslos, sich jetzt vor der Frau rechtfertigen zu wollen. Er scheute sich, zu erkunden, wohin sie gegangen war. Er fürchtete, es könnte sie jene wilde Laune überkommen haben, die sie schon dreimal in die Wüste getrieben hatte, auf daß sie, ihr Fleisch verwahrlosend, die Stimme ihres Gottes vernehme.

Dann hörte er, sie sei nach dem kleinen Orte Thekoa gegangen. Das waren nur wenige Stunden Weges. Aber die Nachricht machte ihn nicht fröhlicher. Was suchte sie in dem halbzerstörten Nest? Wollte sie die Stümpfe ihres Haines vor Augen haben, ständige Erinnerung, daß er ihr nicht einmal die kleine Bitte erfüllt hatte?

Das breite Gesicht des Titus wurde grämlich, sein dreiekkiges, eingezacktes Kinn schob sich noch mehr heraus, das ganze Antlitz verkniff sich zu dem eines bösartigen Bauernknaben. Was soll er tun? Er hat nichts vorzubringen, was vor ihr bestehen könnte. Soll er grob und schmetternd von Kriegsrecht reden, ihr den Herrn zeigen, den Römer? Er wird nicht mehr erreichen als in der Nacht, da er sie mit Gewalt nahm.

Er befahl sich, nicht mehr an die Frau zu denken. Er hat Arbeit genug, sich abzulenken. Noch steht die Altstadt, die Oberstadt. Sie hat dicke, mächtige Mauern, man kann sie nicht ohne weiteres stürmen, man muß von neuem mit den Maschinen arbeiten, die Tore unterminieren. Er setzte sich einen Termin. Sowie er die Oberstadt genommen hat, wird er sich der Frau stellen.

Vornächst ließ er alles, was er von dem eroberten Bezirk aus erreichen konnte, dem Erdboden gleichmachen. Auseinander die Steine, nieder die Wände. Er hatte Lust bekommen an der Vernichtung. Die vornehmen Häuser an den Rändern der Tempelschluchten, das Proletarierviertel Ophla, die alten, soliden Gebäude der Unterstadt wurden verheert. Rathaus und Archiv, schon zu Beginn des Bürgerkriegs in Brand gesteckt, wurden ein zweites Mal zerstört. Die Hypothekenbriefe, die Kaufdokumente, die in Erz gegrabenen Staatsverträge, die auf Pergament niedergelegten Ergebnisse der langen, leidenschaftlichen Unterhandlungen auf der Kippa, der Börse, gingen ein für allemal zugrunde. Der ganze Tempelbezirk und die angrenzenden Stadtteile wurden den Soldaten zur Plünderung überlassen. Wochenlang wühlten sie immer neues Gold und neue Schätze aus dem Schutt. Auch in die unterirdischen Gänge des Tempelhügels tauchten sie hinab, nicht ohne Gefahr; denn viele verirrten sich und kamen nicht mehr ans Licht, manche auch fanden den Tod im Kampf mit Flüchtlingen, die sich in dieser Unterwelt versteckt hielten. Aber die Gefahr lohnte, die Unterwelt war eine Goldgrube. Immer neue Kostbarkeiten quollen aus ihren Schächten, auch die verborgenen Tempelschätze förderte man zutage, unter ihnen den berühmten achtteiligen Ornat, den der Erzpriester Phanias so schmerzlich vermißt hatte. Juwelen, edles Metall, seltene Stoffe häuften sich im römischen Depot, die Händler hatten zu tun, der Preis des Goldes im ganzen Osten sank um siebenundzwanzig Prozent.

In der Unterstadt war ein Heiligtum der Juden, das Mausoleum der Könige David und Salomo. Achtzig Jahre zuvor hatte einmal Herodes die Gruft geöffnet, heimlich, des Nachts, gelockt von dem Gerücht ungeheurer Schätze. Als er aber in das Innere vordringen wollte, wo die Gebeine der alten Könige ruhten, waren ihm Flammen entgegengeschlagen, seine Fakkeln hatten die Erdgase der Gruft entzündet. Titus hatte keine Angst. Er drang mit seinen Herren bis in die letzte Grabkammer. Da lagen die Leichen der beiden Könige, in goldenen Rüstungen, Diademe auf den Schädeln, riesige, bunte Ringe kollerten von ihren Beinhänden. Lampen, Schalen, Teller, Krüge hatte man ihnen mitgegeben, auch die Rechnungsbücher des Tempels, auf daß sie Jahve ihren frommen Wandel beweisen könnten. Der Marschall Tiber Alexander rollte die Bücher auf, beschaute die verschollenen Schriftzeichen. Titus nahm das umfangreiche Diadem von dem einen Schädel, setzte es mit seinen breiten, kurzen Händen auf den eigenen, wandte sich an seine Herren. »Das Diadem steht Ihnen nicht gut, Cäsar Titus«, sagte trocken der Marschall.

Josef hatte den Brand des Tempels mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet wie ein Forscher eine Naturerscheinung. Er hatte sich verhärtet, er wollte nur Auge sein, er wollte den lückenlosen Ablauf sehen, Anfang, Mitte, Ende. Er war immer wieder bis an den Rand des Feuers gegangen, hatte das brennende Geviert viele hundert Male durchmessen, sehr müde und trotzdem überwach. Er sah, hörte, roch, nahm wahr, sein feines, treues Gedächtnis notierte alles.

Am 25. September, einen Monat nach dem Fall des Tempels, fünf Monate nach Beginn der Belagerung, fiel die Oberstadt von Jerusalem. Während die Kohorten um die einzelnen Stadtviertel würfelten, sie zur Plünderung unter sich aufteilend, Straße für Straße, ging Josef zuerst ins Fort Phasael, dort hatten die jüdischen Führer ihre Gefangenen verwahrt. Er wollte Vater und Bruder aus dem Gefängnis herausholen. Aber das Fort war leer, man fand nur Tote dort, Verhungerte. Die er suchte, waren nicht darunter. Vielleicht hatten die Makkabi-Leute ihre Gefangenen beim Einbruch der Römer erledigt, vielleicht hat sich ein Teil in die Unterwelt gerettet.

Josef stieg tiefer hinein in die Stadt, ging durch Brand und Gemetzel, verhärtet in der kühlen, krampfigen Sachlichkeit des Chronisten. Den ganzen langen, heißen Sommertag hindurch strich er die hügeligen Gassen auf und ab, die Treppenwege, die Durchgänge, vom Herodespalast zum Gartentor, zum Obermarkt, zum Essäertor, und wieder zum Herodespalast. Durch diese Straßen und Winkel hatte er sich dreißig Jahre getrieben, als Kind, als junger Mensch, als Mann. Er kannte hier jeden Stein. Aber er schnürte den Schmerz ab, er wollte nichts sein als Auge und Schreibgriffel.

Er war unbewaffnet; nur sein goldenes Schreibzeug trug er merkwürdigerweise im Gürtel. Es war nicht ungefährlich, sich so in dem preisgegebenen, zusammenstürzenden Jerusalem herumzutreiben, gar, wenn man einem Juden gleichsah. Er hätte sich schützen können, wenn er die Auszeichnung des Titus getragen hätte, die Plakette mit dem Medusenhaupt. Aber dies brachte er nicht über sich.

Er ging zum drittenmal in die Fischerstraße, zum Haus seines Bruders. Das Haus war leer, alles Bewegliche daraus weggeschafft. Die Soldaten hatten sich dem Hause nebenan zugewendet. Auch das hatten sie bereits kahl geplündert, sie waren dabei, Feuer anzulegen. Josef schaute durch das offene Tor in den Hof. Dort, mitten in Lärm und Verheerung, stand ein alter Mann, den Gebetmantel um die Schultern, die Gebetriemen an Kopf und Arm, die Füße geschlossen. Josef trat näher. Der Alte sprach laut, den Oberkörper schaukelnd, sein Gebet; denn es war die Stunde der Achtzehn Bitten. Er betete inbrünstig, sein ganzer Leib betete mit, wie es Vorschrift war, und als er zur vierzehnten Bitte kam, betete er sie in der alten Form, wie man sie während des Exils in Babel gebetet hatte: »Laßt schauen unsre Augen, wie du zurückkehrst nach Jerusalem mit Erbarmen wie ehemals.« Es waren verschollene Worte, nur durch die Gelehrten aufbewahrt, sie waren Geschichte, sechshundertfünfzig Jahre lang hatte sie kein Mensch mehr gebetet. Der Alte aber, an diesem ersten Tag, da sie wieder Sinn bekamen, betete sie, zuversichtlich, selbstverständlich. Sein Gebet erwirkte, was alle Schrecken dieses Tages auf Josef nicht vermocht hatten. Durch die gewollte Härte des Betrachters brach plötzlich, ihn von innen her aufreißend, die Erschütterung über den Fall seiner Stadt.

Die Soldaten, mit dem brennenden Haus beschäftigt, hatten sich bisher um den Alten nicht gekümmert. Jetzt stellten sie sich belustigt um ihn, machten ihm nach: Jah, Jah, packten ihn, rissen ihm den Gebetmantel vom Kopf, verlangten, er solle nachsprechen: Jahve ist ein Esel, und ich bin der Knecht eines Esels. Sie zerrten ihn am Bart, stießen ihn herum. Da trat Josef dazwischen. Herrisch verlangte er, die Soldaten sollten den alten Mann in Ruhe lassen. Die dachten nicht daran. Wer er denn sei, daß er ihnen befehlen wolle? Er sei des Feldherrn Privatsekretär, erklärte Josef, und handle mit seinem Einverständnis. Hatte er nicht Erlaubnis, siebzig Gefangene loszubitten? Da könne jeder kommen, erklärten die Soldaten. Sie redeten sich in Wut, fuchtelten mit ihren Waffen. Er gehöre wahrscheinlich selber zu den Juden, so ohne Rüstung, mit seinem jüdischen Latein. Sie hatten Wein getrunken, sie wollten Blut sehen. Es war toll gewesen von Josef, sich einzumischen, ohne daß er einen schriftlichen Befehl vorzeigen konnte. Aus Jotapat ist er heil hervorgegangen, aus so vielen andern Gefahren, jetzt wird er hier einen lächerlichen Tod sterben, das Opfer eines Irrtums besoffener Soldaten. Da fiel ihm etwas ein. »Schaut mich an«, forderte er die Soldaten auf. »Wenn ich wirklich zu den Belagerten gehörte, müßte ich da nicht magerer sein?« Das leuchtete ihnen ein, sie ließen ihn laufen.

Josef suchte den Prinzen. Er fand ihn in böser Laune. Die Frist, die sich Titus gegeben hatte, war abgelaufen. Jerusalem war gefallen, morgen, spätestens übermorgen, wird er nach Thekoa reiten. Die Auseinandersetzung mit der Frau wird nicht angenehm sein.

Bescheiden bat Josef um eine schriftliche Anweisung, damit er die siebzig Menschen losbekomme, deren Freiheit der Prinz ihm zugesagt hat. Unwirsch schrieb Titus die Anweisung. Während des Schreibens, über die Schulter, warf er dem Josef hin: »Warum haben Sie mich eigentlich niemals um Erlaubnis gebeten, Ihre Dorion hierherkommen zu lassen?« Josef schwieg eine kleine Weile, erstaunt. »Ich fürchtete«, sagte er dann, »Dorion werde mich hindern, Ihren Feldzug, Prinz Titus, so mitzuerleben, daß ich ihn dann schreiben kann.« Schlecht gelaunt sagte Titus: »Ihr seid scheußlich konsequent, ihr Juden.«

Den Josef traf dieses Wort. Es war seine Absicht gewesen, mehr als die siebzig zu verlangen; vor dem Gesicht des Prinzen hatte er es aufgegeben. Jetzt, plötzlich, wußte er: es kam alles darauf an, daß Titus ihm mehr Menschenleben zugestehe. Behutsam, sehr unterwürfig, bat er: »Schreiben Sie nicht: siebzig, Cäsar Titus, schreiben Sie: hundert.« — »Ich denke nicht daran«, sagte der Prinz. Er sah ihn bösartig an, seine Stimme klang grobschlächtig wie die seines Vaters. »Heute würde ich dir auch keine siebzig mehr konzedieren«, sagte er.

Niemals sonst hätte sich Josef erdreistet, weiter zu bitten. Aber es trieb ihn. Er mußte beharren. Er war für immer verworfen, wenn er jetzt nicht beharrte. »Geben Sie mir siebenundsiebzig, Cäsar Titus«, bat er. »Schweig«, sagte Titus. »Ich hätte Lust, dir auch die siebzig wieder zu nehmen.«

Josef nahm das Täfelchen an sich, bedankte sich, ließ sich Begleitmannschaften mitgeben, ging zurück in die Stadt.

Das lebenbringende Täfelchen im Gürtel, strich er durch die Straßen. Sie waren voll von Mord. Wen soll er retten? Seinen Vater, seinen Bruder lebend anzutreffen, hatte er wenig Hoffnung. Er hatte Freunde in Jerusalem, auch Frauen, die er gerne sah, aber er wußte, es war nicht um dieser willen, daß damals an der Leichenschlucht Jahve das Herz des Titus erweicht hatte. Und nicht um dieser willen hatte er jetzt den Prinzen mit so dreister Beharrlichkeit bedrängt. Gut und verdienstvoll ist es, Menschen vom Tode zu retten, aber was sind seine armseligen siebzig vor den Hunderttausenden, die hier sterben? Und während er es noch nicht wahrhaben will, während er es mit aller Kraft ins Nichtwissen zurückdrängt, steigt aus seinem Innern ein bestimmtes Antlitz herauf.

Dieses ist es, dieses sucht er.

Er sucht. Er muß finden. Er hat keine Zeit, er darf nicht ablassen, es sind Hunderttausende, und er muß den Einen finden. Es geht nicht um siebzig Irgendwelche, es geht um den Bestimmten. Aber rings um ihn ist der Mord, und er hat das lebenbringende Täfelchen im Gürtel und ein schlagendes Herz in der Brust. Er sollte vorbeigehen, er hat seine Aufgabe, er hat dieses bestimmte Gesicht zu finden. Aber wenn du siehst, wie Menschen umgebracht werden, und du hast das Mittel, zu sagen: lebe, dann ist es schwer, vorbeizugehen, vernünftig, auf das bestimmte Gesicht wartend, schweigend. Und Josef ging nicht vorbei, er sagte: lebe, er bezeichnete diesen, weil seine Angst ihn anrührte, jenen, weil er so jung war, diesen wieder, weil sein Gesicht ihm gefiel. Und er sagte: lebe, sagte es ein fünftes Mal, ein zehntes, ein zwanzigstes Mal. Dann wieder nahm er alle Vernunft zusammen, er hatte seine Aufgabe, er bezwang sich, ging vorbei an Menschen, die starben, weil er vorbeiging. Aber er ertrug es nicht lange, schon zum nächsten wieder sagte er: lebe, und wieder zum nächsten, und zu mehreren. Erst als er den fünfzigsten den knurrenden, unwillig dem Befehl gehorchenden Soldaten entrissen hatte, packte ihn wieder seine Aufgabe, und er hielt ein. Er darf sich so billiges Mitleid nicht gönnen; sonst steht er mit leeren Händen, wenn er den Bestimmten findet.

Er flüchtet vor sich selber in die Synagoge der Alexandrinischen Pilger. Er wird jetzt die siebzig Rollen der Heiligen Schrift holen, die Titus ihm zugestanden hat. Die Plünderer waren bereits in der Synagoge gewesen. Sie hatten die heiligen Bücher aus der Lade gerissen, sie ihrer kostbaren, bestickten Mäntel beraubt. Da lagen sie, die edeln Rollen, bedeckt mit den köstlichen Zeichen, zerfetzt, blutbeschmiert, zertrampelt von den Stiefeln der Soldaten. Josef bückte sich schwerfällig, hob behutsam eines der geschändeten Pergamente aus Dreck und Blut. Man hatte etwas herausgeschnitten, an zwei Stellen. Josef folgte den Linien des Ausschnitts, sie zeigten die Form von Menschenfüßen. Er begriff, die Soldaten hatten mit den Rollen nichts Besseres anzufangen gewußt, sie hatten sich Einlagsohlen für ihre Stiefel herausgeschnitten. Mechanisch rekonstruierte er die erste der fehlenden Stellen: »Drücke den Fremden nicht in deinem Lande und liege ihm nicht hart an; denn ein Fremder bist du gewesen im Lande Ägypten.«

Langsam sammelte Josef die zerfetzten Rollen auf, hob sie hoch, behutsam, führte sie ehrerbietig zur Stirn, zum Mund, wie der Brauch es verlangte, küßte sie. Er konnte sie nicht römischen Händen anvertrauen. Er trat hinaus auf die Straße, um Juden zu suchen, die sie ihm in sein Zelt brächten. Da sah er einen Zug heraufkommen, dem Ölberg zu, Gefangene offenbar, die man mit den Waffen in der Hand ergriffen hatte. Man hatte sie gegeißelt, hatte auf ihre zerpeitschten Nacken Querbalken gelegt, ihre ausgestreckten Arme daran gebunden. So schleppten sie jetzt selber das Holz, an dem sie sterben sollten, zur Richtstätte. Josef sah die ausgelöschten, verzerrten Gesichter. Er vergaß seine Aufgabe. Er befahl Halt, er wies dem Hauptmann, der den Zug geleitete, sein Täfelchen vor. Es waren noch zwanzig Leben, über die er zu verfügen hatte, die Gefangenen aber waren dreiundzwanzig. Zwanzig von ihnen wurde der Querbalken wieder abgenommen, sie stierten blöde, sie waren halbtot von der Geißelung, sie wußten nicht, was ihnen geschah. Statt der Kreuzbalken bekamen sie jetzt die Schriftrollen, und statt zum Ölberg ging es ins römische Lager zu Josefs Zelt. Es war eine sonderbare, von den Soldaten stürmisch belachte Prozession, wie da Josef durch die Stadt zog, sein goldenes Schreibzeug im Gürtel, in jedem Arm eine Schriftrolle tragend, zärtlich, als trüge er kleine Kinder, gefolgt von den gegeißelten, taumelnden Juden, die ihm die andern Rollen nachschleppten.

Titus hat den Weg bis Bethlehem sehr rasch zurückgelegt, zwischen Bethlehem und Thekoa verlangsamt er den Trab seines Pferdes. Die Aufgabe, die vor ihm liegt, ist schwierig. Sie heißt Berenike. Das Schlimmste ist, man kann nicht um sich schlagen, kann nichts tun. Man kann sich nur hinstellen und die Entscheidung der Frau abwarten. Man genügt ihr, oder man genügt ihr nicht.

Es geht jetzt steil aufwärts. Thekoa liegt auf einem Felsen, kahl und verlassen, dahinter liegt Wüste. Der Ortskommandant hat seine Leute zum Empfang des Feldherrn aufgestellt. Titus nimmt seine Meldung entgegen. Das ist also jener Hauptmann Valens, der den Hain hat fällen lassen. Ein Gesicht, nicht klug, nicht dumm, bieder, männlich. Der Mann hat den Befehl erhalten, den Hain zu schonen: er hat ihn geschont. Es ist seltsam, daß es Titus nicht gelingt, der Frau sein Wort zu halten.

Er steht vor ihrem Haus. Es liegt auf der höchsten Spitze des Felsens, klein, verwittert, erbaut seinerzeit für Makkabäerprinzen, die man in die Wüste schickte. Ja, von hier aus sieht man hinaus in die Wüste. Berenike ist trotz allem in die Wüste gegangen.

Ein Kerl erscheint vor dem Haus, schäbig angezogen, ohne Livree. Titus schickt ihn hinein, läßt der Prinzessin sagen, daß er da ist. Er hat ihr seine Ankunft nicht vorher mitgeteilt, vielleicht will sie ihn gar nicht sehen. Er wartet, ein Beklagter, auf den Richter. Es ist nicht, weil er den Tempel verbrannt hat. Nicht, was er getan hat, steht vor Gericht, vor Gericht steht sein Wesen, das, was er ist. Sein Gesicht, seine Haltung ist Anklage und Verteidigung zugleich. Da steht er, der Herr über hunderttausend ausgezeichnete Soldaten und zahlreiches Kriegsgerät, der Mann mit unbeschränkten Vollmachten für den Osten von Alexandrien bis an die indische Grenze, und sein ferneres Leben hängt davon ab, ob die Frau ja zu ihm sagt oder nein, und er ist hilflos, er kann nichts tun als abwarten.

Das Tor oben öffnet sich, sie kommt. Eigentlich ist es selbstverständlich, daß sie den Feldherrn, den Herrn des Landes, ehrenvoll empfängt, aber dem Titus ist es schon Erleichterung, daß sie da oben steht, daß sie da ist. Sie trägt ein einfaches Kleid, viereckig, aus *einem* Stück, wie es hier die Frauen des Landes tragen. Sie ist schön, sie ist königlich, sie ist die Frau. Titus steht und starrt hinauf zu ihr, besessen, demütig. Wartet. Berenike, in diesen Augenblicken, weiß, daß sie jetzt ein letztes Mal ihr Schicksal in der Hand hält. Sie hat vorausgesehen, daß der Mann einmal kommen wird, aber sie hat sich nicht darauf bereitet, sie hat damit gerechnet, daß Gott, ihr Gott Jahve, sie im rechten Augenblick das Rechte werde tun lassen. Sie steht oben auf der Treppe, sie sieht den Mann, seine Gier, seine Besessenheit, seine Demut. Er hat immer wieder sein Wort gebrochen, er hat Gewalt an ihr getan, und er wird wieder Gewalt an ihr tun. Er ist besten Vorsatzes, aber er ist ein Barbar, der Sohn von Barbaren, und das ist stärker als seine Vorsätze. Nichts zwingt sie mehr, der Mann hat alles zerrissen, die Vergangenheit ist abgelebt. Sie muß, sie darf sich neu entscheiden. Bisher konnte sie sagen, es sei um des Tempels willen, daß sie zu Titus ging. Jetzt hat sie keinen Vorwand mehr, der Mann hat den Tempel niedergebrannt. Zu wem soll sie fortan gehören, zu den Juden oder zu den Römern? Es steht, zum letztenmal, bei ihr. Wohin soll sie gehen? Zu diesem Titus? Oder nach Jabne zu Jochanan Ben Sakkai, der auf schlaue und großartige Weise das Judentum neu aufbaut, heimlicher, geistiger, geschmeidiger und doch fester als bisher? Oder soll sie zu ihrem Bruder gehen und das Leben einer großen Dame, führen, voll betriebsamer Leerheit? Oder soll sie in die Wüste gehen, wartend, ob eine Stimme kommt?

Sie steht und sieht auf den Mann. Sie riecht den Blutgeruch an ihm, sie hört das grauenvolle Hep, Hep, das sie im Lager gehört hat und das bestimmt auch im Herzen dieses Mannes schrie. Es wäre besser, sie ginge zurück ins Haus. Hinterm Haus ist die Wüste, dort ist es gut. Sie befiehlt sich, zurückzugehen. Aber sie geht nicht zurück, sie steht, den linken Fuß noch auf der Schwelle, den rechten schon außerhalb. Und nun setzt sie auch den linken vor, es zieht sie, sie befiehlt sich: zurück! Aber sie geht nicht zurück. Wieder eine Stufe hinunter setzt sie den Fuß, und noch eine. Sie ist verloren, sie weiß es. Sie nimmt es auf sich, sie will verloren sein. Sie steigt die Treppe hinunter.

Der Mann unten sieht sie kommen. Sie kommt herunter, ihm entgegen, dies ist der kostbare, geliebte Schritt der Berenike, der ihm entgegenkommt. Er stürmt vor, die Treppe hinauf. Strahlt. Sein Gesicht ist ganz jung, das eines glücklichen Knaben, den alle Götter segnen. Er streckt der Frau den Arm zu, die Handfläche nach außen, stürmt hinauf, jubelt: Nikion!

Die Nacht bleibt er in dem kleinen, verwahrlosten Haus. Anderen Tages reitet er nach Jerusalem zurück, beglückt. Er trifft den Josef. »Wolltest du nicht siebenundsiebzig Gefangene, mein Josef?« fragt er. »Nimm sie.«

Josef, das Täfelchen mit der Ermächtigung des Feldherrn im Gürtel, begab sich in den Frauenvorhof des Tempels, der als Gefangenendepot eingerichtet war. Es hatte ihn alle die Tage her gedrückt, daß er seine Macht, zu lösen, auf so billige Art verzettelt hatte. Jetzt begann die hoffnungsvolle, qualvolle Suche von neuem.

Die Organisation des Gefangenendepots hat noch immer Fronto unter sich, er ist inzwischen zum Oberst aufgerückt. Er übernimmt persönlich die Führung des Josef. Er mag den Juden nicht, aber er weiß, dieser Josephus ist beauftragt, ein Buch über den Krieg zu schreiben, und er möchte in diesem Buch eine gute Figur machen. Er setzt ihm die Schwierigkeit auseinander, ein Depot von solchem Umfang zu verwalten. Der Markt für Leibeigene ist hoffnungslos verstopft. Wie soll man das Pack nur verpflegen, bis man es an den Mann gebracht hat? Sie sind auf dem Hund, seine lieben Kindlein, Haut und Knochen, viele verseucht. Elftausend sind ihm in dieser einzigen Woche eingegangen. Viele sind übrigens selber daran schuld. Unsere Legionäre sind gutmütig, zu Witzen aufgelegt, oft bieten sie den Gefangenen von ihrem eigenen Schweinefleisch an. Aber, ist es zu glauben, die Kerls verrecken lieber, als daß sie das Zeug fräßen.

Gefangene, die Waffen getragen haben, füttert Fronto nicht mit durch, die läßt er natürlich gleich exekutieren. Was die andern anlangt, so sucht er Verwandte aufzutreiben, die allenfalls Lösegeld für sie zahlen. Die nicht Ausgelösten hofft er im Lauf etwa eines halben Jahres durch ein paar Auktionen großen Stils loszuwerden. Gefangene ohne Marktwert, ältere, schwächliche Männer, ältere Weiber ohne besondere Geschick lichkeit, stößt er ab, indem er sie als Material für die Tierhetzen und Kampfspiele bereitstellt.

Langsam, einsilbig ging Josef neben dem beflissenen Oberst Fronto her. Die Gefangenen trugen ihr Täfelchen mit Namen und kurzer Charakteristik, sie hockten oder lagen dicht gepfercht in Hitze und Gestank, sie hatten seit Wochen den Tod vor Augen, sie hatten Hoffnung und Furcht so bis ins Letzte ausgeschmeckt, daß sie leer waren, ausgeronnen.

Die Abteilung, durch die sie jetzt gingen, enthielt die für die Tierhetze und Kampfspiele Ausgesonderten. »Doktor Josef«, rief ihn einer an, kläglich und erfreut, ein alter Bursche, struppig, grau von Gesicht, verfilzt. Josef suchte in seinem Gedächtnis, erkannte ihn nicht. »Ich bin der Glasbläser Alexas«, sagte der Mann. Was, dieser Mensch wollte der gescheite, weltgewandte Kaufmann sein? Der stattliche, beleibte Alexas, nicht älter als er selber? »Ich habe Sie zuletzt auf der Messe in Cäsarea getroffen, Doktor Josef«, erinnerte ihn der Mann. »Wir sprachen davon, daß leiden müsse, wer sich zur Vernunft bekennt.« Josef wandte sich an Fronto: »Ich glaube, der Mann hat nie zu den Aufrührern gehört.« — »Die Untersuchungskommission hat ihn mir überwiesen«, meinte achselzuckend Fronto. »Das römische Prozeßverfahren ist nicht schlecht«, mischte sich Alexas bescheiden ein, mit einem kleinen Lächeln, »aber es wird hier zur Zeit vielleicht ein bißchen summarisch angewandt.« — »Der Bursche ist nicht übel«, lachte Fronto, »aber wohin kämen wir, wenn wir alle Entscheidungen revidieren wollten? Es ist gegen die Richtlinien. ›Besser eine Ungerechtigkeit als ein Verstoß gegen die Ordnung‹, lautete die Order des Feldherrn, als er mir das Depot übergab.« — »Bemühen Sie sich nicht um mich, Doktor Josef«, sagte resigniert Alexas. »Ich bin so überdeckt mit Unglück, daß kein freundlicher Wille mehr durchkommt.« — »Ich bitte um den Mann«, sagte Josef und wies auf sein Täfelchen. »Wie Sie wünschen«, sagte höflich Oberst Fronto. »Jetzt haben Sie noch sechs Stück gut«, konstatierte er und machte seine Anmerkung auf dem Täfelchen.

Josef ließ den Glasbläser Alexas in sein Zelt bringen. Er mühte sich mit Zartheit um den erschöpften, traurigen Men schen. Alexas erzählte, wie er beim Einbruch der Römer seinen Vater in die Unterwelt hinuntergeschleppt hatte, um sich und ihn zu retten. Der alte Nachum hatte sich gesträubt.: Gehe er in dem Haus in der Salbenmachergasse zugrunde, dann sei eine leise Hoffnung, daß einer ihn finde und begrabe. Sterbe er aber in der Unterwelt, dann werde er unbegraben liegenbleiben, keine Erde über sich, und sein Gesicht bei der Auferstehung verlieren. Schließlich hatte er den Alten mit Überredung und Zwang in die Unterwelt gebracht, aber ihre Fackel war bald ausgegangen, und sie hatten einander verloren. Er selber war dann nach einiger Zeit von zwei Soldaten aufgespürt worden. Hatte ihnen, gekitzelt von ihren Schwertern, ein weniges von seinem Vergrabenen gezeigt. Da er sie vermuten ließ, er habe noch mehr, behielten sie ihn zunächst für sich und lieferten ihn nicht im Depot ab. Die beiden waren drollige, umgängliche Burschen, und vor allem, mit zwei Soldaten konnte man reden, mit dem Depot, mit der römischen Armee, konnte man nicht reden. Er mußte ihnen Witze erzählen. Gefielen sie ihnen nicht, dann banden sie ihn an einen Baumstamm, an Händen und Füßen, den Bauch nach unten, und schaukelten ihn hin und her. Das war unangenehm. Gewöhnlich aber gefielen ihnen seine Witze. Die beiden Soldaten waren nicht die schlimmsten, man kam leidlich miteinander aus. Mehr als eine Woche zogen sie so mit ihm herum, ließen ihn vor den andern Kunststücke machen, seine Witze erzählen. Der jüdische Akzent seines Latein machte ihnen und ihren Kameraden Spaß. Sie kamen schließlich auf die Idee, er eigne sich zum Türhüter, und wollten ihn bei sich halten, bis sie ihn als Türhüter verkaufen könnten. Ihm war es recht. Es war besser, als in einem ägyptischen Bergwerk oder in einer syrischen Arena zu enden. Aber dann waren seine beiden Herren ein zweites Mal in die Unterwelt hinuntergestiegen, waren nicht mehr zurückgekommen, und ihre Zeltkameraden hatten ihn dem Depot überwiesen.

»Das alles geschah mir«, meditierte Alexas, »weil ich nicht der Vernunft folgte. Wäre ich rechtzeitig aus Jerusalem fort, dann hätte ich wenigstens noch Weib und Kinder, aber ich wollte alles haben, ich wollte Vater und Brüder haben. Ich habe mich überhoben.« Er bat den Josef, ihm eine murrinische Vase schenken zu dürfen. Ja, dieser kluge Alexas hatte immer noch Reserven. Er hatte viel gerettet, meinte er bitter, nur das Wichtigste hatte er nicht gerettet. Sein Vater Nachum, wo ist er? Sein Weib Channa, seine Kinder, sein liebenswerter, heftiger, törichter Bruder Ephraim, wo sind sie? Er selber, Alexas, was er gelitten hat, ist über eines Menschen Vermögen. Er wird Gläser machen und andere schöne Dinge. Aber er hat keine Gnade vor Gott, er wagt es nicht, in diese Welt hinein von neuem ein Kind zu machen.

Den andern Tag ging Josef wiederum durch das Gefangenendepot. Er hat jetzt nur mehr sechs Menschenleben in der Hand, er wird sie nicht ausgeben, bevor er den Einen, seinen Bestimmten, gefunden hat. Wie aber soll er unter der Million von Toten, Gefangenen, Elenden seinen Einen herausfinden? Das heißt einen Fisch im Meer suchen.

Als Josef auch am dritten Tag wiederkam, begann Oberst Fronto ihn zu hänseln. Er freue sich, meinte er, daß Josef für seine Ware mehr Interesse zeige als jeder Leibeigenenhändler. Josef ließ sich das nicht anfechten. Er suchte auch diesen Tag hindurch. Vergeblich.

Am späten Abend erfuhr er, es seien, als Ergebnis einer Razzia in der Unterwelt, achthundert Gefangene eingeliefert worden, die Oberst Fronto sogleich fürs Kreuz bestimmt habe. Josef hatte sich bereits hingelegt, er war müde und erschöpft. Trotzdem machte er sich auf.

Es war tiefe Nacht, als er auf den Ölberg kam, wo die Exekutionen stattfanden. Dicht standen dort die Kreuze, zu vielen Hunderten. Wo einstmals die Ölterrassen waren, die Magazine der Brüder Chanan, die Villen der Erzpriesterfamilie Boëth, überall jetzt hoben sich die Kreuze. Die nackten, gegeißelten Männer hingen daran, verkrampft, mit schrägen Köpfen, herabfallenden Unterkiefern, bleifarbenen Lidern. Josef und seine Begleiter leuchteten die einzelnen Gesichter ab, sie waren gräßlich verzerrt. Wenn der Lichtschein die Gesichter traf, dann begannen die Hängenden zu sprechen. Einige fluchten, die meisten stammelten ihr: Höre, Israel, Josef war zum Umsinken müde. Er war versucht, beim nächsten zu sagen: Nehmt ab, nehmt ab!, wahllos, damit er die grausige Suche beenden könnte. Das Täfelchen, das ihm Macht gab, wurde immer schwerer. Nur weg von hier, nur schlafen dürfen. Die siebenundsiebzig erreicht haben, das Täfelchen los sein. Ins Zelt, umsinken, schlafen.

Und dann fand er den, den er suchte. Es stoppelte sich dem Gelbgesichtigen ein wirrer Bart um die Wangen. Das Gesicht war auch nicht mehr gelb, grau vielmehr, eine dicke, belegte Zunge hing aus dem klaffenden Mund. »Nehmt herunter!« sagte Josef, er sagte es sehr leise, es kostete ihn Mühe, zu sprechen, es würgte ihn, er schluckte. Die Profose zögerten. Es mußte erst der Oberst Fronto gerufen werden. Es dauerte quälend lange für Josefs Ungeduld. Ihm schien, als stürbe der Gelbgesichtige, während er hier zu seinen Füßen wartete. Das durfte nicht sein. Das große Gespräch zwischen ihm und Justus war nicht zu Ende. Justus durfte nicht sterben, bevor es zu Ende war.

Endlich kam Fronto, verschlafen, verärgert, er hatte einen anstrengenden Tag hinter sich. Höflich trotzdem wie immer hörte er Josef an. Gab sogleich Befehl, den Mann abzunehmen und Josef zu übergeben. »Jetzt haben Sie noch fünf Stück gut«, konstatierte er und machte seine Anmerkung auf Josefs Täfelchen. »Nehmt ab! Nehmt ab!« befahl Josef und bezeichnete die nächsten fünf. »Jetzt haben Sie keinen mehr«, konstatierte der Oberst.

Der Gelbgesichtige war angenagelt gewesen, das war das mildere Verfahren, aber es erwies sich als sehr hart jetzt beim Abnehmen. Er hing fünf Stunden, das war für einen starken Mann nicht viel, aber der Gelbgesichtige war kein starker Mann. Josef schickte nach Ärzten. Der Gelbgesichtige kam zum Bewußtsein vor Schmerz, dann sank er wieder weg, dann riß der Schmerz ihn wieder ins Bewußtsein. Die Ärzte kamen. Es gehe um einen Propheten der Juden, hieß es, und er sei im Auftrag des Prinzen vom Kreuz genommen worden. Dergleichen kam nicht oft vor; es waren die besten Ärzte des Lagers, die sich für den Fall interessierten. Josef drang in sie. Sie äußerten sich zurückhaltend. Vor drei Tagen könnten sie nicht sagen, ob der Mann durchkommen werde.

Josef ging neben der Bahre her, in der man Justus ins Lager brachte. Justus hatte ihn nicht erkannt. Josef ist todmüde, aber er ist voll Ruhe, in seinem Herzen sind die Worte der Lobsagung anläßlich der Errettung aus großer Gefahr. Schlafen hätte ihm nicht Frische gebracht, das Essen keine Sättigung, Bücher keine Erkenntnis, Erfolg keine Genugtuung, wenn dieser Justus tot oder verschollen geblieben wäre. Er wäre neben dem Mädchen Dorion gelegen ohne Glück, er hätte sein Buch geschrieben ohne Glück. Jetzt ist der Mann da, sich mit ihm zu messen, der einzige, um den es lohnt. »Ihr Doktor Josef ist ein Lump.« Ein Wort schmeckt anders im Ohr als im Mund, daran hätte der Mann denken müssen. Es ist eine große Ruhe in Josef, Erfüllung, Leichtigkeit. Er schläft gut und lange, fast bis zum Mittag.

Er geht ans Lager des Justus. Die Ärzte schweigen sich noch immer aus. Josef geht nicht vom Lager weg. Den ganzen Tag liegt der Gelbgesichtige ohne Bewußtsein. Am zweiten Tag beginnt er zu phantasieren, er sieht grauenvoll aus. Die Ärzte zucken die Achseln, rechnen nicht mehr damit, daß er davonkommt. Josef sitzt am Lager. Er ißt nicht, er wechselt das Kleid nicht, es kräuselt sich um seine Wangen. Er rechtet mit Jahve. Warum hat er ihn geschont durch soviel wilde Wechselfälle, wenn er ihm jetzt die große Auseinandersetzung mit Justus nicht gönnen will? Der Prinz schickt nach ihm. Berenike schickt nach ihm, er möge nach Thekoa kommen. Josef hört nicht. Er sitzt am Lager des Justus, starrt auf den Kranken, wiederholt die Gespräche, die er mit ihm gehabt hat. Das große Gespräch ist nicht zu Ende. Justus darf nicht sterben.

Am vierten Tag der Pflege nehmen die Ärzte dem Mann den linken Unterarm ab. Am achten erklären sie ihn für gerettet.

Josef, nun er den Justus außer Gefahr wußte, ging fort von seinem Lager, ließ eine Summe Geldes zurück, kümmerte sich nicht weiter um den Mann. So geltungssüchtig er war, es lag ihm nichts daran, sich dem Justus als Lebensretter zu zeigen. Das große Gespräch mit Justus wird eines Tages fortgesetzt werden, das genügte.

Um diese Zeit bat Titus den Josef um einen Dienst. Der Prinz freute sich dessen, was er in Thekoa errungen hatte; aber er fühlte sich immer noch unsicher in allem, was diese jüdische Frau anging. Er wagte sich nicht weiter vor. Was soll sein, wenn er nun das Land verläßt? Er beauftragte Josef, bei Berenike vorzufühlen, ob sie mit nach Rom kommen wolle.

In dem verwahrlosten Haus von Thekoa standen sich Josef und Berenike gegenüber, einer so kahl wie der andere. Hat nicht ihr ganzes Leben, ihr Wegwurf an die Römer, Sinn gehabt nur als Versuch, den Tempel zu retten? Der Tempel ist hin, sie sind Muscheln ohne Schale. Aber sie sind aus dem gleichen Stoff, und sie schämen sich, einer vor dem andern, ihrer Blöße nicht. Nackt und rechnerisch betrachten sie ihre Armut. Es gilt jetzt, ohne den Hintergrund eines Stammes mit eigenen Fähigkeiten sich neuen Boden zu schaffen. Er hat sein Buch und seinen Ehrgeiz, sie hat Titus und ihren Ehrgeiz. Ihrer beider Zukunft ist Rom.

Ja, gewiß wird sie nach Rom gehen.

Dem Prinzen war die Zusage der Frau eine große Bestätigung. Er fühlte sich Josef zu Dank verpflichtet. »Besitzen Sie nicht Terrains in der Neustadt, mein Josef?« fragte er. »Auch von Ihrem Vater müssen Sie Grundbesitz geerbt haben. Ich werde allen Boden in Jerusalem enteignen für die Legion, die ich als Besatzung hierherlegen will. Geben Sie mir eine genaue Aufstellung Ihrer Verluste. Ich werde Ihnen aus dem konfiszierten Boden im Land Ersatz anweisen.« Josef freute sich über dieses Geschenk. Mit kaltem, nüchternem Geschäftssinn regelte er seine judäischen Angelegenheiten. Er wollte klare Verhältnisse hinter sich haben, nun er das Land verließ.

Titus schleifte Jerusalem vollends, wie es einstmals die siegreichen Heerführer mit den Städten Karthago und Korinth gemacht hatten. Nur die Türme Phasael, Mariamne und Hippikus sowie einen Teil der Westmauer ließ er stehen zum Zeichen, wie herrlich und stark befestigt die Stadt gewesen war, die seinem Glück hatte erliegen müssen.

Am 24. Oktober, anläßlich des Geburtstags seines Bruders Domitian, des Früchtchens, veranstaltete Titus im Stadion von Cäsarea Festspiele, für die er aus dem Überfluß der jüdischen Gefangenen Menschenmaterial in besonderer Üppigkeit zur Verfügung stellte. »Komm und sieh!« sagte er zu Josef. Josef kam.

Nachdem alle zweitausendfünfhundert Teilnehmer durch die Arena geführt waren, mußten zunächst zwei Haufen Juden, die einen als Verteidiger, die andern als Angreifer, die Erstürmung einer Stadtmauer darstellen. Sie stachen aufeinander ein, die bärtigen, jämmerlichen Menschen, warfen sich grotesk hoch, wenn sie den zaghaften Todesstreich empfingen. Wer zu feig war, wurde mit Peitschen und glühenden Eisen in den Kampf getrieben. Gegen einzelne, die durchaus nicht dazu gebracht werden konnten, aufeinander loszugehen, schickte man gelernte leibeigene Fechter vor. Theaterdiener in der Maske des Unterweltgottes Hades nahmen die Gefallenen in Empfang, prüften mit Feuerbränden, ob sie den Tod nicht etwa nur simulierten. Die Arena war voll von Geschrei: Höre, Israel, Jahve ist einzig. Viele starben den Zuschauern zu langweilig. Man schrie ihnen zu: »Was ist das für eine waschlappige Art, einen umzulegen. Das ist ja gekitzelt, nicht gefochten. Los, du Bärtiger, los, du Alter! Ein bißchen fixer, wenn’s gefällig ist! Nicht so tranig gestorben, ihr Schisser!« Josef hörte die Rufe. Je nun, man hatte diesem Publikum gesagt, die Juden seien im ihrem Kampf ernst und anständig gestorben, und jetzt war es enttäuscht, daß man ihm dieses anständige Sterben nicht vormachte.

Es war nicht leicht, auf die Dauer Monotonie zu vermeiden. Man schickte gegen die Gefangenen afrikanische Löwen vor, indische Elefanten, deutsche Auerochsen. Die todbestimmten Juden waren zum Teil in Festgewändern, andere mußten Gebetmäntel tragen, weiß, mit schwarzen Kanten und blauen Quasten, und es war hübsch anzusehen, wie die sich rot färbten. Viele auch, Männer wie Frauen, jagte man nackt in die Arena, damit die Zuschauer das Spiel der Muskeln während des Sterbens beobachten könnten. Ein paar sehr kräftige Männer stellte man gut bewaffnet einem Elefanten gegenüber. Die Männer, finster und verzweifelt, brachten dem Tier ernstliche Wunden bei, ehe es, trompetend und gereizt, sie zertram pelte, und das Publikum hatte Mitleid mit dem Elefanten. Man hatte Sinn für Humor. Viele mußten in lächerlichen Masken sterben. Eine Anzahl von Greisen hatte man auf der einen Seite rasiert und kahlgeschoren, auf der andern Seite hatte man ihnen ihre langen Haare und ihre langen weißen Bärte gelassen. Andere mußten rennen, mit leicht entzündlichen Stoffen bekleidet; ihre Gewänder entzündeten sich während des Laufs, zweihundert Meter vor ihnen war ein Wasserbassin, und wenn sie es erreichten, waren sie, vielleicht, gerettet. Es war possierlich anzusehen, wie sie die Beine warfen, wie sie japsten, wie sie sich ins Wasser schmissen, auch wenn sie nicht schwimmen konnten. Viel Spaß machte auch eine Leiter, die man an eine zu stürmende Mauer anlegte. Die aufgeputzten Todbestimmten mußten sie erklettern, die Leiter aber war mit glitschiger Masse beschmiert, und sie fielen in aufgestellte Spieße.

Zwei Tage starben die Juden, ihrer zweitausendfünfhundert, auf diese Art, den Unbeschnittenen zum Spaß, im Stadion der Stadt Cäsarea. Zwei Tage sah und hörte Josef sie sterben. Oft glaubte er bekannte Gesichter zu sehen, aber das war wohl Irrtum, denn Fronto hatte für diese Zwecke im wesentlichen namenloses Volk bestimmt, Kleinbauern und Proletarier aus der Provinz. Ich habe es gesehen, konnte Josef hinzufügen, wenn er diese Spiele später schilderte. Meine Augen haben es gesehen.

Es war nun an dem, daß Josef in kurzer Zeit Judäa, und vermutlich für immer, verlassen mußte. Lange schwankte er, ob er mit Mara zusammentreffen sollte. Er versagte es sich. Er wies ihr eine auskömmliche Rente an und stellte ihr anheim, auf einem der Güter in der Ebene Jesreel zu wohnen, die Titus ihm überlassen hatte.

Die Juden hatten Josef gesehen, wie er zu den Spielen ging. Sie haßten und verachteten ihn und hielten die sieben Schritte Abstand. Keiner geleitete ihn, als er sich nach Italien einschiffte.

Der Hafen von Cäsarea versank, die Kolossalstatuen der Göttin Rom, des Kaisers August. Dann versank das Fort Strathon, dann das violette Gebirge Judäas, zuletzt der grüne Gipfel des Berges Karmel. Josef war auf dem Weg nach Rom. Von Judäa führte er mit sich nichts als das Gedächtnis dessen, was er gesehen hatte, siebzig Rollen der Heiligen Schrift und einen kleinen Kasten Erde, hervorgekratzt unter dem Schutt von Jerusalem.

Auf der Höhe der Appischen Straße, wo das Grabmal der Cäcilia Metella stand, machte der Fuhrmann den üblichen Halt, und Josef sah hin auf das große Bild der Stadt, das sich hier öffnete. Es war ein kühler Märztag, die Stadt lag hell im Licht, Rom, Kraft, Gewurah, sie dehnte sich kräftiger als damals, da er sie verlassen hatte, um Jerusalem aufzusuchen. Was er damals geträumt hat, als er zum erstenmal vom Capitol aus über die Stadt hinschaute, jetzt braucht er nur die Hand auszustrecken, und er hat es erreicht. Der Kaiser und der Prinz bitten ihn um sein Wort, um Wort und Geist vom Geist des Ostens.

Bitter kneift Josef die Lippen ein. Leider hat der Großdoktor Jochanan Ben Sakkai recht. Was ihm damals das Ende schien, ist erst der Anfang. Verschmelzung östlicher Weisheit mit westlicher Technik, das ist eine Sache von harter Mühe und von wenig Glanz. Der Wagen ist weitergefahren, er hält am Tor. Josef hat Dorion seine Ankunft nicht angezeigt. Er liebt Dorion, er hat ihr Bild nicht vergessen, wie sie das erstemal vor ihm stand, die Katze im Arm, ihre dünne, geliebte Kleinmädchenstimme nicht, und nicht, wie sie ihren langen, braunen Körper ihm anschmiegt, wild, ohnmächtig, ergeben. Aber es sind jetzt so viele Gesichte zwischen ihm und ihr, Dinge, aus denen sie ausgeschlossen ist. Er will abwarten, will nicht Hoffnungen in ihr erwecken, will sehen, spüren, ob noch jenes Fließende zwischen ihm und ihr ist wie damals.

Das Haus Dorions ist klein, gefällig, modern. Der leibeigene Türhüter fragt Josef nach seinem Begehr. Josef nennt seinen Namen, der Türhüter neigt sich tief, rennt fort. Josef steht allein in der Empfangshalle, er verfinstert sich. Ringsum ist alles geschmückt mit Bildern, Statuen, Mosaiken, wahrscheinlich von diesem Fabull. Was soll er hier? Er kann hier nicht leben.

Und jetzt kommt Dorion. Wie damals hebt sich auf ihrem steilen Kinderhals leicht, rein der lange, dünne Kopf mit dem großen Mund. Sie steht und schaut ihn an mit ihren meerfarbenen Augen, die zusehends dunkler werden. Sie möchte lächeln, aber sie ist ganz schwach, sie kann nicht einmal lächeln. Sie hat ihn so lange erwartet, und nun, großen Dank, Götter, ist er da. Sie hat gefürchtet, dieses widerliche Judäa werde ihn für immer verschlingen, und nun, großen Dank, Götter, ist er gekommen. Sie wird blaß, zuerst um den Mund herum, dann über das ganze Gesicht, sie starrt ihn an, und jetzt tritt sie auf ihn zu, sie stößt einen kleinen, schrillen Schrei aus und gleitet an ihm nieder, er muß sie halten. Dies ist die gelbbraune Haut des Mädchens, das er liebt. Sie ist süß und glatt, und o wie kalt sie ist, diese Haut, weil das Mädchen ihn liebt.

Minuten vergehen, die beiden haben noch kein Wort gesprochen. Sie ist die Süßigkeit der Welt. Wie sie an ihm niedergleitet, tödlich erblaßt, ohnmächtig vor Erregung, werden ihm die Knie schwach. Du sollst dich nicht vergatten mit ihnen. Vor ihm steht sein Buch, die kahle Landschaft mit der Leichenschlucht, der Tempelberg, glühend von seinen Wurzeln auf. Was sollen die albernen Mosaiken ringsum, diese läppischen, freundlichen Bilder häuslichen Lebens? Was soll; er hier? Was will die Frau? Er ist hier ganz fremd.

»Du bist hier ganz fremd«, sagt sie, es ist das erste Wort, das sie seit einem Jahr zu ihm spricht. Sie hält ihn an den Schultern, sie hat die Arme gestreckt, sie schaut ihm ins Gesicht. Sie sagt: du bist hier ganz fremd, sie stellt es fest, ernst, ohne Klage. Sie liebt ihn, darum weiß sie es.

Kleine Tröstungen, kleine Lügen haben hier keinen Sinn. »Ja«, erwidert er. »Ich kann hier nicht leben. Ich kann jetzt nicht mit dir leben, Dorion.«

Dorion sagt kein Wort des Widerspruchs. Sie spürt, dieser ist nicht mehr ihr Josef, er ist ein anderer, voll von Gesichten, die nicht die ihren sind. Aber sie gehört zu ihm, auch wenn er sich in dieser Gestalt zeigt, sie ist zäh und tapfer, sie wird ihn auch in dieser Gestalt erringen. Sie hält ihn nicht. »Wenn du mich willst, laß mich kommen«, sagt sie.

Josef geht. Er fühlt sich sehr fremd in Rom. Er drückt sich durch die Straßen, die Kolonnaden. Wenn er bekannte Gesichter sieht, wendet er den Kopf weg, er will mit niemandem reden. Nach einigem Hin und Her entschließt er sich, geht zu Claudius Regin.

Der Verleger sieht müde aus, alle Teile seines fleischigen Gesichtes hängen. »Gegrüßt sei, der da kommt«, grinst er. »Nun, mein Prophet, was macht Ihr Buch? Ihre Prophezeiung hat sich erfüllt, auf eine etwas eigentümliche Art allerdings. Ich denke, Sie könnten jetzt an die Arbeit gehen. Oder wollen Sie sich drücken?« — »Ich habe mich nicht gedrückt«, sagt verbissen Josef. »Sie wissen nicht, wie schwer das manchmal war. Aber ich habe mich nicht gedrückt.«

»Ich bin zuweilen Ihrer schönen Frau begegnet, der Ägypterin«, sagte der Verleger. »Ich werde nicht mit Dorion zusammen sein«, sagte Josef, »solange ich an dem Buch schreibe.« Regin sah hoch. »Das ist merkwürdig«, meinte er. »Dabei ist eigentlich die Dame der Grund Ihres Buches.« — »Ein Anlaß vielleicht«, lehnte Josef ab.

»Wenn Sie bei mir wohnen wollen, mein Haus steht zu Ihrer Verfügung«, sagte der Verleger. Josef zögerte. »Ich möchte allein sein«, sagte er, »solange ich an dem Buch schreibe.« — »Ich glaube«, sagte Claudius Regin, »der Kaiser wird Ihnen das Haus einräumen, das er früher bewohnt hat. Das Haus ist ein wenig kahl, die Majestät war immer sparsam, das wissen Sie.«

Josef bezog das Haus. Es war groß, dunkel, verwahrlost. Er wohnte dort mit einem einzigen Leibeigenen. Er pflegte sich nicht, aß nur das Notwendigste. Er zeigte keinem Menschen an, daß er in Rom sei. Er strich durch die Straßen, wenn sie am leersten waren, sah die Vorbereitungen zu dem Triumphzug. Überall schon arbeitete man an Gerüsten, Tribünen. An den Mauerwänden, an den Toren tauchten riesige Bilder des Vespasian, des Titus auf, Spruchbänder um sie, die die Imperatoren feierten, das besiegte Judäa verhöhnten. In gigantischer Vergrößerung stierten dem Josef die Fratzen des Kaisers und des Prinzen entgegen, leer, grob, verzerrt; alles Vertraute war fort, es waren Gesichter des Pedan.

Eines Tages, in den Kolonnaden des Marsfelds, begegnete dem Josef die Sänfte des Senators Marull. Josef wollte rasch vorbei, aber der Senator hatte ihn erspäht. »Sie haben Karriere gemacht, junger Herr«, konstatierte er. »Sie haben sich verändert. Ja, Schicksale machen Köpfe.« Er betrachtete ihn durch seinen blickschärfenden Smaragd. »Erinnern Sie sich, wie ich Sie über Rom informierte, in der Großen Rennbahn? Das war vor fünf Jahren. Ich habe damals schon gesehen, daß es sich lohnt, Sie zu informieren. Sie haben sich im rechten Augenblick auf die richtige Seite gelegt.«

Er ließ ihn nicht gehen, nahm ihn mit sich, erzählte ihm. Er schrieb an einer Posse, die zu Beginn der Triumphwoche im Marcell-Theater in Szene gehen sollte. Held der Posse sollte der Jude Secharja sein, ein Gefangener, verurteilt zu den Spielen. Der Schauspieler Demetrius Liban wird ihn darstellen. Der Gefangene Secharja soll im Einzelkampf mit einem andern sterben. Die Todesangst des Juden, seine Bitten, seine Erwartung, trotz allem begnadigt zu werden, sein Fechten, sein Nichtfechten, das alles gab Anlaß zu sehr vielen komischen Szenen, Witzen, Tänzen, Couplets. Die Frage war nur der Schluß. Es wäre reizvoll, einen Doppelgänger des Liban zu suchen — man hat jetzt ja reichliche Auswahl —, so ähnlich, daß die eigene Mutter ihn nicht von dem Schauspieler wegkennt, und ihn von einem Berufsfechter abtun zu lassen. Andernteils ist das Publikum mit Kreuzigungen und toten Juden übersättigt. Vielleicht läßt man doch besser den Gefangenen Secharja begnadigt werden. Seine Freude am neuen Leben ist kein schlechtes Motiv, und zum Schluß könnte er aus Dankbarkeit Schätze aus seinem Versteck holen und sie unters Publikum verteilen. Man kann es vielleicht so wenden, daß man ihn am Schluß am Kreuz hängen läßt und daß dann einer kommt und ihn herunterholt, haben nicht Sie was Ähnliches gemacht, Flavius Josephus?, und daß er dann Geld vom Kreuz aus unters Publikum wirft, neugeprägte Siegesmünzen.

Josef mußte über den Abend bei dem Senator Marull bleiben, mit ihm essen. Der hagere, gescheite Herr interessierte sich für eine Menge abliegender Details aus dem Feldzug, er holte den Josef gründlich aus. Auch er konnte dem Josef Neuigkeiten mitteilen. Es stand nun fest, daß von den drei Repräsentanten der Juden, die im Triumphzug aufgeführt werden sollten, nur an Simon Bar Giora die während des Triumphs übliche Hinrichtung vollzogen werden wird. Die beiden andern, Johann von Gischala und der Erzpriester Phanias, sollten nach dem Triumph als Leibeigene verkauft werden. Es sind drei Reflektanten da: Mucian, der Minister Talaß und er selber. Er hat Grund anzunehmen, daß man ihn berücksichtigen wird. Die Dame Cänis ist nicht billig, aber er ist kein Knauser. Zu wem Josef ihm mehr rate, zu dem Feldherrn oder zu dem Erzpriester?

Am andern Tag überwand sich Josef und suchte den Schauspieler Demetrius Liban auf. Er fand ihn überraschend gealtert und nervös. »Ah, da sind Sie ja«, empfing er ihn. »Natürlich, Sie durften nicht fehlen. Eigentlich habe ich Sie schon längst erwartet.« Er war voll feindseliger Ironie gegen Josef. Langsam begriff Josef: dieser Mann maß sich die Schuld am Untergang des Tempels bei. Er hat Josef zu Poppäa gebracht, er im Grund hat die Amnestierung der drei erwirkt, und ist nicht alles Übel ausgegangen von dieser Amnestierung? Die Amnestierung, das Edikt über Cäsarea, der Aufstand, die Einäscherung des Tempels, das war eine Kette. Und der Anfang der Kette war er. Von ihm damals hing es ab: spielte er den Juden Apella oder nicht? Jahve hatte in seine Hand die Lose über Bestand und Untergang gelegt, und seine Unglückshand hat das Los des Verderbens geworfen. Er erhob sich. Er begann aufzusagen die große Verfluchung aus dem Fünften Buch Mosis. Sicherlich hat er niemals einen von den Propheten gesehen oder gehört, die, echte und falsche, in diesen letzten Jahrzehnten in Jerusalem aufgestanden sind; aber es war die Geste dieser Propheten, selbst ihr Singsang, in seinen griechischen Worten. Der Schauspieler Liban war kein stattlicher Mann, er war eher klein von Wuchs, aber er ragte wie ein finsterer Baum. »Am Morgen wirst du sprechen: wer gäbe Abend, und am Abend wirst du sprechen: wer gäbe Morgen, vor Bangigkeit deines Herzens.« Schauerlich wälzten sich die düsteren Verwünschungen aus seinem Mund, eintönig, wuchtig, herzbeklemmend. »Und so ist es geschehen«, konstatierte er manchmal mitten hinein, nüchtern, aber mit wüster, verzweifelter Genugtuung. Josef, nach dieser Zusammenkunft mit Demetrius Liban, saß zwei Tage allein in seinem großen, finstern Haus. Am dritten Tag ging er über die Emiliusbrücke, auf die andere Seite des Tiber, unter die Juden.

Die Juden der Stadt Rom haben, solange der Feldzug dauerte, der Regierung ihre Loyalität auf jede Art gezeigt. Sie sind loyale Untertanen auch jetzt noch, die Aufrührer trugen selber die Schuld, gewiß: aber sie scheuen sich nicht, trotzdem ihren Jammer über die Zerstörung des Heiligtums offen kundzutun. Sie wollen auch ihren Abscheu nicht verstecken, daß Juden bei der Zerstörung mitgeholfen haben. Josef, wie er die Stadtteile am rechten Ufer betritt, stößt auf einen ungeheuern Haß. Alle dort halten die sieben Schritte Abstand. Er geht durch einen leeren Raum, zwischen Mauern aus Verachtung.

Er wendet sich zum Haus des Cajus Barzaarone. Der Präsident der Agrippenser-Gemeinde, der ihm ehemals seine Tochter zur Frau hat geben wollen, steht ihm gegenüber, hält die sieben Schritte Abstand. Das Gesicht des schlauen, jovialen Mannes ist finster, verzerrt vor Feindschaft. Cajus Barzaarone hat auf einmal eine große Ähnlichkeit mit seinem Vater, dem uralten, mummelnden Aaron. Josef steht entmutigt vor diesem zugesperrten Gesicht. »Entschuldigen Sie«, sagt er und wendet die Hände hilflos nach außen. »Es hat keinen Zweck.« Er kehrt um. Durch ein Spalier von Todfeinden hindurch verläßt er das Judenviertel, geht zurück über die Emiliusbrücke.

Am andern Ufer, wie er um die Ecke ist, von den Juden nicht mehr gesehen, hört er hinter sich den Schritt eines Verfolgers, er glaubt, ihn schon länger gehört zu haben. Unwillkürlich greift er nach seinem großen goldenen Schreibzeug, sich zu schützen. Da ruft eine Stimme hinter ihm, aramäisch: »Erschrecken Sie nicht. Haben Sie keine Angst. Ich bin’s.« Es ist ein sehr junger Mensch, das Gesicht kommt Josef bekannt vor. »Ich habe Sie schon einmal gesehen«, sagt der Junge, »als Sie zum erstenmal in Rom waren.« — »Sie sind ...?« besinnt sich Josef. »Ich bin Cornel, der Sohn des Cajus Barzaarone.« — »Was wollen Sie?« fragt Josef. »Warum halten Sie nicht die sieben Schritte Abstand?« Aber der junge Cornel kommt näher an ihn heran. »Verzeihen Sie den andern«, bittet er, und seine Stimme klingt herzlich, zutraulich, tapfer. »Die andern verstehen Sie nicht, aber ich verstehe Sie. Bitte, glauben Sie mir.« Er tritt dicht zu ihm, schaut zu ihm auf. »Ich habe Ihren Kosmopolitischen Psalm gelesen. Oft, wenn es ringsum wirr und undurchsichtig wird, spreche ich ihn mir vor. Hier ist alles eng und in Mauern, Sie haben den Blick ins Weite. Sie sind ein Großer in Israel, Flavius Josephus, einer von den Propheten.« Dem Josef rann ein heißer Trost durchs Herz. Daß dieser junge Mensch sich zu ihm stellte, der nichts von ihm kannte, nur sein Wort, das war ihm eine gute Bestätigung. »Ich freue mich, Cornel«, sagte er, »ich freue mich sehr. Ich habe Erde mitgebracht aus dem Schutt Jerusalems, ich habe Schriftrollen aus Jerusalem mitgebracht, laß sie mich dir zeigen. Komm zu mir, Cornel.« Der Knabe strahlte.

Mittlerweile war Titus in Italien angelangt. Es waren im Osten noch mancherlei Anfechtungen an ihn herangetreten. Im Namen der Fünften und der Fünfzehnten Legion, die in unbeliebte Quartiere an der untern Donau gelegt werden sollten, hatte der Hauptmann Pedan ihn gebeten, bei diesen Legionen zu bleiben oder sie mit sich nach Rom zu nehmen. Der Prinz hatte sogleich begriffen, was hinter den schlau naiven Worten des alten, ehrlichen Soldaten stak, das Angebot nämlich, an Stelle des alten Vespasian ihn zum Kaiser auszurufen. Das war für Titus verlockend, aber sehr riskant, und er hatte nicht gezögert, in ebenso naiven, spaßhaften Worten abzulehnen. Der Osten aber hatte ihn auch weiterhin gefeiert wie einen Selbstherrscher, und Titus hatte sich’s nicht versagen können, sich in Memphis bei der Weihe des Apis-Stieres das Diadem Ägyptens aufs Haupt zu setzen. Das war unvorsichtig gewesen, es konnte mißdeutet werden, und der Prinz hatte sich beeilt, seinem Vater brieflich zu versichern, er habe es natürlich nur in Stellvertretung getan. Anders habe auch er es natürlich nicht aufgefaßt, hatte Vespasian postwendend erwidert, hatte aber in aller Freundschaft mehrere zehntausend Mann gegen den Osten in Bereitschaft gestellt.

Daraufhin also kam Titus, sehr schnell, sehr schlicht, fast ohne Gefolge. Rom durfte er, wollte er seinen Triumph haben, nach altem Brauch erst am Tage des Zuges betreten. So kam Vespasian dem Sohn auf der Appischen Straße entgegen. »Da bin ich, Vater, da bin ich«, begrüßte ihn Titus treuherzig. »Es wäre dir auch nicht gut bekommen, mein Junge«, knarrte Vespasian, »wenn du dich noch länger im Osten herumgetrieben hättest.« Dann erst küßte er ihn.

Gleich nach dem Essen, in Gegenwart Mucians und der Dame Cänis, kam es zu der notwendigen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn. »Sie haben Ihrem Vater«, fing die resolute Cänis an, »nicht immer nur Freude bereitet, Prinz Titus. Wir haben gewisse Nachrichten über Ihre Krönung bei der Weihe des Stieres Apis nicht ohne Sorge angehört.« — »Ich will aus dem Stier keinen Elefanten machen«, meinte gemütlich Vespasian. »Was uns hier mehr interessiert, ist eine andere Frage. War es wirklich nicht möglich, den Judentempel zu retten?«

Sie schauten sich an, beide mit harten, engen Augen. »Wünschtest du, daß es möglich gewesen wäre?« fragte nach einer Weile Titus zurück.

Vespasian wiegte den Kopf. »Wenn die Polizeiaktion gegen Jerusalem«, sagte er schlau und bedächtig, »wirklich als Feldzug aufgezogen werden und mit dem Triumph endigen sollte, den ich uns beiden vom Senat bewilligen ließ, dann war es vielleicht nicht möglich.«

Titus lief rot an. »Es war nicht möglich«, sagte er kurz.

»Stellen wir also fest«, konstatierte grinsend der Kaiser, »es war nicht möglich. Sonst hättest du den Bau wohl schon um der Dame Berenike willen geschont. Und damit wären wir bei dem zweiten Punkt, der uns alle hier interessiert. Die Dame Berenike ist ein beachtliches Stück Weib. Daß du sie während dieser langweiligen Polizeiaktion bei dir haben wolltest, kann ich verstehen. Nur: mußt du sie auch in Rom bei dir haben?« Titus wollte erwidern. Vespasian, nur ganz leise schnaufend, die harten, grauen Augen fest auf ihm, ließ ihn nicht zum Sprechen kommen. »Sieh einmal«, fuhr er fort, gut zuredend, kameradschaftlich, »hier meine Cänis ist eine einfache Person, nicht wahr, alter Hafen? Ohne Ansprüche, ohne große Titel. Sie bringt mir einen Haufen Geld ein; vieles, was meine alten Augen nicht mehr sehen, das erlinsen die ihren. Trotzdem sieht ganz Rom sie gern, soweit es ihr nicht Provision hat zahlen müssen. Sie ist eine Römerin. Aber deine Jüdin, diese Prinzessin, gerade weil sie so großartig ist mit ihrem Gang und ihrem ganzen östlichen Gewese: wir sind noch eine junge Dynastie, mein Sohn, ich bin der erste, und du bist der zweite, wir können uns diese extravagante Dame nicht leisten. Ich sag es dir im Guten, aber in allem Ernst. Ein Nero hätte sich das leisten können, einer aus einer alten Familie. Aber wenn du oder ich es tun, dann nehmen sie Ärgernis. Sie nehmen es, mein Junge. Sag du, Cänis, sagen Sie, alter Mucian: nehmen sie oder nehmen sie nicht? Da hörst du es, sie nehmen.«

»Ich will dir einmal etwas sagen, Vater«, fing Titus an, und in seine Stimme kam jenes harte Schmettern wie beim Kommando. »Ich hätte mir in Alexandrien den Reif aufsetzen können. Die Legionen wollten es. Ich war nahe daran. Die Prinzessin hätte nur ein Wort sagen müssen, und ich hätte es getan. Die Prinzessin hat das Wort nicht gesagt.«

Vespasian erhob sich. Man hatte dem Titus berichtet, er sei sehr gealtert; aber das war offenbar Gerede, jetzt jedenfalls war dieser sabinische Bauer hart wie je. Er ging ganz nah an seinen Sohn heran, sie standen sich gegenüber, zwei wilde, kräftige Tiere, duckten sich zum Sprung. Mucian schaute interessiert zu, heftig zuckenden Gesichts, ein angeregtes Lächeln um den harten, schmalen Mund, Cänis wollte sich dazwischenwerfen. Aber der Alte bezwang sich. »Was du mir da mitteilst«, sagte er, »das ist interessant. Aber jetzt jedenfalls bist du nicht mehr in Alexandrien, und hier in Rom wirst du, auch wenn deine liebenswürdige Freundin es wünschen sollte, kaum auf die Idee kommen, mich abzusetzen. Na also.« Er hockte nieder, leicht ächzend, rieb sich den gichtischen Arm, redete Vernunft. »Sie wie ein kleines Mädchen halten kannst du nicht. Die Dame wird sich mit dir zeigen wollen, sie hat recht, sie ist Prinzessin aus einem sehr viel älteren Haus als wir. Aber die Römer lassen dir diese Frau nicht durch, glaub mir. Willst du, daß sie im Theater Witze auf dich reißen? Willst du, daß sie während des Triumphs Couplets auf dich und die Dame singen? Willst du es verbieten? Nimm Vernunft an, mein Junge. Es geht nicht.«

Titus kaute seinen Zorn. »Du hast sie von Anfang an nicht leiden können.«

»Stimmt«, sagte der Alte. »Aber sie mich auch nicht. Wenn’s nach ihr gegangen wäre, dann säßen wir nicht hier. Ich könnte ein paar recht gute Witze machen. Ich schlucke sie hinunter. Die Dame hat deine Liebe. Nichts gegen sie. Aber in Rom mag ich sie nicht. Bring ihr das bei. Es war ein Blödsinn, daß du sie mitgebracht hast. Ihr könnt tun und lassen, was ihr wollt, aber aus Italien soll sie verschwinden. Sag’s ihr.«

»Ich denke nicht daran«, erklärte Titus. »Ich will diese Frau behalten.«

Vespasian schaute seinen Sohn an, der hatte in den Augen jenes Wirre, Törichte, das den Kaiser schon an des Jungen Mutter, an Domitilla, geängstigt hatte. Er legte ihm die Hand auf die Schulter. »Du bist dreißig, mein Sohn«, mahnte er. »Sei kein kleiner Junge.«

»Darf ich einen Vorschlag machen?« vermittelte der geschmeidige Mucian. Er kam vor, den Stock hinterm Rücken. Titus schaute ihm mißtrauisch auf den Mund. Der Senator Mucian, der sich sehr wackelig gab, spielte diese Greisenhaftigkeit offenbar nur, um eine Folie für Vespasians Rüstigkeit abzugeben, und der Kaiser ließ sich diese Komödie, sie gut durchschauend, gern gefallen. »Die Beziehungen zwischen dem Cäsar Titus und der Prinzessin«, sagte also Mucian, »erregen Ärgernis. Darin hat die Majestät zweifellos recht. Aber nur deshalb, weil die Fürstin einem aufrührerischen Volk angehört. Wir hier wissen, daß die Prinzessin zu unsern loyalen jüdischen Untertanen zählt. Aber der römische Volkswitz macht keinen Unterschied zwischen Jud und Jud. Man müßte veranlassen, daß die Prinzessin sich klar und unmißverständlich zu uns bekennt. Ich glaube, es genügte schon, wenn sie dem Triumph in der Loge beiwohnt.«

Alle überlegten den Sinn dieses Vorschlags. Da hatte, fand Vespasian, sein kluger Freund die Jüdin in eine Situation hineinmanövriert, aus der sie schwer einen Ausweg finden wird. Sein Herr Sohn kann die Forderung des Mucian nicht gut ablehnen. Was soll Berenike tun? Wohnt sie dem Triumph über ihre eigenen Leute bei, dann wird sie in den Augen der Römer lächerlich. Unmöglich dann kann Titus daran denken, sie zu seiner Frau zu machen. Auch Cänis erfaßte das sogleich: »Wenn eine Frau zu einem Mann gehört«, unterstützte sie resolut, handgreiflich und banal den Vorschlag des Mucian, »dann muß sie den Mut haben, zu ihm zu stehen.«

Gespannt warteten alle auf Titus. Gegen das Argument der Dame Cänis hatte er nichts vorzubringen. Im Grund hat sie recht, dachte er. Wenn er einen Triumph feiert, dann hat er Anspruch darauf, daß seine Freundin, die er einmal zu seiner Frau machen will, sich diesen Triumph anschaut. Sich mit ihr darüber auseinanderzusetzen wird nicht angenehm sein. Aber angenehmer, als sie wegzuschicken. Er murrt ein weniges, man könne der Prinzessin das nicht zumuten. Die andern erklären, dann könne man die Prinzessin den Römern nicht zumuten. Er überlegt hin und her. Sie hat ihre östlichen Gefühle, ihre Wüstenstimmungen. Andernteils hat sie Sinn für Realität. Nach einer halben Stunde Geredes nimmt Titus an: entweder die Prinzessin wohnt in der Kaiserlichen Loge dem Triumph bei oder sie verläßt Italien.

Er bittet Berenike zu sich. Er ist gewiß, er wird das leidige Geschäft in den ersten fünf Minuten erledigt haben. In der Vorhalle, auf ihre Ankunft wartend, beschließt er nochmals, das Ganze möglichst leicht zu behandeln, als eine Selbstverständlichkeit.

Aber dann ist Berenike da, sie ist heiter und ernst zugleich, ihr großer, kühner Kopf neigt sich vertrauensvoll zu ihm, ihre dunkle Stimme spricht zu ihm, und auf einmal scheint ihm sein Vorhaben unmöglich. Wie soll er an diese Frau dieses plumpe Ansinnen stellen? Er macht sich Mut, nur keine langen Vorbereitungen, er wird es im Sprung wagen; es ist, wie wenn man den Atem lang einzieht, um sich mit Entschluß in sehr kaltes Wasser zu stürzen. »Der Triumph«, sagt er, und seine Stimme kommt verhältnismäßig frei, er muß sich nicht einmal räuspern, »der Triumph soll jetzt endgültig in zehn Tagen stattfinden. Ich werde dich doch in der Loge sehen, Nikion?« Es ist eigentlich sehr glatt gegangen, nur hat er vor sich hin gespro chen, ohne Blick auf sie, auch jetzt sieht er sie nicht an. Berenike erblaßt. Es ist gut, daß sie sitzt, sie fiele sonst um. Der Mann hat den Hain von Thekoa geschlagen, dann hat er sie mit Gewalt genommen, dann hat er es geschehen lassen, daß der Tempel niederbrannte. Und sie, da sie nicht nein sagte, hat immer ja gesagt. Sie hat alles geschluckt, weil sie von dem Manne nicht loskam, von seinem breiten Bauerngesicht nicht, von seiner Brutalität nicht, von seiner kindisch launischen Grausamkeit nicht, von seinen kleinen Zähnen nicht. Sie hat den Blutgeruch eingeatmet, den Brandgeruch, sie hat auf die Wüste verzichtet, auf die Stimme ihres Gottes. Und nun also lädt der Mann sie ein, seinen Triumph über Jahve mit anzusehen, von der Loge aus. Eigentlich handelt er ‘,. folgerichtig, und für die Römer mag es eine pikante Beigabe zu diesem Triumph sein, wenn sie, die makkabäische Fürstin, die Beischläferin des Siegers, zusieht. Aber sie wird nicht zusehen. Es wäre erträglich, im Triumph mitzugehen, in Ketten, eine Gefangene. Aber freiwillig in der Loge des Siegers sitzen, die Sauce zu seinem Braten abgeben, nein. »Ich danke dir«, sagt sie, ihre Stimme ist nicht laut, aber jetzt sehr heiser. »Ich werde am Tag des Triumphes nicht mehr in Rom sein. Ich werde zu meinem Bruder reisen.«

Er sieht auf, er sieht, daß er diese Frau am Leben getroffen hat.

Er hat es nicht gewollt. Er hat nichts von dem gewollt, was er ihr angetan hat. Immer ist er hineingeschliddert. Auch jetzt. Sein Vater hat ihn gestoßen, und er hat sich nicht dagegen gestemmt. Diese andern sind aus so leichtem, schwebendem Stoff, und man selber ist so fest und grob, und immer erkennt man es zu spät. Wie konnte er ihr zumuten, daß sie sich diesen plumpen Triumph anschauen soll? Er selber wird auf den Triumph verzichten, er wird krank werden. Er stammelt, er überhastet sich. Aber er spricht ins Leere, sie ist schon gegangen, ist fort.

Sein Gesicht verzerrt sich in wüste Raserei. Aus seinem kleinzahnigen Mund geifert er Soldatenflüche gegen die Frau. Gegen ihre zimperliche, östliche Ziererei. Warum kann sie nicht dem Triumph zuschauen? Haben nicht andere, germanische Fürsten zum Beispiel, Triumphen zugeschaut, bei denen ihre eigenen Söhne, Brüder, Enkel in Ketten aufgeführt wurden? Er hätte sich nicht bluffen lassen dürfen, hätte sie als ein Mann behandeln müssen. Es wäre nicht schwer gewesen, sie einer Illoyalität, einer aufrührerischen Handlung zu bezichtigen, sie gefangenzusetzen, sie selber im Triumph aufzuführen, in Ketten, und sie dann, bis ins letzte gedemütigt, aus dem Dreck aufzuheben, mild, stark, gütevoll, ein Mann. Dann kennt sie endlich ihren Platz, die Überhebliche. Aber noch während er dies dachte, wußte er, daß das knabenhafte Phantasien waren. Sie war eben keine Barbarin, sie war nicht wie jener deutsche Barbarenfürst Segest, sie war eine wirkliche Königin, voll von uralter östlicher Hoheit und Weisheit. Seine ganze Wut kehrte sich gegen ihn selber. Rom, der Triumph, war ihm verhunzt. Im Osten ist das Leben, und hier ist alles kahl und beschissen. Das Capitol ist ein Dreck, vergleicht man es mit dem Tempel Jahves, und er, hirnrissig wie er ist, hat diesen Tempel verbrannt, und die Frau, die sich ihm dreimal gegeben hat, dreimal fortgescheucht, durch seine römische Brutalität, und diesmal für immer.

Den Tag darauf stellte sich Josef ein, um den Prinzen zu begrüßen. Titus war von jener jovialen, kalt strahlenden Höflichkeit, die Josef haßte. Dieser Triumph, scherzte er, mache mehr Arbeit als der ganze Feldzug. Er wollte ihn hinter sich haben, er wollte endlich wieder in seine Stadt, und nach dem dummen Brauch mußte er warten bis zum Tag des Festzugs. Ist es nicht ein Jammer? Nicht einmal die Vorstellung des Demetrius Liban im Marcell-Theater kann er sich anschauen. Er gab dem Josef Weisung, bei den Proben darauf zu achten, daß man in der Wiedergabe jüdischer Dinge keine Fehler mache. »Ich habe jetzt«, erzählte er, »das Arrangement des Triumphes und alles, was damit zusammenhängt, selber in die Hand genommen. Ich bin neugierig, welchen Eindruck der Zug auf Sie machen wird. Sie werden ihn doch von der Großen Rennbahn aus anschauen?«

Josef sah, daß der Prinz gespannt auf seine Antwort wartete. Eigentlich mußte es diesen Römern selbstverständlich sein, daß er, der Chronist des Feldzugs, seinem Ende als Augenzeuge beiwohnte. Er selber hatte sich merkwürdigerweise nie überlegt, ob er kommen werde oder nicht. Es wäre schön, zu sagen: Nein, Cäsar Titus, ich werde nicht kommen, ich werde zu Hause bleiben. Es wäre eine Genugtuung, das zu sagen, es wäre eine Geste, groß und sinnlos. Er sagte: »Ja, Cäsar Titus, ich werde den Zug von der Großen Rennbahn aus anschauen.«

Titus veränderte sich. Jene maskenhafte, laute Höflichkeit fiel von ihm ab. »Ich hoffe, mein Jude«, sagte er, vertraulich, freundschaftlich, »man hat es dir in Rom leicht und bequem gemacht. Ich will«, sagte er herzlich, »daß du gern in Rom lebst. Ich will das Meine dazu tun. Glaub mir.«

Josef, um sich für die Teilnahme an dem Triumph vorzubereiten, schaute sich im Marcell-Theater die Aufführung des Gefangenen Secharja an. Demetrius Liban war ein großer Schauspieler. Er war der Gefangene Secharja, unsagbar wirklich und schauerlich komisch. Zuletzt setzten sie ihm eine kleine, blöde Clownsmaske auf, wie man sie oft Verurteilte in der Arena tragen ließ, auf daß die Komik der Maske wirksam kontrastiere mit dem Sterben des Verurteilten. Niemand sah, wie unter der Maske des Gefangenen Secharja der Schauspieler Liban nach Luft japste, wie sein Herz pumpte und versagte. Er hielt durch. Sie banden ihn ans Kreuz. Er schrie, wie die Rolle es vorschrieb: Höre, Israel, Jahve ist unser Gott, und die elf Clowns tanzten um ihn herum in Eselsmasken und wiederholten sein Geschrei: Jah, Jah. Er hielt durch bis zuletzt, bis man ihm sagte, jetzt werde er vom Kreuz abgenommen, und bis er vom Kreuz das Geld zu werfen hatte. Da allerdings sackte er zusammen. Aber das merkte niemand, das hielt man für Spiel, und über dem Ungeheuern Jubel, der über den Münzen losbrach, achtete man ohnedies kaum mehr auf den Schauspieler. Auch Josef erhaschte einige von den Münzen, zwei silberne und mehrere kupferne. Sie waren an diesem Tag ausgegeben worden, und sie zeigten auf der einen Seite das Porträt des Kaisers, auf der andern eine unter einem Palmbaum sitzende gefesselte Frau mit der Umschrift: »Das gefangene Judäa«. Die Frau, war es das Werk der Dame Cänis?, trug die Züge der Prinzessin Berenike.

Den Tag darauf bestellte ihn der Verleger Claudius Regin zu sich. »Ich bin beauftragt«, sagte er, »Ihnen diese Eintrittsmarke für die Große Rennbahn auszuhändigen.« Es war ein Sitz auf den Bänken des Zweiten Adels. »Sie erhalten ein hohes Honorar für Ihr Buch«, sagte Regin. »Einer muß da sein und sehen«, sagte verbissen Josef. Regin lächelte sein fatales Lächeln. »Gewiß«, sagte er, »und ich als Ihr Verleger habe alles Interesse daran, daß Sie da sind. Sie werden wohl der einzige Jude sein, Flavius Josephus, der zuschaut. Lassen Sie schon«, wehrte er ab, ein wenig müde, da Josef losfahren wollte. »Ich glaube Ihnen, daß es nicht leicht sein wird. Auch ich, wenn ich im Zug mitschreite unter den Beamten des Kaisers, werde mir die Schuhe sehr fest binden und es mir nicht bequem machen.«

Am Morgen des 8. April saß Josef in der Großen Rennbahn. Dreihundertdreiundachtzigtausend Menschen faßte der Neubau, und die Steinbänke waren bis auf den letzten Platz gefüllt. Josef hatte es geschafft, er saß mitten unter den Herren des Zweiten Adels, dies war der Platz, den er vor fünf Jahren für sich erträumt hatte. Steif und zugesperrt saß er unter den angeregten Menschen, sein hochmütiges Gesicht fiel weithin auf. Man wußte auf den Bänken des Adels, daß der Kaiser ihn beauftragt hatte, die Geschichte des Krieges zu schreiben. Bücher standen hoch in Ansehen in der Stadt Rom. Man betrachtete neugierig den Mann, der für so viele Menschen Ruhm und Tadel in der Hand hielt.

Josef saß still und beherrscht, aber in seinem Innern war er voll Aufruhr. Er war durch das jubelnde, vom Lärm froher Erwartung gefüllte Rom gegangen. Die Häuser, die Kolonnaden geschmückt, überall, auf Gerüsten, Vorsprüngen, Bäumen, Torbögen, Dächern, bekränzte Menschen. Auch hier in der Großen Rennbahn waren alle bekränzt und hatten Blumen im Schoß, in den Armen, um sie den Vorüberziehenden zuzuwerfen. Nur Josef hatte die Kühnheit, kahl dazusitzen.

Dem Zug voran schritten die Herren des Senats, etwas mühevoll in ihren hochgesohlten, roten Schuhen. Die meisten von ihnen gingen ungern in diesem Zug mit, mit vielen inneren Vorbehalten. Im Grund ihres Herzens waren sie voll Verachtung für die Emporkömmlinge, die sie feiern mußten. Der Spediteur und sein Sohn hatten das Reich an sich gerissen, aber sie blieben auch auf dem Thron Bauern und Pöbel. Josef sah das hagere, skeptische Gesicht des Marull, den feinen, müden, grausamen Kopf des Mucian. Mucian, trotz des Galakleides, hielt den Stock hinterm Rücken, sein Gesicht zuckte. Es war ein Tag gewesen, da standen die Schalen der Waage gleich, und Josef hätte vielleicht nur ein starkes Wort hineinwerfen müssen, dann hätte die Schale des Mucian sich gesenkt und die des Vespasian sich gehoben.

Die Minister kamen. Es machte dem eingeschrumpften, krankheitgeplagten Talaß viel Beschwer, sich mitzuschleppen, aber es war sein Werk, daß dieser Zug stattfand, der Alte wollte seinen großen Tag nicht versäumen. Dann, allein, einen kleinen Raum um sich, schritt Claudius Regin, ernsthaft, ungewohnt aufrecht. Nein, er machte sich’s wirklich nicht bequem. Aus harten, bösen, unverhängten Augen blickte er um sich, wachsam, und er verdarb den Schaulustigen den Spaß: vergebens suchten sie an seinem dritten Finger die berühmte Perle, und seine Schuhriemen waren fest gebunden, Musik kam, viel Musik. Heute spielten alle Banden militärische Weisen, am liebsten den Marsch der Fünften, der rasch populär geworden war: »Unsre Fünfte, die macht alles.«

Die Beute des Feldzugs kam, jene Beute, von der man so Märchenhaftes gehört hatte. Man war verwöhnt, übersättigt. Aber als das nun vorbeikam, Gold, Silber, Elfenbein, nicht einzelne Stücke, sondern ein Strom, da konnte man nicht an sich halten. Man reckte den Hals, starrte über die Schulter des Vormannes, die Frauen stießen kleine, schrille Schreie aus, der Bewunderung, des Begehrens. Es floß daher, unendlich, Gold, Silber, edle Stoffe, Gewänder, und immer wieder Gold, in jeder Form, gemünzt, in Barren, gegossen in Gefäße aller Art. Dann Kriegsgerät, Waffen, Feldbinden mit den Initialen Makkabi, saubere, schmutzige, blutgetränkte, in Körben, auf Wagen, viele Tausende. Feldzeichen, Fahnen mit blockigen, hebräischen Buchstaben und mit syrisch-aramäischen, einst geschaffen, die Herzen zu erheben, jetzt mit Geschick zusammengestellt, um blasierte Zuschauer zu unterhalten. Tragbare Bühnen mit blutrünstigen Darstellungen von Kriegsszenen, gigantische Schaugerüste manchmal, vierstöckig, daß die Zuschauer sich erschreckt zurückbogen, wenn das einherschwankte, fürchtend, es möchte einstürzen, sie erschlagen. Zerbeulte Schiffe von der Schlacht an der Küste von Joppe, erbeutete Kähne aus Magdala. Und immer wieder Gold. Es ist kein Wunder, daß der Preis des Goldes sinkt, schon beträgt er nur mehr die Hälfte des Vorkriegspreises.

Jetzt aber wird es still, denn nun kommen Beamte des Kaiserlichen Schatzamtes, in Galauniform, mit Lorbeerzweigen, sie geleiten die Hauptstücke der Beute. Getragen von Soldaten die goldenen Schaubrottische, der riesige, siebenarmige Leuchter, die dreiundneunzig heiligen Geräte des Tempels, die Schriftrollen des Gesetzes. Hoch heben sie die Träger, auf daß alle die Rollen sehen können, das Gesetz Jahves, erbeutet von dem großen guten Jupiter der Römer.

Dahinter eine groteske Musik. Es sind die Instrumente des Tempels, die Zimbel des Ersten Leviten, die gellenden Widderhörner des Neujahrfestes, die silbernen Trompeten, die in jedem fünfzigsten Jahr verkünden, daß aller Grundbesitz wieder an den Staat zurückfällt. Die Römer spielen auf diesen Instrumenten, parodistisch, es klingt lächerlich und barbarisch. Und plötzlich hat ein Witzbold einen glücklichen Einfall. Jah, Jah! schreit er, wie ein Esel schreit. Alle schreien mit, die heiligen Instrumente der Juden blasen dazu. Schallendes Gelächter wellt durch die langen Reihen der Rennbahn.

Josef sitzt mit einem Gesicht von Stein. Aushalten jetzt. Alle schauen auf dich. Zehn Jahre müssen die Priester lernen, ehe sie gewürdigt werden, diese spröden Instrumente zu blasen. Halt dein Gesicht still, Josef, du bist hier Israel. Deinen Grimm gieß aus über die Völker.

Jetzt kam der lebendige Teil der Beute, die Kriegsgefangenen. Man hatte aus der Ungeheuern Schar siebenhundert ausgesucht, hatte sie in bunte Festkleider gesteckt, die wirkungsvoll kontrastierten mit ihren finstern Gesichtern und mit ihren Ketten. Auch Priester mußten unter ihnen gehen, mit Hüten und Gürteln. Interessiert, gespannt beschauen sich die Menschen in der Rennbahn ihre besiegten Feinde. Da gehen sie hin. Man hat ihnen reichlichen Fraß vorgesetzt, daß sie keinen Vorwand haben, zusammenzubrechen und den Römern das verdiente Schauspiel zu versagen. Aber nach dem Festspiel werden sie als Zwangsarbeiter verschickt, die Besiegten, ein Teil in die Bergwerke, an die Tretmühlen, an die Kloaken, ein Teil an die großen Schauhäuser für Kampfspiele und Tierhetzen.

Die Leute in der Rennbahn sind still geworden, sie schauen nur. Jetzt aber bricht ein haßerfülltes, tobsüchtiges Geschrei los: Hep, Hep und: Hunde, Hundesöhne, stinkende, gottlose. Sie werfen faule Rüben, Dreck. Sie spucken, trotzdem der Speichel die, denen er gilt, nie erreichen kann. Da kommen sie, gefesselt, von den Göttern gedemütigt, die feindlichen Führer, die einstmals Furcht und Schrecken einflößten, Simon Bar Giora und Johann von Gischala. Es ist ein großer Genuß, es ist der glücklichste Tag für den Römer, seine Feinde auf diese Art einhergehen zu sehen, niedergekämpft die Überheblichen, die sich auflehnten gegen die von den Göttern gewollte Mehrung des Reichs.

Sie hatten dem Simon eine Krone aus Brennesseln und dürren Reisern aufgesetzt, und sie hatten ihm eine Tafel umgehängt: »Simon Bar Giora, König der Juden.« Den Johann, »Feldherrn der Juden«, hatten sie in eine komische blecherne Rüstung gesteckt. Simon wußte, daß er, noch ehe der Zug sich auflöst, getötet werden würde. So haben es die Römer dem Vercingetorix gemacht, so dem Jugurtha, so vielen anderen, die sterben mußten am Fuß des Capitols, während oben der Sieger seinen Göttern opferte. Merkwürdigerweise war Simon Bar Giora nicht mehr der mürrische Mann, als den ihn seine Leute von der letzten Zeit her kannten, vielmehr war um ihn wieder das Strahlende seiner ersten Zeit. Still in seinen Fesseln ging er einher neben dem gefesselten Johann von Gischala, und sie sprachen miteinander.

»Es ist ein schöner Himmel über diesem Lande«, sagte Simon, »aber wie blaß ist er vor dem Himmel unseres Galiläa. Es ist schön, daß ich blauen Himmel über mir habe, nun ich zum Tode gehe.« — »Ich weiß nicht, wohin ich gehe«, sagte Johann, »aber ich glaube, sie werden mich am Leben lassen.« — »Es ist mir ein großer Trost, mein Johann«, sagte Simon, »daß sie dich am Leben lassen. Denn dieser Krieg ist noch nicht zu Ende. Es ist merkwürdig, daß mir einmal der Sinn danach stand, dich umzubringen. So schlimm es jetzt hersieht, es war gut, daß wir diesen Krieg gemacht haben. Er ist noch nicht zu Ende, und die nach uns haben gelernt. O mein Bruder Johann, sie werden mich geißeln, und sie werden mich über einen Platz führen, wo der Speichel und die faulen Rüben ihres Pöbels mich erreichen, und sie werden mich auf erbärmliche Art töten. Aber es war dennoch gut, daß wir diesen Krieg gemacht haben. Nur leid ist es mir, daß mein Leichnam elend liegen wird, unbestattet.« Und da Johann von Gischala schwieg, sagte er nach einer Weile: »Weißt du, Johann, wir hätten doch den Minenstollen L mehr nach rechts legen müssen. Dann wäre ihr Turm F eingestürzt, und was hätten sie dann machen sollen?« Johann von Gischala war ein verträglicher Mann, aber in taktischen Fragen kannte er keinen Spaß und kein Einlenken. Er wußte, er hatte recht gehabt mit diesem Minenstollen L. Aber er wird leben, und Simon wird sterben, und er bezwang sich und sagte: »Ja, mein Simon, wir hätten den Minenstollen mehr rechts legen sollen. Die nach uns werden es besser machen.« — »Wenn wir nur rechtzeitig zusammengehalten hätten, mein Johann«, sagte Simon, »wir wären mit ihnen fertig geworden. Ich habe jetzt ihren Titus in der Nähe gesehen. Ein guter Junge, aber kein Feldherr.«

Josef sah die beiden herankommen, vorüberschreiten. Sie gingen langsam, er sah sie eine ganze Weile, er sah jenes Strahlen um Simon wie seinerzeit bei der Begegnung im Tempel. Und jetzt konnte er sich nicht mehr im Zaum halten. Er wollte den Laut in der Kehle bewahren, aber er konnte es nicht, der Laut drang vor, ein Stöhnen, verzweifelt, unterdrückt, furchtbar, daß Josefs Nachbar, der eben noch geschrien hatte wie die andern: Hunde! Hundesöhne!, mitten im Wort abbrach, erschrocken, erblaßt. Josef starrte auf die beiden Gefangenen, er fürchtete, sie möchten herschauen. Er war ein frecher Mann, der einstand für seine Taten, aber wenn sie hergeschaut hätten, dann wäre er gestorben vor Schande und Demütigung. Es preßte ihn, es würgte ihn, er ist der einzige Jude, der das mit ansieht. Er hat Hunger ertragen und letzten Durst, Geißelung, jede Art Schmach, und wie oft ist er vor dem Tod gestanden. Aber das kann er nicht ertragen, das kann keiner ertragen. Das ist nicht mehr menschlich, das ist eine härtere Strafe, als er sie verdient hat. Die beiden sind ganz nah.

Er wird eine Synagoge stiften. Alles, was er hat, auch die Erträgnisse seines Buches wird er an den Bau wenden, es soll eine Synagoge sein, wie sie Rom noch nicht gesehen hat. Die heiligen Schriftrollen aus Jerusalem wird er für die Lade stiften. Aber sie werden seine Synagoge nicht annehmen. Sie haben Weihgaben von Unbeschnittenen genommen, aber von ihm werden sie nichts nehmen, und sie werden recht haben.

Jetzt sind die beiden gerade vor ihm. Sie sehen ihn nicht. Er steht auf. Sie können ihn nicht hören in dem wilden Geschrei ringsum, aber er tut den Mund auf, er gibt ihnen das Bekenntnis mit auf ihren Weg. Inbrünstig wie nie im Leben reißt er es aus sich heraus, ruft es ihnen zu: »Höre, Israel, Jahve ist unser Gott, Jahve ist einzig.«

Auf einmal, als hätten sie ihn gehört, beginnt es im Zug der Gefangenen zu schreien, erst einige, dann mehr, dann alle: Höre, Israel, Jahve ist unser Gott, Jahve ist einzig. Als die ersten anfangen, lachen die Zuschauer, machen den Eselsschrei: Jah, Jah. Aber dann werden sie still, und manche beginnen zu zweifeln, ob es wirklich ein Esel ist, zu dem die Juden schreien.

Josef, wie er den Ruf von unten hört, wird ruhiger. Sicher jetzt rufen sie es in allen Synagogen der Judenheit: Höre, Israel. Hat er es je geleugnet? Er hat es nie geleugnet. Damit alle es erkennen, nur darum hat er getan, was er getan hat. Er wird sein Buch schreiben, er wird es frommen Sinnes schreiben, Jahve wird mit ihm sein. Es wird verkannt werden, von den Römern und von den Juden. Es wird lange dauern, bis es verstanden wird. Aber eine Zeit wird sein, da wird es verstanden.

Hinter den beiden jüdischen Heerführern, wer aber prangte da, herrlich, im Schmuck des berühmten, achtteiligen Ornats? Der Erzpriester, der Proletarier, Phanias, der Bauarbeiter. Er ging daher, dürr, dumpf vor sich hin starrend, die Augen einwärts, gedrückt und besessen. Der Senator Marull sah ihn. Es wird wirklich nicht viel Unterschied machen, ob er diesen Phanias zum Leibeigenen hat oder den Johann von Gischala. Johann sieht intelligenter aus, man wird mit ihm interessante Gespräche führen können, aber pikanter wäre es, den Erzpriester als Türhüter zu haben.

Musik kam, Opfertiere, und dann, die Krone des Zuges, sein prunkvolles Mittelstück, die Wagen der Triumphatoren. Profose voran, die Rutenbündel mit Lorbeer bekränzt, Notare, die die Bewilligungsurkunde des Triumphes trugen, dann eine Schar von Clowns, frech und gutmütig gewisse populäre Eigenschaften der Triumphatoren parodierend, die Sparsamkeit des Vespasian, des Titus Genauigkeit, sein Stenographieren. Dann Karikaturen der Besiegten, gestellt von den beliebtesten Schauspielern. Unter ihnen Demetrius Liban, der Erste Schauspieler der Epoche. Ja, er hatte Krankheit und Schwäche besiegt, hatte die Auflehnung seines Herzens besiegt. Es ging um seine Kunst, seinen Ehrgeiz, der Kaiser hatte ihn gerufen, er riß sich zusammen, er war zur Stelle. Er war der Jude Apella, er sprang, tanzte, strich sich den zweigeteilten Bart, führte mit sich seine Gebetriemen, seinen unsichtbaren Gott. Hin und her gerissen zwischen seiner Kunst und seiner Seligkeit, denn eines mußte er mit dem andern bezahlen, hatte er sich für seine Kunst entschieden. Josef sah ihn einhergehen, den Zerrissenen, einen großen Schauspieler, einen armen Menschen.

Es folgten die Generäle der Legionen und die Offiziere und Soldaten, die sich hohe Auszeichnungen verdient hatten. Einer vor allem wurde mit Jubel akklamiert. Wo er einherkam, der Liebling der Armee, unser Pedan, der Träger des Graskranzes, da begann man zu singen, das deftige Lied der Fünften, und die Herzen hoben sich. Ja, das war Fleisch von unserm Fleisch, das war Rom. Dieser vergnügte, seiner sichere Mensch, dem konnte nichts an, mit dem war der capitolinische Jupiter. Vage Gerüchte gingen um, auch diesmal sei er es gewesen, der es geschafft hat. Was er eigentlich geleistet hatte, das durfte man aus gewissen Gründen nicht genauer sagen; aber daß es etwas Großes war, das geht ja schon daraus hervor, daß man ihm wiederum eine so hohe Auszeichnung verliehen hat. Josef sah das häßliche, nackte, einäugige Gesicht. Da ging er hin, verschmitzt, behaglich, kräftig, laut, zufrieden, ein Mann. Nein, gegen diese satte Gemeinheit kam keiner auf. Diesem Soldaten, der niemals zweifelte, der immer einverstanden war mit sich, dem gehörte die Welt, für ihn hatte sein Jupiter sie erschaffen.

Und jetzt schimmerte es heran, turmhoch, lorbeerbekränzt, gezogen von vier weißen Rossen, der Triumphwagen. Auf ihm Vespasian. Das Gesicht, damit es dem des Jupiter gleiche, mit Mennige geschminkt. Lorbeer auf dem breiten, unbedeckten Bauernschädel, den alten, untersetzten Körper gekleidet in den besternten Purpurornat, den der capitolinische Jupiter ihm für diesen Tag hatte abtreten müssen. Etwas gelangweilt schaute er auf die jubelnde Menge. Noch gut drei Stunden würde das dauern. Das Kleid des Jupiter war schwer, das lange Stehen auf dem schwankenden Wagen war auch alles andere als behaglich. Er hat das wirklich nur wegen seiner Söhne auf sich genommen. Eine Dynastie gründen ist eine mühevolle Sache. Warm ist es. Jupiter muß es im Sommer bedeutend heiß haben, wenn man schon im April in seinen Kleidern derartig schwitzt. Was dieser Triumph kostet, nicht auszudenken. Zwölf Millionen hat Regin veranschlagt, es werden sicher dreizehn, vierzehn werden. Man könnte das Geld wahrhaftig besser verwenden, aber diese Fetthirne müssen immer ihre Repräsentation haben, dagegen ist nichts zu machen. Daß der Tempel nicht mehr da ist, ist recht angenehm. Der Junge hat das geschickt gedreht. Wenn das Unanständige nützlich ist, muß man es tun, und hernach muß man sich Skrupel machen. Nur so besteht man im Leben und vor den Göttern. Der Leibeigene hinter ihm, der die schwere, goldene Krone des Jupiter über seinem Haupt hält, ruft ihm die vorgeschriebene Formel zu: »Sieh hinter dich und vergiß nicht, daß du ein Mensch bist.« Na ja, hoffentlich hat er noch recht lange Zeit, ehe er ein Gott wird. Er denkt an die Statuen der vergotteten früheren Kaiser. Dieser Triumph wird dazu beitragen, daß er eine Woche früher ein Gott wird. Der Wagen stößt. Vespasian schaut ächzend nach der Sonnenuhr.

Titus, auf dem zweiten Triumphwagen, sieht oft nach dem Amulett, das ihn vor Neid und bösem Blick schützen soll; denn neben ihm reitet sein Bruder Domitian, das Früchtchen. Aber die Sorge vor dem Neid des Bruders kann ihm den Stolz dieses Tages nicht verderben. Kalt strahlend steht er auf seinem Wagen, erhoben über alles Menschliche, der Soldat am Ziel, der fleischgewordene Jupiter. Wie er an der Kaiserlichen Loge vorbeikommt, ernüchtert er sich freilich auf eine kurze Weile. Die Frau ist nicht da, die Frau haben sie ihm genommen. Wem denn will er sich zeigen in seinem Glanz, was hat das alles für einen Sinn ohne die Frau? Sein Auge sucht unter der Menge, sucht auf den Plätzen des Zweiten Adels. Wie er Josef entdeckt hat, streckt er ihm den Arm zu, grüßend.

Die Wagen der Triumphatoren zogen weiter, machten halt am Fuß des Capitols. Augenzeugen meldeten: Simon Bar Giora ist gegeißelt, erwürgt. Ausrufer schrien es unters Volk. Jubelgeschrei: der Krieg war aus. Vespasian und sein Sohn stiegen herab von ihren Wagen. Opferten Schwein, Bock und Stier, um sich und das Heer zu entsühnen, falls man sich während des Feldzugs einer Gottheit mißliebig gemacht habe.

Die Armee mittlerweile defilierte in der Großen Rennbahn. Da zogen sie vorbei, zwei Kohorten von jeder Legion und der ganze Apparat, die Katapulte und Ballisten, der »Harte Julius« und die andern Widder alle. Stürmisch begrüßt wurden die Feldzeichen, die Goldenen Adler, der der Zwölften besonders, den man jetzt von den Juden zurückgeholt hat, wie man seinerzeit den Deutschen die Adler wieder abgenommen hat, die sie unter dem verräterischen Barbaren Hermann erbeutet haben. Josef sah die Armee vorbeimarschieren, fröhlich,« friedlich, voll gehaltener Kraft. Gewähr der Ordnung im Reich. Aber Josef kennt auch das andere Gesicht dieser Armee. Er weiß, diese alle sind Pedan. Er hat sie schreien hören: Hep, Hep, er hat sie tanzen sehen im Blutrausch über den Boden des Tempels, dessen Marmor verschwand unter Leichen.

Der Vorbeimarsch der Truppen dauerte lange. Viele, vor allem auf den Bänken des Adels, brachen auf. Josef hielt aus.

Noch einmal bis zum Ende sah er die Legionen, die er Stadt und Tempel hatte verwüsten sehen.

Am Abend dieses 8. April kamen einige jüdische Männer zum diensttuenden Aufseher des Mamertinischen Gefängnisses. Sie wiesen ein versiegeltes Schreiben vor. Der Aufseher las es und führte sie in den Keller des Gefängnisses, das sogenannte Kalte Badehaus, denn es war ursprünglich ein Brunnenhaus gewesen. In diesem verwahrlosten, finstern Raum hatte Simon Bar Giora geendet. Seine Leiche hätte dem Brauch zufolge des Nachts auf den Schindanger am Esquilin geworfen werden sollen. Aber die Männer hatten Erlaubnis, die Leiche zu übernehmen und mit ihr nach Belieben zu verfahren. Diese Erlaubnis hatte Claudius Regin erwirkt. Es war der Erlös seiner Perle, den er der Dame Cänis dafür bezahlt hatte.

Die Männer übernahmen also die striemenbedeckte, blutüberkrustete Leiche des jüdischen Feldherrn, legten sie auf eine Bahre, deckten sie zu. Führten sie durch die Stadt, die in festlicher Illumination strahlte. Sie gingen barfuß. Am Capenischen Tor erwarteten sie mehrere hundert andere Juden, unter ihnen Cajus Barzaarone. Auch sie gingen barfuß, und sie hatten ihr Gewand eingerissen. Sie brachten den Leichnam, alle fünfzig Schritte trugen ihn andere, auf der Appischen Straße bis zum zweiten Meilenstein links. Dort erwartete sie Claudius Regin. Sie brachten den Leichnam hinunter in die unterirdische Begräbnisstätte der Juden. Sie legten den Erwürgten in einen Sarg, betteten den blauschwarzen Kopf in Erde aus Judäa, gossen wohlriechende Wasser darüber. Dann verschlossen sie das Grab mit einer Platte. Darauf war in ungefügen griechischen Buchstaben eingeritzt: »Simon Bar Giora, Soldat Jahves.« Dann wuschen sie sich die Hände und verließen die Begräbnisstätte.

Josef kam aus der Großen Rennbahn nach Hause. Er hatte seine Aufgabe erfüllt, hatte sich nicht geschont, hatte den jüdischen Krieg mit angesehen bis zum Ende. Aber nun hatte er alle Kraft ausgegeben. Er sackte zusammen, fiel in einen totenähnlichen Schlaf.

Er war allein in dem großen, leeren, verwahrlosten Haus, nur der alte Leibeigene war da, niemand betreute ihn. Er schlief zwanzig Stunden. Dann erhob er sich, hockte nieder, in der Haltung eines Trauernden.

Ein Kurier des Kaiserlichen Palais kam mit dem glückkündenden Lorbeerreis. Als der Leibeigene ihn zu dem ungepflegten Menschen führte, der auf der Erde hockte, wild wachsenden Flaum ums Gesicht, die Kleider zerrissen, Asche auf dem Haupt, zweifelte er, ob dies wirklich der Adressat sei. Zögernd übergab er seinen Brief. Es war ein Handschreiben Vespasians, das Kaiserliche Sekretariat sei angewiesen, Josef Einblick zu geben in alle Dokumente, die er zu Zwecken seines Buches einsehen wolle. Außerdem verlieh ihm der Kaiser den Goldenen Ring des Zweiten Adels. Es war das erstemal, daß der Kurier, wenn er den Lorbeer trug, kein Trinkgeld erhielt. Josef begnügte sich, den Erhalt des Schreibens zu bestätigen. Dann hockte er nieder wie vorher.

Der Knabe Cornel kam. Der Leibeigene wagte nicht, ihn vor Josef zu lassen.

Nach sieben Tagen erhob sich Josef. Fragte, was inzwischen geschehen sei. Hörte von dem Knaben Cornel. Schickte nach ihm.

Die beiden, als der Knabe Cornel ein zweites Mal kam, sprachen nicht viel. Josef sagte, er brauche einen guten, zuverlässigen Sekretär. Ob Cornel ihm bei der Abfassung seines Buches helfen wolle. Cornel strahlte.

Noch am gleichen Tag begann Josef zu arbeiten.

»Es werden«, diktierte er, »wahrscheinlich mehrere versuchen, den Krieg der Juden gegen die Römer zu beschreiben, Autoren, die nicht Zeugen der Ereignisse waren und die angewiesen sind auf törichtes, widerspruchsvolles Gerede. Ich, Josef, des Matthias Sohn, Priester der Ersten Reihe aus Jerusalem, Augenzeuge von Anfang an, habe mich entschlossen, die Geschichte dieses Krieges zu schreiben, wie er wirklich war, den Heutigen zur Erinnerung, den Späteren zur Warnung.«

*Hier endet der erste der drei Romane über den Geschichtsschreiber Flavius Josephus.*